

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1647

Aktenzeichen

ohne

Titel

Sammlung von Referaten, Berichten, Rundbriefen u. ä. (Mischakte)

Band

Laufzeit

1969 - 1973

Enthält

Alphabetisch nach Verfassern geordnete Sammlung verschiedenster Texte zu theologischen u. missionarischen Themen; u. a. Friedrich-Wilhelm Marquardt: Sozialismus bei Karl Barth, 1972; Interview mit Philip Potter zur Grundlagenkrise der Mission, 1970; Ruhl

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

10 +

A k t e n n o t i z

zum Gespräch am 3. und 4. Juni 1971 in Barth

Teilnehmer: Pfarrer Simon
Frl. Stade, Greifswald
(Schulz und Fuhrmann haben abgesagt)
Merker und Wittenberg - Gäste aus Wismar
Göritz
Nixdorf
Schröder
Reimer
Meinel
Möller
Härter
Werischong
Krüger
Bieritz
Pfeiler
Schreiber (Katechetin)
Zietz
u. a.

Möller eröffnet das Gespräch und verweist auf das erste und zweite Zingsthofer Gespräch. Die Tagung jetzt steht unter dem Thema "Struktur und Bewußtsein". Im März 1970 (1. Zingsthofer Gespräch) war der Hauptakzent Zusammenführung Theologen und Laien. Beim 2. Gespräch ging es um die Kooperation im Kirchenkreis, und vielleicht möchten wir hinausgehen und die gesamte Situation der Kirche, in der wir uns befinden, bedenken.

Zunächst berichten die Freunde, und Schottstädt referiert "Zum Selbstverständnis der Partei und Fragen zur christlichen Existenz in einem sozialistischen Staat". Krüger unterstreicht, daß in der eigenen Gemeinde angefangen werden muß. Was hier nicht verwirklicht wird, kann auch darüberhinaus kaum geschehen. In seiner Gemeinde gibt es eine Zentralschule und eine Abdeckerei.

Bieritz verweist auf die Strukturfrage der Gesamtkirche. Es geht ihm um die Umwandlung der Verwaltung. Die Behörde sollte 1. ein Sekretariat werden, es sollte 2. daneben die Kirchenleitung existieren und 3. so etwas geben wie einen kirchlichen "Gerichtshof". 4. Der Bischof als Vorsitzender der Kirchenleitung soll auf Zeit bestellt werden. Er hat bei Beschlüssen das Vetorecht und wirkt vorwiegend als Repräsentant, überblickt die Außenvertretung zum Staat und zu anderen Kirchen hin.

Schottstädt fragt nach dem Modell der Kirche, das hinter den 4 Ebenen hervortrete. Er unterstreicht, daß heute auf allen Ebenen zu experimentieren sei und erklärt, wie früher, daß der Kirchenkreis das entscheidende Modell für die Gruppenbildung sei. Im Kirchenkreis sollte jeder seine besondere Aufgabe bekommen. Nach 3 Jahren soll eine Überprüfung der Aufgabenstellung und der Verteilung der Arbeitsschwerpunkte stattfinden. Der Konvent muß ein Arbeitsorgan werden, und aus dem Kirchenkreis heraus sollen vor allen Dingen Schwerpunkte Richtung Gesellschaft entwickelt werden. Dabei braucht es wesentlich die brüderlichen Tage. Bieritz erklärt, es gäbe zu wenig gesellschaftliche Orientierungen. Es gibt zu wenig starke Leute im Konvent. Viele sind Mitläufer, und der Ehrgeiz einzelner hält manche auf. Möglich ist ein theologischer Ausschuß, eine Arbeitsgruppe Gesellschaft und möglich sind auch Besuche bei einzelnen Brüdern.

Göritz berichtet über seine Arbeit in der Landwirtschaft und zeigt, was in der Landwirtschaft seit 1961 insgesamt passiert ist: Die Naturreligion der Bauern hat abgenommen. Es ist zwar immer noch ein Rest geblieben; die Umgestaltung hat wie ein Katalysator gewirkt. Heute erleben wir auf dem Lande die Entkirchlichung in 3 Generationen. Dieser Prozeß (Säkularisierung) wäre auch ohne den Sozialismus passiert. Den Leuten heute geht es auch auf dem Lande um ein gewisses Sozialprestige, und sie leben in der Mobilität. Diese beiden Punkte sind Hintergrund für die Entkirchlichung, besonders der 20- bis 60jährigen. Jeder Mensch braucht Anerkennung in der Gesellschaft, das heißt auf dem Dorf sich anpassen und sich distanzieren vom kirchlichen Geschehen. Das ist auf dem Dorf darum so wichtig, weil hier eine gewisse schützende Anonymität nicht vorhanden ist.

Die frühere Wirklichkeit in der Landbevölkerung sah so aus, daß nach einer Beteiligung in der Gesellschaft gesucht worden ist, und die Kirchlichkeit war immer sozialbestimmt (gemeinschaften, Sekten etc.).

Die Pastorenschaft klammert sich immer noch an Reste des Sozialprestiges einer vergangenen Zeit und an Reste von Religion. Wir sollten unsere Existenz aber vom Evangelium her bestimmen.

Die horizontale und vertikale Mobilität der ländlichen Bevölkerung wird immer stärker und wirkt sich auch im Blick auf das Bewußtsein aus. Die horizontale Mobilität ist Hilfe zur Kirchenentfremdung, die vertikale Mobilität schafft Karrieristen und Rentner. (?)

Konsequenzen für uns:

1. Wir sollten die gesellschaftliche Entwicklung auf dem Lande anerkennen und alle Restaurationsversuche aufgeben.
2. Wir sollten theologisch die Geschichte der Sekten und des Kirchenkampfes neu studieren. Dabei sollte uns die Frage nach der christlichen Verkündigung heute im Gegensatz zur Ghettosexistenz bewegen.

3. alle Gemeindearbeit faktisch umzustrukturieren, das Stehen in der Gesellschaft ernstnehmen; das gilt besonders im Blick auf die Laienschaft und den Gemeindevorstand. Und wir sollten uns den Leuten zwischen 20 und 60 Jahren stark zuwenden.

Menschen, die religiös werden, kommen zur Kirche. Mit ihnen soll intensiv gearbeitet werden. Dabei ist die parochiale Struktur zu verlassen, und es sind überparochiale Verantwortungsbereiche zu entdecken.

Fräulein Schreiber (Katechetin) spricht über den Unterricht. Sie sind mit zwei Katecheten an vier Schulen. Eine Schule liegt außerhalb von Barth. Ihre Kritik: Der Unterricht wird weiterhin zu schulisch aufgezoogen, und die Lehrplanelmodelle sind nicht gut. Das Ziel des Unterrichts ist ein Heimischwerden in der Kirche, und dies ist ein falsches Ziel.

In der Diskussion wird plädiert für Unterricht in Lebensgemeinschaften (vielleicht 3 Wochen im Jahr). Den Kindern sind Lebenshilfen zu bieten.

Das Spiel sollte eine starke Rolle spielen. Lebensgemeinschaften auf Zeit zwischen Eltern und Kindern. Dabei das gemeinsame Lesen, das gemeinsame Spielen.

Da die Katecheten überfordert sind - und das hängt mit ihrem schulischen Fixiertsein zusammen - ist die Gemeinde heute neu verantwortlich für die theologische Weiterentwicklung der Katecheten. Dafür muß Raum gegeben werden.

Neue Pläne sollten erstellt werden. Die Pläne sollten durchgesetzt werden bei denen, die mit Kindern arbeiten. Zwischen Pfarrern und Katecheten sind Arbeits- und Lebensgemeinschaften zu entwickeln.

Meinels Frage ist: Wie komme ich an jüngere Menschen - an unkirchliche - heran? Er versucht es durch Ehepaarkreise. Dort ist z.B. über den Aberglauben gesprochen worden. Die Themenstellung kommt aus dem Kreis.

Pfeiler verweist auf die Urlauberarbeit. Urlauber kommen in den Gottesdienst. Ihnen muß aber geholfen werden, ihre Freizeit schöpferisch zu gebrauchen. Dafür gibt es noch keine "Gesprächsarbeit" innerhalb der Saison.

→ *Heiter* - Kantor in Zingst - spielt Musik zur Entspannung.

Werischongs Thema ist es, die Jugend zu finden und mit der Jugend Dinge zu treiben, die ihr Spaß macht (Seelsorge).

Wittenberg hat das Thema "Städtearbeiter und Landleute", d.h. Leute, die in der Stadt arbeiten und auf dem Lande wohnen in der Zuordnung zu denen, die ganz ländlich existieren. Seine Frage: Wie schaffen wir es, Menschen zu engagieren?

Zietz befindet sich mit dem Konfirmandenunterricht in einer Experimentierphase - im Übergang zur Jugendstunde. In Velgast befindet sich eine Betriebsberufsschule mit Abitur.

Bieritz verweist noch einmal auf die 3 eingesetzten Ausschüsse: Kreisjugendausschuß, Diakonieausschuß und *Familienausschuß?* Diese Ausschubarbeit verlangt viele Strukturänderungen.

Diese Vorstellungen der einzelnen waren unheimlich wichtig für die darauffolgende Diskussion im Blick auf die Weiterentwicklung der Kirchenkreisarbeit. Meines Erachtens hat man zu viel Zeit verschwendet mit der Arbeit an der Gesamtstruktur der Greifswalder Kirche. Man sollte sich bescheiden auf den Kirchenkreis und hier gesellschaftsbezogene Gruppen vorantreiben.

Die Diskussion zum ^{id4}Referat Schottstädt ist hier nicht aufgefangen, ebenso ~~das~~ das Gespräch im Blick auf die Planung für das laufende Jahr 1971.

gez. Bruno Schottstädt

Was sind Christen der Welt schuldig?

- Thesen für einen Gesprächsabend -

am Montag, dem 8. Mai 1972, in der Bartholomäus-Gemeinde Berlin

1. Christen schulden der Welt die Liebe Gottes, sie sollen Nachahmer Gottes sein. So wie sich Gott in Jesus Christus für alle Menschen geopfert hat, sollen Christen sich für andere opfern (Eph.5,1ff.).
2. Die Hingabe der Christen äußert sich in alltäglichen Lebensfragen. Hier ist der Geist der Dankbarkeit zu leben und nicht der der Habsucht, des Schwätzens und der Unzucht.
3. Da unsere Welt eine institutionelle und organisierte Gesellschaft ist, haben wir uns zu fragen, wie der Geist der Hingabe inmitten von Produktion und Organisation zu geschehen hat.
Unser Dienst im Betrieb ist eingebunden in ganz bestimmte Sachzwänge. Wichtig ist darum für uns, wie wir uns darin verstehen und welche Möglichkeiten des Für-andere-da-seins es darüberhinaus noch gibt.
4. Vom Glauben her haben wir Hoffnung für die Welt, d.h. Hoffnung für den Sozialismus. Diese Hoffnung treibt uns zur "Eingliederung" in die Gesellschaft (Jerem.29, Suchet der Stadt Bestes).
5. Wir schulden der Welt den Dienst für andere als Experiment. Wir haben den Mut zum Experiment im Beruf, in der Familie, in der Freundschaft und auch in Organisationen. Weil wir nicht gesetzlich festgelegt sind, haben wir die Freiheit zum Scheitern im Experiment (Salzfunktion).
6. Wir haben in den Kirchengemeinden viel vom Engagement geredet, jetzt kommt es darauf an, die sozialistische Gesellschaft verantwortlich mitzugestalten.
Dabei brauchen wir Klarheit in folgenden Punkten:
 - 6.1. Der Sozialismus, den wir mitpraktizieren wollen, ist der, wie er in der DDR entwickelt wird.
 - 6.2. Dieser unser DDR-Sozialismus ist auch mit unserem Mittun weiterzuentwickeln.
 - 6.3. In unserer sozialistischen Gesellschaft haben wir uns mit den Menschen (und ihren Organisationen?) zu identifizieren.
 - 6.4. In unserer sozialistischen Gesellschaft üben wir Dauerreflexion über solche Identifizierung.

- 6.5. Wir wissen auch um die Konfrontation, die zu geschehen hat - allerdings nicht nur zwischen Kirche und Gesellschaft, sondern die Konfrontation geschieht zwischen Jesus Christus und der Gesellschaft. Und hier ist zu fragen, ob wir dazu mitgeholfen haben - eben, daß solche Konfrontation geschehen kann.
- 6.6. In unserer Gesellschaft müssen Aktionen von Christen zustandekommen,
 - 6.6.1. im Einzelengagement (Eigenverantwortung),
 - 6.6.2. im Rahmen von gesellschaftlichen Organisationen,
 - 6.6.3. in der Kirchengemeinde,
 - 6.6.4. mit der Gesamtkirche als Organisation.
7. Wir schulden unserer Gesellschaft eine offene Gemeinde, in der ein Leben für andere geübt werden kann.
Dazu gehört für uns:
 - 7.1. Wir lassen uns auf politische Aufgaben in der Gesellschaft ein.
 - 7.2. Wir besprechen gesellschaftliche Fragen in unseren Gemeindeversammlungen (existentielles Zeugnis).
 - 7.3. Wir gestalten neue Gottesdienste (je konkreter das Engagement, desto lebendiger der Gottesdienst).
 - 7.4. Wir verändern das Verhältnis Pfarrer - Laien mit Hilfe sachbezogener Arbeiten (mit Hilfe von Themen).
 - 7.5. Wir praktizieren Ökumene am Ort (keine konfessionelle Abgrenzung).
 - 7.6. Wir versuchen ein gutes Zusammenarbeiten mit Nichtchristen, die wir auch in unsere Versammlungen einladen.
 - 7.7. Wir kümmern uns um Geschädigte und Schwache und versuchen, solche immer wieder neu zu entdecken.
 - 7.8. Wir üben das Gebet für die Welt.

Scho/Se

Bild eines Absolventen der Sektion Theologie der
Humboldt - Universität zu Berlin

Die Sektion Theologie an der Humboldt-Universität bildet Studenten mit der Zielsetzung aus, Pfarrer einer evangelischen Gemeinde in der sozialistischen Gesellschaft der DDR zu werden. Das Bild des Absolventen der Sektion Theologie zeigt die Ziele, die sowohl in gesellschaftlich-politischer als auch in theologisch-fachlicher Erziehung und Ausbildung angestrebt werden. Der Absolvent der Sektion Theologie fühlt sich mit der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, der ersten wahrhaft menschlichen Gesellschaftsordnung in der Geschichte, fest verbunden und sieht in der DDR sein Vaterland. Er hat erkannt, daß der Imperialismus der erwiesene Feind von Frieden und gesellschaftlichem Fortschritt in unserer Epoche ist. Er hat aus der Geschichte gelernt, daß sich nur die Arbeiterklasse konsequent für Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt eingesetzt hat und einsetzt. Von daher ist ihm klar, daß der Sozialismus nur dort verwirklicht wird, wo die Arbeiterklasse im festen Bündnis mit allen Werktätigen durch ihre marxistisch-leninistische Partei der Gesellschaft führt. So erkennt er die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei, der SED, an, die in der Zusammenarbeit aller Parteien und gesellschaftlichen Kräfte ihren Ausdruck findet. Aus humanistischer Verantwortung bemüht er sich gemeinsam mit allen anderen Bürgern, durch aktive Mitwirkung innerhalb der sozialistischen Demokratie und durch politische Mitarbeit im Rahmen der Nationalen Front (z.B. in den Arbeitsgruppen "Christliche Kreise") einen festen Platz in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu finden. Er betrachtet die Verfassung, die sich die sozialistische Gesellschaft in der DDR gegeben hat, als Richtschnur seines Staatsbürgerlichen Handelns und begreift die Zusammengehörigkeit von Grundrechten und Grundpflichten. Er studiert auch nach Abschluß seiner Hochschulausbildung intensiv die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Marxismus-Leninismus von der Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, um sich einen begründeten parteilichen Standpunkt in der Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus ständig neu erarbeiten zu können. Dies befähigt ihn, seinen Gemeindegliedern in allen Entwicklungsproblemen auf ihrem Weg in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu helfen und dem Mißbrauch von Kirche und Theologie durch die imperialistische

./.

lung er nicht scheut. Er ist vertraut mit dem christlichen Ethos und weiß, daß er es nicht nur zu lehren, sondern auch zu leben hat. Er hat die Grundsätze seines Wirkens als Prediger, Lehrer und Seelsorger durchdacht und hat Verständnis gewonnen für die Überlieferungen kirchlichen Brauchtums, die Eigentümlichkeiten anderer Kirchen und auch nichtchristlicher Religionen sowie für das Erbe kirchlicher Kunst.

Während seines Studiums hat er gelernt, wissenschaftlich zu arbeiten und zu denken, so daß er in der Lage ist, sich während seiner Tätigkeit in der kirchlichen Praxis selbstständig weiterzubilden, sich mit neuen Ergebnissen der theologischen Forschung vertraut zu machen und auseinanderzusetzen. Nur so kann er den Anforderungen, die sowohl die Sache, die er zu vertreten hat, als auch seine Gemeinde an ihn stellen, gerecht werden. Er wird danach streben, in der Bewährung christlicher Liebe und im Bekenntnis christlichen Glaubens seiner Gemeinde ein Vorbild zu sein.

Dieses Ziel, daß der Absolvent die Universität als wissenschaftlich gebildeter, moralisch gefestigter, gesellschaftlich verantwortungsbewußter Charakter verläßt, ist nur zu erreichen, wenn der Student vom ersten Semester an das Leitbild seiner zukünftigen Existenz in Gesellschaft und Kirche vor Augen hat und schon

./.

Bild eines Absolventen der Sektion Theologie der
Humboldt - Universität zu Berlin

Die Sektion Theologie an der Humboldt-Universität bildet Studenten mit der Zielsetzung aus, Pfarrer einer evangelischen Gemeinde in der sozialistischen Gesellschaft der DDR zu werden. Das Bild des Absolventen der Sektion Theologie zeigt die Ziele, die sowohl in gesellschaftlich-politischer als auch in theologisch-fachlicher Erziehung und Ausbildung angestrebt werden.

Der Absolvent der Sektion Theologie fühlt sich mit der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, der ersten wahrhaft menschlichen Gesellschaftsordnung in der Geschichte, fest verbunden und sieht in der DDR sein Vaterland. Er hat erkannt, daß der Imperialismus der erwiesene Feind von Frieden und gesellschaftlichem Fortschritt in unserer Epoche ist. Er hat aus der Geschichte gelernt, daß sich nur die Arbeiterklasse konsequent für Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt eingesetzt hat und einsetzt. Von daher ist ihm klar, daß der Sozialismus nur dort verwirklicht wird, wo die Arbeiterklasse im festen Bündnis mit allen Werktätigen durch ihre marxistisch-leninistische Partei der Gesellschaft führt. So erkennt er die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei, der SED, an, die in der Zusammenarbeit aller Parteien und gesellschaftlichen Kräfte ihren Ausdruck findet. Aus humanistischer Verantwortung bemüht er sich gemeinsam mit allen anderen Bürgern, durch aktive Mitwirkung innerhalb der sozialistischen Demokratie und durch politische Mitarbeit im Rahmen der Nationalen Front (z.B. in den Arbeitsgruppen "Christliche Kreise") einen festen Platz in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu finden. Er betrachtet die Verfassung, die sich die sozialistische Gesellschaft in der DDR gegeben hat, als Richtschnur seines staatsbürgerlichen Handelns und begreift die Zusammengehörigkeit von Grundrechten und Grundpflichten. Er studiert auch nach Abschluß seiner Hochschulausbildung intensiv die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Marxismus-Leninismus von der Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, um sich einen begründeten parteilichen Standpunkt in der Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus ständig neu erarbeiten zu können. Dies befähigt ihn, seinen Gemeindegliedern in allen Entwicklungsproblemen auf ihrem Weg in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu helfen und dem Mißbrauch von Kirche und Theologie durch die imperialistische

Globalstrategie ,insbesondere der Vorbereitung antikommunistischer Parolen und konvergenztheoretischer Spekulationen,wirksam entgegenzutreten. Im gesellschaftlichen Engagement für den Sozialismus wird er seiner Gemeinde ein Beispiel geben.

Der Absolvent der Sektion Theologie hat sich während seines Hochschulstudiums alle jenen Erkenntnisse zu eigen gemacht, die für eine erfolgreiche Ausübung seines Berufes Voraussetzung sind. Er ist vertraut mit der Bibel in ihren Ursprachen und vermag ihre Botschaft seiner Gemeinde verständlich zu machen und zu bezeugen, so daß diese Botschaft ihr zur Lebenshilfe und zum Auftrag wird. Er kennt die Wege und die Irrwege, auf denen die christliche Gemeinde in ihrer Geschichte geschritten ist. Diese Kenntnis hilft ihm, die gegenwärtige Position seiner Kirche richtig zu erkennen und für seine eigene Tätigkeit aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Vor innerkirchlichen Anfeindungen, die ihn deshalb treffen könnten, schreckt er nicht zurück. Er verfügt über solide Wissensgrundlagen in den christlichen Glaubenslehren, kennt die Geschichte ihrer Entstehung, bejaht ihre reformatorische Interpretation und müht sich ständig um eine eigene theologische Position, deren immer erneute kritische Prüfung er nicht scheut. Er ist vertraut mit den Fragen eines christlichen Ethos und weiß, daß er es nicht nur zu lehren, sondern auch zu leben hat. Er hat die Grundsätze seines Wirkens als Prediger, Lehrer und Seelsorger durchdacht und hat Verständnis gewonnen für die Überlieferungen kirchlichen Brauchtums, die Eigentümlichkeiten anderer Kirchen und auch nichtchristlicher Religionen sowie für das Erbe kirchlicher Kunst.

Während seines Studiums hat er gelernt, wissenschaftlich zu arbeiten und zu denken, so daß er in der Lage ist, sich während seiner Tätigkeit in der kirchlichen Praxis selbstständig weiterzubilden, sich mit neuen Ergebnissen der theologischen Forschung vertraut zu machen und auseinanderzusetzen. Nur so kann er den Anforderungen, die sowohl die Sache, die er zu vertreten hat, als auch seine Gemeinde an ihn stellen, gerecht werden. Er wird danach streben, in der Bewährung christlicher Liebe und im Bekenntnis christlichen Glaubens seiner Gemeinde ein Vorbild zu sein.

Dieses Ziel, daß der Absolvent die Universität als wissenschaftlich gebildeter, moralisch gefestigter, gesellschaftlich verantwortungsbewußter Charakter verläßt, ist nur zu erreichen, wenn der Student vom ersten Semester an das Leitbild seiner zukünftigen Existenz in Gesellschaft und Kirche vor Augen hat und schon

während seiner Ausbildungszeit in der aktiven gesellschaftlich - politischen Arbeit an der Universität - vor allem in der FDJ - und in allen Studienaufgaben Vorbildliches zu leisten. Es muß dabei bereits dem Studenten deutlich werden, daß die theologisch-kirchliche Arbeit und das Engagement für die Gesellschaft nicht beziehungslos nebeneinander stehen. Vielmehr gehört es gerade ganz wesentlich zum biblisch begründeten Auftrag jedes Christen, für das Gedeihen der Gesellschaft, in der er lebt, verantwortungsbewußt zu wirken. Der Absolvent der Sektion Theologie wird in seiner Tätigkeit als Pastor einer evangelischen Gemeinde diese spannungsvolle Einheit von theologischer und gesellschaftlicher Verantwortung in besonderem Maße zu bewähren haben. Das kann nur in konkretem Handeln geschehen. Dann aber wird sein Zeugnis in der Gemeinde glaubwürdig und sein politischer Standpunkt überzeugungskräftig sein.

(Dieses Absolventenbild wurde in der Arbeitsgemeinschaft 'Hochschulreform' der FDJ Grundorganisation unter Mitwirkung des Lehrkörpers erarbeitet und vom Rat der Theologischen Fakultät nach sorgfältiger Endredaktion am 2. Januar 1970 verabschiedet.

An der Sektion Theologie werden neben Pastoren selbstverständlich auch Kader für wissenschaftliche und gesellschaftliche Funktionen verschiedener Art außerhalb der kirchlichen Praxis ausgebildet. Da dies aber immer nur wenige Sonderfälle sind, meinten wir, auf eine ausdrückliche Berücksichtigung im Absolventenbild verzichten zu können.)

gez. Prof. Dr. Bernhardt

Dekan

Glaubensbewährung im Miteinander

Zu staatsbürgerlicher Verantwortung gerufen

Zu den Teilnehmern der erweiterten Tagung des Nationalrats der Nationalen Front der DDR in Dresden, die von ihrem Erfahrungsbereich her zu den auf dieser Beratung zur Debatte stehenden Aufgaben und Zielen der Nationalen Front das Wort ergriffen, gehörte auch Unionsfreund Pfarrer Horst Branig, Zichow. Wir geben im folgenden Auszüge aus seinem Diskussionsbeitrag wieder.

Alle Kräfte sind aufgerufen, die sozialistische Gesellschaft zu gestalten. Es geht um gemeinsames Handeln zum Wohle der Menschen und zum Glück des Volkes.

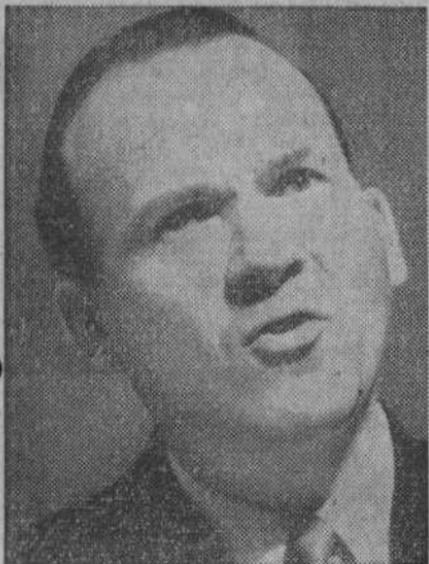
Wir Christen sind befreit zu ständig neuem Tun. Der persönliche Einsatz und das stärkste Bemühen, das Beste zu geben und das Beste für uns alle und für unsere Zeit zu machen, wird auch selbstverständlich von jedem Christen heute gefordert. Unser Engagement an den gesellschaftlichen und politischen Aufgaben ist nur so wahrhaftig und glaubhaft.

Es ist eine beglückende Tatsache, daß besonders in den letzten Jahren die Zahl der kirchlichen Mitarbeiter zunehmend gewachsen ist: Pfarrer, Pastoren, Diakone und andere, die

tor Ihrer geistigen Entwicklung und zu einem Orientierungspunkt für ihr praktisches Handeln in Gesellschaft und Kirche wurde. Dabei ist betont worden: „Der Kampf für den Frieden und die Erneuerung der Gesellschaft ist heute für viele Christen zum wichtigsten Kriterium für die Bewährung ihres Glaubens in der Welt geworden.“

Es erscheint mir beachtenswert, daß in den Bericht der Kirchenleitung der letzten Tagung der Synode Berlin-Brandenburg die Problematik der Abgrenzung aufgenommen wurde. Dazu sagte Bischof D. Dr. Schönherr, der zugleich Vorsitzender des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR ist: „Wir dürfen die Augen nicht verschließen vor den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten, besonders vor dem weithin in aller Schärfe bestehenden Gegensatz zweier Gesellschaftsordnungen. Es wäre unrealistisch, aus der Tatsache der Entspannung und dem Programm der friedlichen Koexistenz, die ein gewisses Maß von Kooperation und gutnachbarlichen Beziehungen einschließt, die Folgerung zu ziehen, daß es nunmehr zu einem unkontrollierbaren Hin und Her, ja, zum Ueberspielen staatlicher Grenzen kommen könnte. Nach Lage der Dinge entspricht der Entspannung die politische und die ideologische Abgrenzung.“ Diese wichtigen Sätze können nicht nur als Feststellung eines Tatbestandes gewertet, sondern müssen doch wohl als ein Programm für die zukünftige Arbeit der Kirchen in der DDR verstanden werden. Ueber solche Worte freuen wir uns, weil sie im Einklang stehen mit den politischen und gesellschaftlichen Realitäten, wie sie sich auf unserem Kontinent und über seine Grenzen hinaus herausgebildet haben.

Nicht gering ist die Zahl der Aufgaben, über die heute hier beraten wird und die nun ihrer Verwirklichung durch die Ausschüsse der Nationalen Front, durch Hausgemeinschaften, durch unser ganzes Volk harren. Es sind notwendige Aufgaben, die alle dem Wohle des Menschen dienen und die wir uns im Miteinander selbst stellen – und deshalb sind es auch schöne Aufgaben. Ihnen gehört meine Unterstützung, für ihre Lösung will auch ich meinen Beitrag leisten: als Vorsitzender der Arbeitsgruppe Christliche Kreise bei meinem Kreisausschuß Angermünde, als Mitglied der Arbeitsgruppe Christliche Kreise beim Nationalrat, als Staatsbürger der DDR.



hinzugelernt haben und somit zum Dienst in der Gesellschaft befähigt sind, die zusammen mit Andersdenkenden als Christen und bewußte Bürger unseres Staates an der Lösung gegenwärtiger gesellschaftlicher Aufgaben mitwirken. Aus einem neuen Bewußtsein treten sie für Frieden und Sozialismus, gegen Imperialismus und Antikommunismus ein und werden somit ihrer staatsbürgerlichen Verantwortung und christlichen Verpflichtung gerecht.

Auf einer bedeutsamen Veranstaltung mit kirchlichen Amtsträgern und Universitäts-theologen in Potsdam anlässlich des 50. Jahrestages der Bildung der UdSSR konnte festgestellt werden, daß die Sowjetunion für viele Theologen und kirchliche Amtsträger zu einem wichtigen Fak-

erk — neu akzentuiert

o und Julia" in einer Fassung der Komischen Oper

lingt, das Neue, das nicht gerade einer geistvollen Phantasie entsprungen ist, nahtlos in das Geschehen zu integrieren. Da steht vieles plakativ für sich und verselbständigt sich virtuos — die lebensfrohen Volksszenen, die farbigen Karnevalsbilder oder die so übertrieben karikierte direkt deformierte Gesellschaft der Capulets (aus der immerhin eine Julia hervorgegangen ist), die dann nicht mehr starr oder skurrill, sondern lediglich ulkig und kleinkariert wirkt. Daß die Prokofjewsche Partitur, die sich durch einzigartige Charakterisierungskunst auszeichnet, mit der Konzeption der Komischen Oper nicht voll übereinstimmt, kann nicht wundernehmen.

Tanzende Schauspieler

Aber Schillings Inszenierung und Choreographie hat auch Höhepunkte. Sie sind immer da zu finden, wo er mit seinen Haupthelden, seinem „Star“-Paar, mit Hannelore Bey und Roland Gawlik als tanzenden Schauspielern die Szene beherrscht. Wenn uns da durch frühere Choreographien auch vieles bekannt und im

Beide wurden zu Recht am Premierenabend in der Komischen Oper mit Beifall überschüttet. Aber beide ließen auch erkennen, beispielsweise in der bildschönen Balkonszene oder der unter anderen von Schilling neu erfundenen Simultanszene, die zugleich Julia in ihrem Zimmer vor dem Tod und Romeo im Kerker zeigt, wie ausschließlich und eingleisig die Inszenierung auf die beiden Hauptdarsteller abgestellt ist. Den Figuren um Romeo und Julia herum fehlt die nötige Individualität. Wie gering sind doch von Schilling die tänzerischen Möglichkeiten für den von Prokofjew mit so viel ironischem Witz und geistprühender Bravour ausgestatteten Mercutio (Frank Bey) oder für den sympathischen Benvolio (Harald Wandtke) bemessen, und wie wenig geht einem doch der Auftritt des heimtückischen Tybalt (Till Heinze) unter die Haut! Und den Charakter des Paters (Heinz Kretzschmann), dem im Original als dem Mann der Versöhnung eine so wichtige Funktion zukommt, kann man mit Sicherheit in dieser Version nicht ausmachen.

War Tom Schilling, dem wir so



DIE LIEBE DES FISCHERS
ROMEO zu Julia zerbricht an dem Klassenkonflikt. In neuer Deutung erlebte das Prokofjew-Ballett an der Komischen Oper Berlin seine Premiere. Die Titelfiguren tanzten Hannelore Bey und Roland Gawlik. Foto: Saeger

viele charmante, experimentierfreudige, von Heiterkeit überquellende Choreographien und delikate Sketche zu danken haben, gut beraten, dieses dramatische Shakespeare-Ballett zu inszenieren und umzufunktionieren? Nichts ist gegen eine phantasievolle, gegenwartstheoretische Regie einzuwenden.

Das Departement für religiöse Studien in Makerere
=====

Prof. Bürki 19.9.1969

Makerere, ursprünglich als christliches College gegründet, aber heute nur noch ein Teil im Rahmen zweier weiterer Universitätsgründungen in Nairobi und Daresalam, besitzt ein "Departement für religiöse Studien" - keine theologische Fakultät! - denn Muslims sind daran beteiligt und Hindus möchten es gerne sein. Außerdem sind die beiden Kirchen Ugandas beteiligt, die röm.-kath. und die anglikanische Kirche. Es ist ein Versuch, die Dinge des christlichen Glaubens in engerer Verbindung mit Vertretern der anderen Religionen zu tun, und um einen anderen Preis ist das auch nicht zu haben an einer solchen staatlichen Universität.

Konsequenzen für die Arbeit: nicht direkte Ausbildung für kirchlichen Dienst, sondern es sind Studierende, die im Sinne des englischen Studiums einen allgemeinen Grad erwerben und auch noch andere Fächer belegt haben. So ergibt sich Kontakt zur jungen afrikanischen Intelligenz. Education ist das magische Wort für junge Afrikaner, so ist der Andrang groß.

Bisher gab es Studentepfarrer an der Universität, jetzt gibt es das Gespräch zwischen der christlichen Theologie und dem islamischen Studium, im Kontakt etwa mit Soziologie. Ein starkes Zentrum an dieser Universität ist das "Institut für Gesellschaftsfragen in Ostafrika" geworden. Das Zusammensein in dieser Arbeitsgemeinschaft ist nicht nur eine fruchtbare, sondern geradezu eine missionarische Situation. Es zeigt sich immer wieder, daß die Studenten, die mit ihrer Kritik und mit ihren Fragen kamen, doch an dem Punkt zu hören bereit waren, wo es gelang, Fragen des christlichen Glaubens hineinzuübersetzen in die sie beschäftigenden Probleme, z. B. Nation-Building, Familie, Tradition usw..

Mit dem afrikanischen Nationalismus geht eine Art Renaissance der afrikanischen Wertwelt Hand in Hand, indem man sich ganz bewußt wieder um Werte kümmert, die die Väter einmal gekannt haben, aber nun eben nicht mehr in religiöser Verbundenheit. Man versucht, ähnlich wie Präsident Senghor, im Stile eines afrikanischen Humanismus & auch Sozialismus, etwa in Tanzania - das wiederzuentdecken, zu bewahren und wieder neu ins Bewußtsein zu bringen, was urtümlich afrikanisch ist, worin man seine eigene Identität findet. Zum Beispiel Nyereres Begründung des Sozialismus als ursprünglich afrikanische Angelegenheit (das ursprüngliche Gemeinschaftsverhältnis, in das der Einzelne gliedhaft schon immer eingefügt war, und dem Interesse des Ganzen zu dienen hatte).

Hier liegt die Chance der afrikanischen Kirchen, ihre Dinge dabei in Gespräch und Kontakten noch einmal neu zu durchdenken. Es ist eine große Aufgabe für eine Kirche, die bisher gewöhnt war, im Stile der Landgemeinden ihre Dinge direkt auszurichten an den noch auf dem Lande lebenden, von der modernen Welt unberührten Afrikaner. Jetzt kommen kritische Fragen und spezielle Inter-

essen, auch im Blick auf das Gespräch über die Bibel.

Die große Chance des Departments zeigt sich darin, ein Universitätsdiplom für Theologie für alle kirchlichen Seminare in Ostafrika anzubieten, in denen Pfarrer ausgebildet werden. Frage an die Kirchen war: wie sie in Zukunft die theologische Ausbildung aufbauen und den Pfarrern einen Abschluß zukommen lassen, der sie teilnehmen läßt am allgemeinen Anstieg des Bildungsniveaus.

Lösung: Die Kirchen haben sich in Ausbildungsfragen zusammenschlossen, so daß die Universität Ostafrikas in Makerere eine Abschlußprüfung anbieten kann, für die der Betreffende ein Universitätsdiplom erhält. Dadurch sind die Kirchen zu einer weitgehenden Zusammenarbeit gekommen, an der auch die katholische Kirche mit ihren Priesterseminaren beteiligt ist; Abstimmung der Lehrpläne, Frage nach dem jeweiligen Spezifikum usw.. So ist, mit ganz wenigen Ausnahmen, eine Bewegung in Gang gekommen, die dafür sorgt, daß in Zukunft die Pfarrer in ganz Ostafrika in etwa eine gemeinsame Ausbildung haben, zwar an verschiedenen Orten und mit Berücksichtigung der verschiedenen kirchlichen und konfessionellen Traditionen und Bindungen. Es gibt Beratung in Literaturfragen und gemeinsame Dozentenkonferenzen aller Seminare über weitere Verbesserungen der Ausbildung.

Das Gespräch der Religionen beginnt in einem Lande, in dem die Christen nicht alleine sind, wo es aber deutlich wird, daß die Initiative zu solchen Gesprächen doch ganz stark von den Christen ausgegangen ist, und auch die Gründung dieses Departments im Grunde ein Ergebnis der Präsenz der Christen an dieser Universität ist (Studentenpfarrer). Ähnliche Gründungen gibt es nun auch an anderen afrikanischen Universitäten, etwa 4 oder 5. Die erste Konferenz der Mitarbeiter solcher Institutionen fand in Suka (Ghana) statt. Hier wurde betont, daß dies eine Aufgabe der Zukunft ist, die die Kirchen unterstützen sollten. Es scheint eine Möglichkeit in Tanzania zu geben, aber es müßte ein gemeinsames Projekt der Kirchen von Tanzania sein, die Katholiken sind dazu bereit. Auch die Moslems müßten dafür gewonnen werden, dann wäre es realisierbar.

Kirche auf der Suche nach neuer Ethik

Am letzten Wochenende im September traf man sich in Cottbus zum Kirchentagskongreß unter dem Motto „Kirchen auf der Suche“. Wie aus Befragungen hervorgeht, kamen die 120 Teilnehmer mit hohen Erwartungen, von denen zwar nicht alle, aber einige erfüllt wurden. Befriedigt waren die Teilnehmer: von der Gemeinschaft, die aus dem Meinungsaustausch erwuchs; von den Informationen zu den vier Sachgebieten: Ökumenische Arbeit vor Ort, die „treffende“ Sprache, neue Ethik, Frieden und Gerechtigkeit; von der Gestaltung der gottesdienstlichen Zusammenkünfte mit Musik und Sprechertexten (Lothar Graap, Johannes Prkno und Hans Strzelczyk). Über die Arbeitsgruppen I, II und IV werden wir in den nächsten Ausgaben der PK an Hand von Teilnehmerbriefen berichten. An den Anfang stellen wir eine zusammenfassende Darstellung der Arbeit von Gruppe III: „Kirchen auf der Suche nach neuer Ethik“ von Hans Chudoba. Das Gesamtmaterial über den Kirchentags-Kongreß Cottbus stellte uns Ekkhard Runge (Cottbus) zur Verfügung.

Es begann mit der Suche nach einem Faß. „Diogenes in der Tonne“ sollte nämlich die Arbeit der Gruppe III eröffnen. In einem kleinen Sketch interviewten die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe Herrn Diogenes von Sinope (nur Eingeweihte wußten, daß seine Antworten von mehreren Vertretern der stoischen Philosophie – Epiktet, Seneca, Marc Aurel – stammten). Ein Interviewausschnitt kennzeichnet schlaglichtartig die Situation der Arbeitsgruppe III:

Frage: Herr Diogenes, Sie scheinen zu wissen, daß wir uns gerade auf der Suche befinden, nämlich auf der Suche nach einer neuen Ethik. Nur ist uns der Sinn des Suchens noch nicht so recht

klargeworden, weil wir nicht wissen, wohin die Suche führen soll.

Antwort: Bei allem, was du tust, bedenke die notwendigen Voraussetzungen und die Folgen, dann erst beginne; andernfalls wirst du zwar voll Eifer daran gehen, da du eben die Umstände nicht bedacht hast; wenn aber Schwierigkeiten kommen, wirst du mit Schande aufhören...

Und Schwierigkeiten kamen. Aber aufgehört haben wir nicht; im Gegenteil: Es wurde sogar bei der Zusammenfassung am Abend gefordert, daß unbedingt an der Fragestellung „Brauchen wir eine neue Ethik?“ weitergearbeitet werden müßte.

In der theseartigen Zusammenfassung, die im Gottesdienst als Bericht der Gruppe vorgetragen wurde, formulierten wir: „Wir sind der Meinung, daß die alten biblischen Normen uns noch immer helfen können, wenn wir sie neu in unsere heutige Wirklichkeit übertragen.“ – Aber genau hier setzten die Schwierigkeiten ein. Das Übertragen, mit dem sich drei Untergruppen an konkreten Themen befaßten, ließ alle manchmal recht hitzig diskutieren, brachte aber kein Endergebnis, das man „getrost nach Hause tragen“ konnte.

Die 27 Teilnehmer der Arbeitsgruppe kamen bis auf je zwei Lehrerinnen, Hausfrauen und Pastoren aus technischen und medizinischen Berufen; den zwölf Männern standen fünfzehn Frauen gegenüber. Die älteste Teilnehmerin war 59, die jüngste 18 Jahre alt, die meisten gehörten den Jahrgängen 1929 bis 1954 an. Das Gesprächsklima wurde als angenehm bezeichnet; es gab keine Dauerredner in der Gruppe und jeder kam zu Wort.

Das Thema wurde in drei Fragen aufgegliedert: 1. Wann beginnt der Mensch zu leben? – 2. Schafft der Mensch sich selbst? – 3. Wie verhält sich der Mensch zu seiner Umwelt? Auf eine vierte, speziell theologische Untergruppe mußte – zuerst aus Mangel an Mitarbeitern – verzichtet werden, doch ergab sich im Laufe der Diskussion, daß die Frage nach neuer Ethik sich aus nur theologischer Sicht auch gar nicht behandeln ließe.

Wenn wir Ethik allgemein als „die Lehre vom sittlichen Wollen und Handeln der Menschen untereinander und in Beziehung zur Gesellschaft“ verstehen, können wir im Grunde kein Gebiet des menschlichen Lebens ausklammern.

Gehört die Ethik also in die Anthropologie (Lehre vom Menschen)? Welche Aufgabe hätte dann eine theologische Ethik? – An diesen Fragestellungen wird die Unsicherheit erkennbar, in der sich die gesamte Arbeitsgruppe befand. Sie einigte sich schließlich auf eine Formulierung von Hans-Georg Fritzsche, der Ethik als „Entscheidung“ versteht. Die Gruppe suchte demnach mit ihren Fragen nach Entscheidungshilfen für christliches Verhalten in dieser Welt.

Ein Zitat von Fritzsche diente den Teilnehmern gleichsam als Geländer, an dem sie sich entlangtasten konnten: „Christliche Ethik erwartet vom Christen kein Handeln, zu dem nicht auch der Nichtchrist fähig wäre; aber sie kann nicht umgekehrt jedes nichtchristliche Handeln als auch christlich möglich bejahen und bedarf deswegen doch des Kriteriums eigener Normen.“

Diese Normen dürfen von uns aber nicht in den Rang von unwiderruflichen Postulaten erhoben werden. Wenn wir Normen aufstellen, müssen wir gleichzeitig die Hilfen anzeigen, die überhaupt eine Erfüllung der Forderungen ermöglichen. – Das wurde am deutlichsten in der 1. Untergruppe, in der es um die Schwangerschaftsunterbrechung ging. Es genügt in keinem Fall, wenn

(Schluß auf Seite 7)

Kirchen auf der Suche ...

(Schluß von Seite 5)

die Kirche die Schwangerschaftsunterbrechung als Tötung im Sinne des fünften Gebotes hinstellt. Sie hat sich auch und in erster Linie darüber Gedanken zu machen, wie den Müttern und den Kindern, die dann „leben müssen“, zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen werden kann. Die Gruppe hielt es für verantwortungslos, eine Frau in der Entscheidung über eine Schwangerschaftsunterbrechung allein zu lassen. Zwar sei der Geburtsakt biologisch allein Sache der Frau, aber das Kind und seine Mutter lebten in vielfältigen und notwendigen Beziehungen zu anderen Menschen und zur Umwelt. Somit trage die Gesellschaft – und die christliche Gemeinde sei Teil davon – Mitverantwortung dafür, ob Leben vernichtet oder angenommen werde.

Wie stark die Gesellschaftsbezüge auf die Entscheidungen des einzelnen einwirken können, war nicht allen Gesprächsteilnehmern einsichtig. So wurde die Meinung laut: Der Christ habe eine Entscheidung aus dem Glauben unter Umständen auch gegen solche Bezüge festzuhalten. Dabei wurde nicht beachtet, daß Glauben niemals die Angelegenheit eines einzelnen mit Gott sein kann, sondern ihn gerade auf andere Menschen hinweist. Die oben skizzierte Haltung wurde durch ein Zitat von Arno Plack in Frage gestellt: „Eine wissenschaftliche Ethik hat sich nicht dafür zu interessieren, wie dem einzelnen noch besser, noch wirkungsvoller ‚das Gute‘ gepredigt oder gar ‚eingepflanzt‘ werden kann, sondern dafür, wie die soziale Ordnung beschaffen sein muß, in der ursprüngliche Menschenliebe nicht faktisch bestraft wird – durch Mißerfolg oder Isolierung.“

Ganz bewußt um soziale Ordnung ging es in den beiden anderen Untergruppen. Die Gruppe 2 beschäftigte sich mit der genetischen Veränderbarkeit des Menschen. Dabei wurde festgestellt, die Wissenschaft lasse auf diesem Gebiet schon gewaltige Möglichkeiten erkennen, die aber technisch-organisatorisch noch nicht in für die Menschheit brauchbare Verfahren umzusetzen seien. Es werde aber auf das Verantwortungsbewußtsein der an solchen Problemen arbeitenden Wissenschaftler und auf die Beschaffenheit der sozialen Ordnung, in der sie leben, ankommen, ob der Eingriff in Vererbungsvorgänge der Menschheit dienlich sei. Die Untergruppe bedauert, daß sie sich – aus Mangel an Fachberatern – nur auf Bücherwissen verlassen konnte.

In Untergruppe 3 dagegen gab es die Möglichkeit, die ganz praktische Frage der Umweltverschmutzung zu behandeln. Als positiv wurde festgestellt, daß unser Staat dieses internationale Problem in vorbildlicher Weise anpackt und seine Lösung tatkräftig unterstützt. Hier sah es die Gruppe als eine Aufgabe der Christen an, noch viel stärker als bisher bewußtseinsbildend zu wirken und die erschreckende Unwissenheit auf diesem Gebiet beseitigen zu helfen. Bei der abschließenden Bespre-

chung aller Teilnehmer der Arbeitsgruppe III wurde an der Arbeitsmethode kritisiert, daß die Abteilung in Untergruppen die Kontaktaufnahme untereinander behindere. Außerdem wünschten alle, besser über die Arbeitsergebnisse der Untergruppen informiert zu werden.

Gesamtfazit: Die Suche nach Entscheidungshilfen muß weitergehen! Christliche Ethik erfordert: Mehr und bessere Informationen – Diskussionen – Aktionen!

U. Lauer

Was ist Gruppenarbeit?

(Referat von Frau Direktorin Fengler, gehalten auf der Provinzialsynode Berlin-Brandenburg am 8. Mai 1971 in Berlin-Weißensee)

Sie haben nun soviel über Gruppen gehört in der letzten Stunde. Ich könnte mir vorstellen, daß es uns hilfreich gewesen wäre, wenn wir heute nicht nur sehr viel über Gruppen gehört hätten, sondern im Laufe der letzten 12 Stunden auch die unmittelbare Erfahrung an uns selber hätten machen können, was Gruppenarbeit ist.

Ich möchte ein paar allgemeine Erfahrungen mit Gruppenarbeit mitteilen zu dem Zweck, daß diejenigen unter Ihnen, die sich überlegen, ob sie etwas ähnliches beginnen können, sich die Kosten überlegen können und daß die, die schon angefangen haben, vielleicht ein wenig ermuntert werden. Das würde ich mir wünschen.

Gruppen kann man sehr unterschiedlich bestimmen. Zunächst spielt für uns die Größe eine Rolle. In den Berichten tauchten Gruppen von sehr unterschiedlicher Größe auf. Wenn ich mir vorstelle, wie ein Gemeindetag im Kirchenkreis Bernau aussieht, dann bilden dort mindestens 50 oder 60 Menschen, die zusammenkommen, für eine begrenzte Zeit eine Gruppe. Ich habe den Bericht so verstanden, daß der Sinn dieser Gruppenbildung ist, daß Menschen aus ihrer Vereinzelung herausgeführt werden und ihnen Möglichkeiten des gemeindlichen Zusammenlebens geboten werden, die sie sonst an ihren kleinen Orten nicht hätten.

Dann sind uns kleine Gruppen in den Berichten begegnet, und zwar kleine Gruppen, die ad hoc zusammenkommen und sich sehr schnell wieder auflösen und kleine Gruppen, die für eine längere Zeit zusammen sind. Es ist, glaube ich, nicht nötig, hier eine bestimmte Zeit festzusetzen, die notwendig ist, damit man von einer dauerhaften Gruppe sprechen kann. Wichtig ist, daß eine Gruppe soviel Zeit miteinander bekommt, daß sich in ihr ein Gruppenprozeß entwickeln kann. Die kleine überschaubare Gruppe, die nur einmal zusammenkommt, hat ihre Chancen. Wir haben davon gehört. Die kleine Gruppe, die für eine längere Zeit zusammenkommt, hat andere Chancen, und wir werden auf die Dauer sicher nicht darauf verzichten können, auch ein paar stetige Gruppen zu haben.

Zu den Chancen der kleinen überschaubaren Gruppen möchte ich jetzt etwas sagen. Wir beschäftigen uns bei dieser Synode mit der übergreifenden gemeindlichen Zusammenarbeit als Hilfe zu Zeugnis und Dienst. Alle Berichte, die wir gehört haben, waren Versuche, Hilfen zu geben für Zeugnis und Dienst. Seit Jahren reden wir davon, daß sich die Welt in einem ständigen Wandel befindet, und wir alle erfahren diese Veränderungen. Aber wir alle erfahren sie nicht auf die gleiche Weise. So kommt es, daß unter uns eine große Fülle unterschiedlicher Erfahrungen, Erkenntnisse und Einstellungen vorhanden ist. Aber dauernd bewegt es uns, daß wir im Grunde gar nicht nachkommen damit, die Informationen zu verarbeiten. Wir können sie noch nicht einmal alle aufnehmen, geschweige denn, daß wir die



Informationen und unsere Erfahrungen mit unseren Glaubensbekenntnissen und mit den Aussagen der Bibel konfrontieren könnten. So bekommen wir den Eindruck, daß unser Zeugnis nicht mehr in die Situation trifft, daß wir mit unserem kirchlichen Leben und Dienst in einer Welt verharren, die nicht mehr unsere Alltagswelt ist. Das bringt uns manchmal in eine gewisse Resignation, und aus dieser Resignation heraus erwarten wir manchmal von den Pfarrern etwas, was sie gar nicht leisten können. Wir erwarten, daß sie die Verarbeitung, die wir nicht schaffen, leisten und daß sie uns für das Zeugnis so zurüsten, daß wir es praktisch nur nachzusprechen brauchen. Das geht nicht, zumal jeder sein eigenes Zeugnis finden muß. Natürlich brauchen wir die Hilfe der Theologen. Sie haben ein besseres theologisches Wissen, das wir zur Verarbeitung nötig haben. Aber nun ist es ja eine Tatsache, daß man neue Erkenntnisse und Gedanken nicht einfach aufnimmt. Man kann nicht einmal immer ruhig darüber nachdenken. Denn alles, was auf uns zukommt, stellt uns in Frage. Der Boden, auf dem wir stehen, wird unsicher und wir bekommen Angst, daß wir ihn unter unseren Füßen verlieren könnten. Manchmal würden wir den neuen Gedanken am liebsten aus dem Wege gehen. Ich stelle mir jetzt z. B. eine kleine Gruppe vor, von der aus Seelow berichtet wurde, die sich mit den Informationen befassen soll, die von kirchlichen Institutionen und Werken kommen. Ich kenne die Gruppe nicht, aber ich stelle mir vor, daß 7 bis 8 Menschen dazugehören. Ihnen wird es kaum erspart bleiben, sich z.B. mit der Dokumentation zum Antirassismusprogramm zu befassen. In meiner Fantasie ist diese Gruppe schon eine Weile zusammen. Denn ich würde einer neu zusammentretenden Gruppe nicht zumuten, sich am Anfang mit einem so schwierigen Problem zu befassen. Jede Gruppe braucht eine gewisse Zeit, um sich gegenseitig kennenzulernen. Wenn diese Gruppe sich nun mit der Dokumentation befaßt, dann werden die unterschiedlichsten Meinungen auftreten und unter Umständen kräftig aufeinanderprallen. Vielleicht bilden sich zwei Lager, die miteinander diskutieren. Wenn das geschähe, dann wäre immerhin sehr viel gewonnen. Es könnte nämlich auch passieren, daß nur noch die Vertreter der einen Richtung reden und die anderen sich resigniert in Schweigen zurückziehen. Ich würde also die Auseinandersetzung in einer Gruppe dem einseitigen Reden nur eines Teils der Gruppe ganz entschieden vorziehen, wobei es ja klar ist, daß ein ordentlicher Streit gelernt sein will. Bei der Auseinandersetzung etwa um ein solches Problem werden die Gruppenglieder an sich erleben - vielleicht allerdings werden sie es sich nicht bewußt machen -, was ich vorhin gesagt habe, sie werden sich verunsichert fühlen und Ängste entwickeln. Das könnte sich so äußern, daß die Gruppenglieder nun aggressiv reagieren. Sie könnten auch persönlich werden. Es könnte auch sein, daß sie sich weigern, noch weiter mit Sachargumenten die Auseinandersetzung zu führen, sondern sie könnten sich auf Äußerungen irgendeiner Person zurückziehen, die sie als Autorität ins Feld führen. Oder es könnte sein, was eine sehr oft bemerkte Reaktion ist, daß sich die Menschen, die sich mit den fremden Gedanken schwer auseinandersetzen, sich plötzlich unerträglich müde fühlen und einschlafen. (Gelächter) Ja, ich würde das nicht gerne auf Schläfer hier übertragen. Das steht mir nicht zu. Ich halte durchaus auch was davon, daß Gemeindeglieder mal in den Versammlungen schlafen. Sie wachen ja nach einer Weile wieder auf. Es ist besser, sie schlafen da als zu Hause.

Es wird eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen, bis sich die Glieder der Gruppe so akzeptieren, daß sie unterschiedliche Meinungen unter sich gelten lassen und daß sie es nicht aufgeben, immer weiter an einer Klärung der Probleme zu arbeiten. Für diesen Prozeß in der Gruppe ist es hilfreich, wenn der Leiter oder ein Gruppenglied die Gespräche immer wieder versachlicht, die unterschiedlichen Standpunkte klar einander gegenüberstellt und die einzelnen ermutigt und ihnen deutlich zu machen sucht, daß er sie trotz gegensätzlicher Meinungen bejaht und in der Gruppe haben möchte. Wenn wir uns die Frage stellen, die wir vorhin schon einmal aufgeworfen haben: welche Hilfe bietet die Gruppenarbeit für Zeugnis und Dienst?, so möchte ich zunächst 3 Punkte nennen.

1. In einer Gruppe kann man sich intensiv und unter Einbeziehung der verschiedenen Erfahrungen und Erkenntnisse der Gruppenglieder mit Problemen auseinandersetzen. Das gilt auch für größere Gruppen.

In einer Gruppe, die über längere Zeit zusammen ist, so daß der Gruppenprozeß sich entwickeln kann, gilt darüber hinaus folgendes:

2. Wenn man sich in einer Gruppe angenommen weiß, ist es leichter, den Mut zu selbständiger Meinungsbildung und Meinungsäußerung aufzubringen. Schon zur Meinungsbildung gehört Mut.

Und

3. Wenn in einer Gruppe ein starkes Wir-Gefühl entwickelt worden ist, übernimmt der einzelne für sich Verhaltensweisen, die in der Gruppe gelten, die hier Norm sind. Da könnten in unserem konstruierten Beispiel etwa folgende Verhaltensweisen sein:

einen anderen gelten lassen,
etwas von ihm erwarten,
sachlich scharf, aber nicht persönlich verletzend
argumentieren,
gegensätzliche Standpunkte nicht harmonisieren oder verkleistern, sondern austragen.

Eine ganze Reihe von Gruppen, von denen uns berichtet wurde, hat Leitungsaufgaben. Zunächst könnte man unter einer partnerschaftlichen Leitung die Aufteilung der Aufgaben auf die Glieder der Gruppe verstehen. Dann wäre der Sinn der Sache eine Arbeitsteilung, die den einzelnen entlastet. Die Arbeitsteilung könnte so sein, daß der eine zuständig wäre für die Katechetik, der andere für die Jugendarbeit, der dritte für Finanzen usw. Jeder könnte dann einen Schwerpunkt in seiner Arbeit haben entsprechend seinen Gaben, und die Gaben würden dabei noch gefördert durch die ständige Übung. Diese Methode wenden wir teilweise in der Kirche an. Aber sie macht eine kooperative Leitung nicht aus. Zur Aufteilung der Aufgaben muß die Koordinierung der Aufgaben hinzukommen. Die Gruppe, die Leitungsfunktionen wahrnehmen soll, wird also überlegen müssen, wie die verschiedenen Aufgaben einander zugeordnet und aufeinander bezogen werden können, wo man in einem Zeitabschnitt Schwerpunkte setzen will und welche Aufgaben man vernachlässigen muß. Man könnte sich

etwa überlegen, wie in einem Kirchenkreis oder in einer Region bei der vorhandenen geringen Mitarbeiterzahl Christenlehre oder Jugendarbeit durchgehalten werden könnten. Man könnte sich auch überlegen, welche Gemeindegemeinschaften für eine Zeit stillgelegt oder ganz aufgegeben werden sollen. Solche Entscheidungen müßten von der Gruppe gefällt werden, und wir können uns vorstellen, daß die Leitungsgruppe hier nicht leicht zur Übereinstimmung kommen wird. Diese Aufgabe wird noch erschwert, wenn in der Gruppe die Fachleute der einzelnen Arbeitsbereiche vertreten sind, weil man ja sein eigenes Gebiet meist für das wichtigste hält. Solche Entscheidungen können nur sinnvoll gefällt werden, wenn die Leitungsgruppe sich über die Konzeption der Gemeindegemeinschaft einig geworden ist. Dazu ist viel Zeit und eine sehr gründliche Arbeit erforderlich. Man muß sich übrigens darüber klar sein, daß man solche grundsätzlichen Überlegungen immer wieder anstellen müssen, weil Entscheidungen, die wir heute fällen, niemals mehr für eine sehr lange Zeit Gültigkeit haben können. Man bilde sich also nicht ein, daß man nur eine mühselige Anfangsphase haben wird. Die Mühsal der Konzeptionsformung bleibt einem erhalten. Und nun muß man sich klarmachen, daß auch eine Leitungsgruppe den Prozeß durchmacht, den ich vorhin schon versuchte für die andere Gruppe zu schildern. Auch diese Gruppe wird es lernen müssen, sich gegenseitig zu akzeptieren. Auch hier werden sich Verunsicherungen und Ängste einstellen. Ich will noch einmal ein paar mögliche Phasen für eine solche Gruppe schildern:

Es könnte gut sein, daß eine Gruppe, die Leitungsfunktionen übernimmt, am Anfang ihrer Entwicklung mit Begeisterung und Schwung Funktionen und Verantwortung übernehmen und Initiative entfalten wird. Sie wird vielleicht sogar darauf dringen, daß ihr nur niemand etwas von ihrer Selbständigkeit nimmt. Aber wenn dann die Auseinandersetzungen viel Zeit nehmen - und das ist schließlich immer die Zeit, die man vor der kooperativen Leitung für die unmittelbare Gemeindegemeinschaft zur Verfügung hatte - und wenn die Gruppenglieder unsicher werden durch die Konflikte, dann könnten sich sehr leicht Empfindlichkeiten zeigen und eine Tendenz, doch einen Verantwortlichen zu suchen, dem man die Leitungsfunktion wieder übertragen könnte. Diese Leiterfigur, dieser starke Mann, ist vielleicht in der Gruppe zu finden, oder man nimmt dafür die Instanz, die die Gruppe beauftragt hat. Zu diesem Zeitpunkt scheinen die Rechte zu bekommen, die schon immer der Meinung waren, daß viele Köche den Brei verderben. In dieser Phase sehe ich eine Gefahr, daß nämlich die, denen man wieder die Leitungsverantwortung als einzelnen übergeben möchte, dieser Erwartung entsprechen. Es ist ein notwendiges Durchgangsstadium, und ich schildere dies so genau, damit jeder der in diese Situation kommt, sich sagen kann, das ist also eine bestimmte Phase, aus ihr werden wir auch wieder herauskommen. Der Leitungsgruppe könnte zu diesem Zeitpunkt ein Gespräch untereinander helfen, bei dem man versucht, sich seine eigenen Reaktionen und seine Wünsche bewußt zu machen, und bei dem man die Funktionen der einzelnen noch einmal klar herausstellt und umreißt. Vielleicht gelingt es auch, in diesem Gespräch deutlicher zu sagen, wo bereits hoffnungsvolle Ansätze sind und was die Gruppe bisher geleistet hat. Es könnte sein, daß es der Gruppe nach einem solchen Klärungsprozeß ausgesprochen gut geht. Die Gruppenglieder freuen sich an dem gu-

ten Zusammenspiel, und sie übernehmen wieder mit Lust die Gesamtaufgabe. In dieser Phase ist man geneigt, die anderen Glieder der Gruppe sehr ideal zu sehen. Man ist auch geneigt, die Gegensätze und Spannungen zu überspielen und man wird neue Krisen in Kauf nehmen müssen, bis eine Gruppe zu einer akzeptierenden, sachlich orientierten Zusammenarbeit kommt, bei der die unterschiedlichen Meinungen und Erfahrungen für die Lösung der Aufgabe fruchtbar gemacht werden können. Eine Leitungsgruppe hat also einen langen, oft mühseligen Entwicklungsprozeß durchzumachen, der viel Geduld erfordert, aber schließlich doch auch vorangeht.

Wenn man die Kosten, die ich hier aufgerechnet habe, überschlägt, wird man sich nur zu einer kooperativen Leitung entschließen, wenn man erkannt hat, daß sie unserer Situation angemessener ist als die 1-Mann-Leitung. Ich möchte ein paar Gründe nennen, warum ich diese kooperative Leitung für angemessen halte.

1. Wir wissen alle, wie schwer es für einen Menschen ist, eine einmal in Verantwortung gefällte Entscheidung zu revidieren. Man fürchtet, sich selbst untreu zu werden. Es ist aber heute unerlässlich um unseres Auftrags willen, alte Entscheidungen zu revidieren und neue zu fällen. Weil man in einer Gruppe neben gegenseitiger Kritik, Korrektur und Ergänzung, auch Anerkennung und Abstützung erfährt, kann man den Mut zu neuen Entscheidungen finden.
2. Eine Gruppe kann durch die Vielfalt der Erfahrungen und Erkenntnisse ihrer Glieder eine Situation differenzierter erfassen als ein einzelner.
3. Weil die Beurteilung der Situation und die Wahl der notwendigen Reaktionen in der Auseinandersetzung einer Gruppe erfolgen, ist die Chance größer, daß eine differenzierte Urteilsbildung erfolgt, und die praktischen Konsequenzen angemessener und praktikabler sind als bei einer 1-Mann-Leitung.

Eine Gruppe ist also wandlungs- und reaktionsfähiger und fördert bei den Gruppengliedern die Bereitschaft zu selbständiger Reflexion und zur Übernahme von Verantwortung. Und beides brauchen wir in unseren Gemeinden. Was jetzt hier zugespitzt gesagt worden ist für Gruppen, die Leitungsfunktionen übernehmen, gilt, ein wenig abgewandelt, für alle Gruppen, die ein Problem zu lösen sich vorgenommen haben oder sich sonst eine Aufgabe gestellt haben. Ich habe es bbb an einem Fall versucht, deutlich zu machen.

Zum Schluß möchte ich fragen: welche Fähigkeiten müssen erworben werden, damit wir sinnvoll in einer Gruppe mitarbeiten können.

Zunächst muß man sich klarmachen, daß man es lernen muß, in einer Gruppe mitzuarbeiten, und tröstlicherweise kann man sich sagen, daß man von diesen Fähigkeiten durchaus etwas lernen kann.

1. Mir scheint das allerdringendste zu sein, daß wir lernen, voneinander etwas zu erwarten, neugierig zu sein auf die Beiträge der anderen. Diese Erwartungshaltung, diese Neugierde verändert unser Zuhören. Wir achten dann nicht mehr wie ein Deutschlehrer auf Ausdruck und Form, sondern wir üben uns

darin, aufzunehmen, was der andere in seiner Sprache zum Ausdruck bringen möchte. Unsere Erwartung hilft auch, dem anderen Zeit und Raum, einen inneren Raum, zuzubilligen und ihn nicht ständig wieder einzuengen, damit er sich äußern kann.

2. Wir müssen lernen, uns angemessen zu äußern. Damit meine ich, daß wir uns um eine Sprache bemühen müssen, die die Gruppenmitglieder verstehen können. Wir müssen aber auch lernen, persönliche Spitzen zu vermeiden und ein Gespräch sachlich zu führen. Wir sollten uns bewußt machen, daß wir mit der Wahl unserer Worte, Menschen ermutigen oder entmutigen können. Natürlich meine ich nicht, daß unsere Gesprächsbeiträge immer sanft säuselnd sein sollten, oder wir uns kritische Äußerungen verbieten müssen, aber eben nicht entmutigen und nicht disqualifizieren.
3. Wenn wir in einer Gruppe arbeiten wollen, ist es nötig, daß jedes Gruppenglied die Beiträge und Informationen in die Gruppe hineingibt, die es hineingeben kann. Zurückgehaltene Beiträge und Informationen fehlen nicht nur, sondern sie blockieren die Gruppe.
4. Wir sollten lernen, die Gruppe nicht als Forum für Selbstkenntnisse und Selbstanschuldigungen zu mißbrauchen.
5. Wir müssen lernen, zu beobachten und unsere Beobachtungen zu reflektieren. Von bloßen Eindrücken her wird man nicht zu begründeten Urteilen kommen.
6. Wir müssen uns üben, Aufgaben zu gliedern, so daß die notwendigen Schritte erkennbar werden, die gegangen werden müssen. So kann auch eine sinnvolle Ordnung in unsere Arbeit kommen. Die Gliederung ist unerläßlich, wenn man arbeitsteilig arbeiten will. Da liegt es auf der Hand. Aber auch sonst ist es notwendig.
7. Wir müssen uns immer wieder offenhalten, unkonventionelle Wege zu erproben, wenn wir ein Problem zu lösen haben. Das kann heißen, daß wir offen sind für Wege, die noch nicht oder noch nicht von uns erprobt worden sind. Wir wissen ja, daß es bereichernd ist, sich von Versuchen anderer Gruppen innerhalb und außerhalb der Kirche anregen zu lassen.
8. Wir müssen lernen, Sperrungen gegenüber anderen Gruppengliedern immer wieder zu überwinden und offen mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Wenn wir Gruppenarbeit wollen und auch bereit sind, das zu lernen, was dazu nötig ist, könnte uns eine wesentliche Hilfe sein, daß wir das Geschehen in unseren Gruppen beobachten und gemeinsam reflektieren. Die Beobachtungen sollten nicht nur mit dem Leiter der Gruppe reflektiert werden, sondern mit der ganzen Gruppe. Allerdings werden wir uns dazu mehr Kenntnisse aneignen müssen über Gruppenprozesse und über die dynamischen Vorgänge in einer Gruppe, und wir werden sicher unter Anleitung lernen müssen, Beobachtungen zu machen und auszuwerten. Wenn auch nicht Gruppenarbeit das Allheilmittel sein kann, eine Hilfe bietet sie ganz sicher für Zeugnis und Dienst.

.....

Afrikanische Eheprobleme

Dr. H. Flachsmeier

Es muß zunächst festgestellt werden, daß wir Menschen des Abendlandes etwas grundsätzlich anderes meinen, wenn wir von "Ehe" reden, als der Afrikaner. Wir meinen die Monogamie, der Afrikaner die Polygamie, wie sie z. B. auch im Alten Testament begegnet (mit einem Patriarchen als Oberhaupt, mit mehreren Frauen und möglichst vielen Kindern). Ehe ist von daher in Afrika etwas vollkommen anderes. Eheprobleme beginnen in Afrika praktisch unmittelbar nach der Geburt. Während ein Junge mit überschwänglicher Freude begrüßt wird, ist die Bestürzung groß, wenn nur ein Mädchen geboren wurde. Dementsprechend ist die Erziehung der Geschlechter unterschiedlich. Von früh auf wird ein Knabe systematisch auf seine Herrenstellung vorbereitet. Das Mädchen wird ebenso darauf vorbereitet, sich als Sklavin und Magd zu fühlen. Die Frage, ob eine Frau überhaupt eine Seele habe, ist in Afrika heute durchaus noch lebendig. Hier wird der Einfluß islamischen Denkens spürbar.

Die Bejahung der Sexualität ist für den Afrikaner ganz selbstverständlich. Von Anfang an gibt es bei den Kindern sexuelle Aufklärung, auch eingehende Pflege der Sexualorgane. Von zentraler Bedeutung waren in dieser Hinsicht die Initiairiten und die Vornahme der Beschneidung. Letztere wird unbedingt positiv bewertet. Ein Junge ohne Beschneidung gilt als Schande für den ganzen Ort. Dadurch, daß die christlichen Missionen in den meisten Fällen die Initiairiten ersatzlos abgeschafft haben, ist jedoch ein Vakuum entstanden. Ungelöst ist noch die Frage, wie die Vorbereitung auf die Ehe in der christlichen Gemeinde sinnvoll und geregelt vor sich gehen soll.

Auch im Zusammenhang mit der Eheschließung gibt es mancherlei Probleme. Allgemein ist es z. B. üblich, sich vor der offiziellen Eheschließung zu vergewissern, ob die Braut auch Kinder gebären kann. Das Mädchen selbst hat keine Stimme, wenn es darum geht, wen sie heiraten soll. Die Frau gilt als Garten, als Ackerfeld, das bestellt wird. Sie hat keinen eigenen Willen. Besonders problematisch ist heute die alte Sitte des Brautpreises, die immer noch eine feste Einrichtung ist. Ursprünglich war der Brautpreis eine Kompensation für die entstehende Lücke im Familienverband, Ersatz für die ausfallende Arbeitskraft. Wie sollen sich Christen dazu stellen? Tatsache ist, daß die Frau auch heute noch eingeschätzt wird nach der Höhe des Brautpreises, der für sie gezahlt worden ist. Die Basis der afrikanischen Ehe ist der Brautpreis, dieser bindet, nicht so sehr die gegenseitige Liebe der Ehegatten.

Bei der Beurteilung der Polygamie muß bedacht werden, daß dabei die sexuelle Leidenschaft für den Afrikaner an letzter Stelle steht, wirtschaftliche Gründe sind eigentlich entscheidend. Oft steht auch die Häuptlingswürde in Relation zur Zahl der Frauen. Weit verbreitet ist auch heute noch das Levirat: ein bereits Verheirateter muß die Sorge für die Witwe seines Bruders übernehmen. (Frage: Soll man solche Leute unter Kirchenzucht stellen?).

Auch die sogenannte Schwesternehe kommt vor: wenn eine Frau kinderlos bleibt, wird die jüngere Schwester dazu geheiratet, um doch noch zu Kindern zu kommen.

Eine besondere Schwierigkeit für den afrikanischen Mann ist die lange, dreijährige Stillzeit, während der der Beischlaf verboten ist. Oft wird in dieser Zeit eine zweite Frau genommen, bzw. dem Manne durch die eigene Frau eine Freundin zugeführt.

In besondere Nöte geraten kinderlose Frauen. Die Ehe in Afrika steht und fällt mit männlichem Nachwuchs. Auch heute gilt noch, daß eine kinderlose Ehe keine Ehe ist.

In der Gegenwart entstehen neue Probleme durch die weitverbreitete Wanderarbeit. Viele Männer trennen sich auf diese Weise für immer von Frau und Familie und gehen am neuen Arbeitsort eine neue Ehe ein. Frage: Was wird aus den Familien, die so im Stich gelassen werden?

Was ist für die Christen unter diesen Umständen zu tun? Die rigorose Kirchengzucht, wie sie bisher zumeist geübt wurde, ist zwar gut gemeint gewesen, hat sich aber oft als falsch erwiesen. Wichtig dürfte in der Gegenwart sein, die neue Stellung der Frau (Emanzipation) gründlich zu bedenken und andererseits den Nachdruck nicht so sehr auf streng gehandhabte Kirchengzucht, als vielmehr auf Aufklärung und Seelsorge zu legen.

H-J

250

Ansichten eines Entwicklungshandelns
aus dem theologischen Verständnis der Mission

=====

In einer dpa-Meldung der letzten Wochen wurde das Ergebnis einer Untersuchung von Ethnologen veröffentlicht, welche Regierungen und Missionen in Lateinamerika anklagt, die Indianer unter Kolonialherrschaft zu halten. Die christlichen Missionen seien eine zusätzliche Komponente der kolonialistischen Ideologie, weil sie eine "diskriminierende Haltung gegenüber indianischen Kulturen" einnehmen. Die Indianer würden zu missionarischen Objekten degradiert und ihre Unterwerfung "durch eine Entschädigung im Jenseits" kompensiert. Den Missionen wird ferner vorgeworfen, daß sie sich mit Rücksicht auf die herrschenden imperialistischen Interessen in "große Kolonialisierungsunternehmen verwandelt haben". Solange die Kirchen und Missionen nichts zur Befreiung der Indianer unternähmen, sei es am besten, "jede missionarische Tätigkeit einzustellen". Es wurde aber gleichzeitig anerkannt, daß in letzter Zeit auch einige Kreise innerhalb der Kirchen "radikale Selbstkritik an der Evangelisierung von Indianern" geübt und das historische Scheitern der Mission zugegeben hätten.⁽¹⁾

Es ist nicht möglich, ohne genaue Kenntnis der Situation etwas für oder gegen diese Anklage zu sagen. Allerdings spricht sich hier eine weithin vertretene Haltung gegenüber christlicher Weltmission und christlichem Weltdienst aus. Demgegenüber muß es auf der Seite der Christen zu einer laufenden Befragung und Überprüfung ihrer Missions- und Entwicklungsmotive kommen. Insbesondere müssen sie angesichts der obengenannten Infragestellung immer neu zeigen, wie beide zusammengehören. Wir wollen dies in zwei Gesprächsgängen tun und am Schluß unser Ergebnis in sechs kurzen Thesen zusammenfassen.

I,1 Mission verstehen wir als eine Gesamtbewegung Gottes zu den Menschen hin - Missio Dei -, mit der er in Jesus Christus als Herr und Heiland unter den Menschen bekanntgemacht wird, so daß sie Nachfolger und also verantwortliche Mitglieder von Gemeinden werden können. Damit ist Mission ein Ruf und ein Geschehen zur Befreiung aus dämonischen Abhängigkeiten. Es kommt zur Umkehr in die Freiheit der Gotteskindschaft. Solche "Libertas Christiana" aber wiederum schließt die Freiheit zur Weltgestaltung ein.

Nie geht es ja nur um die Ablieferung einer Botschaft, nie allein um Bewußtseinsveränderung. Mission zielt immer auf einen neuen Lebensstil, in dem Zeichen des kommenden Gottesreiches erkennbar werden. J. C. Hoekendijk sagt es treffend: "Mission - a Celebration of Freedom (2)". Wenn man dann fragt, was das Evangelium auf der Erde verändere, das ist das Thema des ersten Glaubensartikels von der Schöpfung! - dann heißt die Antwort: Alles! Den Glauben, das Bewußtsein, die Moral, die sozialen Beziehungen, die Kultur, Theorie und Praxis gleichermaßen ... (3).

Umdr. B 69/71

Harvey Cox hat in seinem "Stadt ohne Gott" mit dem Hinweis auf Psalm 121 gezeigt, wie schon im AT der Glaube weltverändernd werden konnte: "Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Wird mir von dort Hilfe kommen?" (4).

Die Berge, das sind die Stätten der lokalen Kulte der Palästinenser, der Fruchtbarkeitskulte, welche den Rhythmus der Natur feiern und statisch an die Naturbedingungen, an "Stirb und Werde" gebunden sind. Die Antwort, ob von da aus Hilfe zu erwarten sei, heißt antithetisch: "Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Da ist Gott als der Herr von Natur und Kosmos erkannt und geehrt. Nun ist klar, wem die Erde gehört und wem wir gehören. Immense Befreiung; denn nun ist der Kosmokrator Gott zugleich auch der Gott der Geschichte und des Exodus. Das Volk des Exodus kann in seinem Namen statische Bedingungen mobilisieren und verändern. Gegenüber dieser Revolution im Weltverständnis erscheint der Marxismus als späte Nachlese.

Aus dieser Tradition heraus wird dann auch die Bedeutung des missionarischen Bekenntnisses im Neuen Testament klar: "Christus ist der Herr". Erst recht ist von dieser Ansage aus Freiheit von der Welt und für die Welt eröffnet. Wenn Götzenopferfleisch, Gesetze, Zeiten, Feste und Riten ihren "magic spell" verloren haben, weil die Gemeinde das Abendmahl feiert und Diakonie übt, dann kann man die Umwelt verändern und entwickeln. Wenn die missionarische Verkündigung von jener Umkehr des Lebens spricht: "Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden" (2. Kor. 5:17); wenn die Mission im Blick auf das Ende die Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde erwartet und vorbereitet, dann ist noch einmal abschließend deutlich, wem diese Erde letztlich gehört. Dann gehören Weltmission und Weltdienst beide zur Befreiungsbewegung für die Schöpfung. In diesem Sinne ist auch die Mission schon immer ohne große Programme und Propaganda entwicklungsintensiv gewesen.

I,2 Derselbe Zusammenhang ergibt sich im Blick auf die Sendung des Sohnes Gottes in die Welt, wie sie der 2. Glaubensartikel beschreibt. Dieses Zentraldatum missionarischer Verkündigung ist zugleich die Begründung für das Entwicklungshandeln von Christen. Deutlicher als bisher erkennen wir, daß dieser "Immanuel" - der Gott, der mit Menschen in ein Bundesverhältnis treten will - nicht allein der Trost einzelner Geretteter ist, sondern einer ganzen Welt gegeben ist, die sich mehr und mehr als eine Menschengesellschaft versteht. Es geht um die Annahme und um die Versöhnung des ganzen Kosmos. Gerechtigkeit und Frieden als Gaben der Sendung des Christus prägen nicht nur vertikal das neue Verhältnis Gottes zum Menschen, sondern auch horizontal neue Menschengemeinschaften. Suche der Immanuel Menschen in ihrer Not und schuldhaften Gebundenheit auf, so tun es mit Berufung auf ihn der Missionar und der Entwicklungshelfer mit gleicher Begründung. Beide gehören sie auf die Seite der Notleidenden und Gebundenen, beide sprechen und handeln sie für die "bessere Zukunft".

So braucht die Mission nicht nur von pietistischer Bekehrungsfrömmigkeit geprägt zu sein, sie darf sich vielmehr auch offen zu ihren weltverändernden Wirkungen bekennen, sie darf "messianisch" ausgerichtet sein. Und Entwicklungshilfe muß nicht im pragmatisch

Technischen

Umdr. B 69/71

Technischen aufgehen. Sie braucht sich der Wurzeln ihrer Frömmigkeit nicht zu schämen. Sie will Bewußtsein verändern und Evolutionen, ja Revolutionen in den Verhältnissen in Gang bringen. Aber die davon profitieren, neigen dazu, bei dem Erreichten zu verharren. Die neuen Verhältnisse brauchen erneuerte Menschen, sonst ist die neue Gesellschaft bald wieder die alte. Darum kann das Thema der Mission "Umkehr" nicht veraltet sein.

Der Missionar und Pfarrer Wilhelm Steffens sagt es prägnant:

"... die Umwandlung der Person schließt die Verwandlung ungerechter Strukturen ein. Es gibt also keine Aneignung des Heils im Glauben ohne die sozial-politische Arbeit für das Wohlergehen aller. Es gibt umgekehrt keinen sozialen Frieden ohne den Frieden mit Gott in Christus. Der Schalom Gottes, der Christus selber ist, ist unteilbar: er ist Heil und Gerechtigkeit vor Gott und zugleich Wohlergehen und Gerechtigkeit unter den Menschen" (5).

Die Alternative: hier Frömmigkeit, hier Hingabe an die konkreten Nöte der Welt, die wir uns immer wieder und immer wieder leisten, ist von der Sendung des Jesus Christus längst überholt. Er macht an seiner eigenen Person deutlich, daß Wort und Tat, Zeugnis und Dienst zusammengehören. Ohne einen begleitenden Dienst am Menschen würde die Mission die Konkretion der Christuswirklichkeit in der Geschichte nicht ernst nehmen. Umgekehrt wird kirchliche Entwicklungshilfe, wenn sie sich von der Sendung Christi und von der Ausrichtung des Evangeliums bewußt distanziert, einem oberflächlichen Aktivismus verfallen.

Es gibt derzeit eine überwältigende Tendenz - auch in den mit der Kirche verbundenen Entwicklungsdiensten -, die in diesem Sinn "absichtslos" und in bewußter Distanz von den Missionsagenturen arbeiten wollen: Laßt diese die Last der Vergangenheit (die Last der jungen Kirchen!) weitertragen, hier geschieht Neues, hier wird die Welt vom Übel befreit, u.a. von den Übeln religiöser Tradition. Solche Hilfe kommt da nicht zum Ziel, wo sie sich auf den Transfer von Technik, Know-how und Kapital beschränkt, wenn nicht Menschen zugleich zu einem neuen Weltverständnis freigemacht werden (6). Wie leicht kehrt man dabei zu den Vorstellungen des Kulturprotestantismus zurück und paßt sich mit einem Leitbild von "Entwicklung" wie man sie im Westen versteht, einem neuen Imperialismus und Neokolonialismus ein! Tatsächlich: sind wir nicht mit unseren gutgemeinten Programmen in erschreckendem Maß zu den Positionen des Jahrhundertanfangs zurückgekehrt? Wieviel "blöder Hochmut des weißen Mannes" (K. Barth) kann hier ungebrochen fortleben. Als sähen wir nicht immer klarer, in welche Unmenschlichkeiten die technische Zivilisationsentwicklung führen kann. Nur diese zu exportieren, kann nicht Ziel des christlichen Weltdienstes sein.

Es gibt heute Stimmen, etwa hörbar in der sog. "Frankfurter Erklärung" die gegenüber einer an diesem Punkt unkritischen Theologie der Entwicklung bewußt einseitig auf ein Proprium der Mission hinweisen und damit die Evangeliumsverkündigung zur Umkehr und Erneuerung im Glauben an die Sendung des Sohnes an die erste Stelle von Weltmission und Weltdienst setzen. Wenn es um das Missionsziel geht, muß es eine solche "erste Stelle" geben. Man bezichtigt diese Stimmen einer falschen Frontenbildung und sucht sie vielfach in unfairer Weise zu disqualifizieren. Auch wenn sie derzeit nicht sagen, was man in Genf, in Stuttgart und in Hamburg hören kann, halten wir das Anliegen für berechtigt, das etwa P. Beyerhaus in "Humanisierung - einzige
Hoffnung

Umdr. B 69/71

Hoffnung der Welt" bewegt (7). Wo man meint, die Sache der Mission hinter sich zu haben und an ihre Stelle die Gesellschaftsdiakonie als neues Ziel gesetzt hat, da ist - das ist legitim reformatorisch - auf das genannte Proprium hinzuweisen.

Allerdings, und da meinen wir diesen protestierenden Stimmen nicht zu widersprechen, kann diese notwendige Erinnerung zu keiner grundsätzlichen Unterscheidung zwischen eigentlichem und uneigentlichem Handeln der Kirche führen. Es gibt für sie nichts "Uneigentliches". Es geht vielmehr, um mit den Worten von Helmut Gollwitzer zu sprechen, um das Zentrum (jene erste Stelle, von der wir sprachen) und um die Peripherie: "In Zentrum und Peripherie vollzieht sich das menschliche Leben; auf der Peripherie entscheidet sich und kommt an den Tag, was im Zentrum geschehen ist" (8).

Daß es bei der Vergewisserung über das Ziel von Weltmission und Weltdienst nicht darum gehen kann, Zeugnis und Diakonie gegenüberzustellen, das wollen wir uns mit einem kurzen Blick auf das Wirken des Geistes verdeutlichen. Es geht in diesem Bereich des 3. Glaubensartikels, wenn wir hier dem Aufriß von Karl Barths Kirchlicher Dogmatik folgen, um Versammlung, Erbauung und Sendung des Volkes Gottes im Weltgeschehen. Jawohl, im Weltgeschehen! Wenn der auferstandene Christus in der Macht seines Geistes so anwesend ist, daß durch Sammlung, Auferbauung und Sendung der Gemeinde der Welt zugute handelt, dann haben alle Gaben, alle Charismata, die diesem Zweck dienen, eine komplementäre Funktion. Paulus wurde nicht müde, gerade das seinen Gemeinden einzuschärfen. Dann dienen sie alle diesem missionarischen Gesamtvorgang, in dem die Sendung Christi in die Welt hinein entfaltet und der Blick auf seine Parusie geweitet wird. Da dürfen verschiedene Impulse, Methoden und Begabungen nebeneinander Platz haben. So kann Entwicklungsdienst unter Umständen dazu dienen, daß Menschen das Wort von der Versöhnung überhaupt erst hören können. (Wer den Entwicklungsdienst der Kirche von dieser "Absicht" befreien will, weiß nicht, wovon er redet!) Umgekehrt, die missionarische Predigt interpretiert die Entwicklung auf ihren Grund und die Gaben auf den Geber hin.

In der Geschichte der Mission ist die Aufgabe der Sendung jeweils verschieden begründet worden. (9) Da konnte es pietistisch um die Rettung verlorener Seelen gehen; oder ekklesiozentrisch um die Ausbreitung des Christentums und die Pflanzung und Heimischmachung junger Kirchen; oder philanthropisch um die Einführung einer christlichen Kultur und Zivilisation "to make the world a better place to live in". In Abhebung von diesen immanenten Begründungen stand schließlich eine vierte, nämlich die apokalyptisch ausgerichtete Erwartung und Vorbereitung des Gottesreiches am Ende.

Unsere Aufgabe besteht heute wohl darin, keine dieser Aspekte auszuschließen, weil wir erkennen, wie Zeugnis, Dienst und Einheit in einem trinitarischen Missionsverständnis nicht zu trennen sind. Es geht darum, was man in den letzten Jahren den "comprehensive approach" genannt hat, der den vertikalen und den horizontalen Blickwinkel verbinden kann. Die Botschaft vom nahen Gottesreich muß alle die verschiedenen Begründungen in sich enthalten! Da gehört die Eschatologie und die Sozialethik zusammen, da geht es aber auch um die Annahme des einzelnen zu seinem Heil, sowie um die Begründung neuer Bruderschaft in der Gemeinde.

Diese

Umdr. B 69/71

Diese ganzheitliche Schau von Mission und Entwicklung, wie sie uns hier vom Verständnis der Geistgaben und von der Erwartung der nahen Gottesherrschaft entgegentritt, korrespondiert mit einer bestimmten Erwartungssituation, wie sie einem im Bereich nichtchristlicher Religionen entgegentritt. An einem Heilungsgottesdienst in einer afrikanischen Sippe etwa (10), oder am Schalom-Charakter einer messianischen Kultgemeinschaft (11) zeigt sich für die christliche Gemeinde, daß sie ihren Gottesdienst und ihren Weltdienst (in Gestalt eines Missionshospitals) nicht voneinander trennen darf. Will sie die Erwartungen aus ihrer Umwelt erfüllen - und das Evangelium hat ja auch Erfüllungscharakter - dann gehören das Heil, das gepredigt wird und das Wohl, das ins Werk gesetzt wird, zusammen. Allerdings, und hier zeigen sich auch die Grenzen dieser Synthese, die der christliche Glaube nicht überschreiten kann, behalten alle Beweise des Geistes und der Kraft in dieser Richtung Zeichencharakter. Gott kommt weiter in Niedrigkeit und Armut, und hier wird "die Religion" am Glauben der Christen immer wieder irre werden. An der Botschaft vom Kreuz kann auch der christliche Weltdienst mit seinen Entwicklungsprojekten nicht vorbei.

Aber dies ist angesichts der Aufbruchsituation in den nichtchristlichen Religionen für unsere Gesprächslage zu lernen: In einer Zeit, in der diese Religionen, vom schnellen sozialen Umbruch erfaßt, ihr Thema vom Heil für die Welt neu formulieren und frei ausbreiten, haben wir es mit wachsender Kritik an der Sache der christlichen Mission zu tun, sollen wir uns nur noch mit den "guten Werken" zufriedengeben. (12) Welche Vertauschung der wahren Verhältnisse! Sollen die Werke im Entwicklungshandeln universalen Charakter bekommen, der Glaube aber partikular auf seine traditionellen Zentren beschränkt bleiben?

II

Wir haben unsere Überlegungen an einem trinitarischen Verständnis der Mission entlang geführt und sind dabei im letzten Abschnitt auf die Symbole "Geist" und "Reich Gottes", konkreter auf Sammlung, Auferbauung und Sendung der Gemeinde im Weltgeschehen gestoßen. In Entsprechung dazu haben wir es auch mit Glaube, Liebe und Hoffnung zu tun. An diesen drei vom Geist Christi gewirkten Grundhaltungen wollen wir unsere Ansichten eines Entwicklungshandelns in einem zweiten Gesprächsgang noch etwas vertiefen.

II Der Glaube. Das ist die Bindung an Jesus Christus, die in der unbedingten Offenheit und im Freisein für ihn besteht. Dazu drei erklärende Zitate:

"Ich habe eine Passion, das ist er, nur er" (Zinzendorf);

"Make me a captive Lord, and then I shall be free" (aus einem engl. Kirchenlied)

"A ta disposition, mon Seigneur" (Motto der Hugenotten)

Gegenüber den gängigen Minimal-Identifikationen sind hier mit Absicht das Leidenschaftliche, das Schicksalsmäßige (die Besessenheit), sowie absolute Hingabe und Gehorsam betont. Dazu paßt, was man das "missionarische Ethos" genannt hat: Ich stehe ganz und für mein Leben zur Verfügung. Weltmission und Weltdienst kommen ohne solchen Glauben nicht aus und sind auch nicht billiger zu haben.

Nie

Umdr. B 69/71

Nie allerdings darf daraus ein gesetzliches Elite-Christentum werden. Das erste Motiv dieses Glaubens bleibt die Dankbarkeit, die aus Liebe und Freude den Glauben ins Werk setzt und zur Solidarität mit allen Menschen führt. Zur Erfahrung der Rechtfertigung treten Heiligung und Berufung und in diesen soll der unbedingte Glaube etwas Gelöstes und Spielerisches behalten. Jener "anspruchsvolle" Glaube bleibt menschlich in den Werken. Es geht ja nicht um privates Heil. Die Theologie der Rechtfertigung und das "sola fide" kann sich nicht auf den einzelnen allein beziehen. Sie hat vielmehr heute den Bezug auf die Gesellschaft zu reflektieren.

Das aber ist deutlich: wenn wir ein Entwicklungshandeln aus dem theologischen Verständnis der Mission bedenken, dann geht es heute wieder um das reformatorische Problem von Glauben und Werke, um Rechtfertigung und Heiligung. Denn wir sind fleißig dabei, ein phantastisches Leistungsdenken in die Entwicklungsländer zu exportieren. Da wird das Gesetz gelehrt, neben dem die befreiende Evangeliumsbotschaft arm dastehen muß. Das Leistungsdenken kann vom all-round Missionar, der mit seinem Land-Rover und seinem Organisationstalent sein Werk in Gang hält, genauso überbracht werden wie vom Entwicklungshelfer und Experten, der es seinen schlappen counter-parts verbissen zeigt, wie es gemacht wird, der noch allein am Projekt weiterschuftet, wenn jene schon lange zum Spielen und Tanzen gegangen sind. Weil für beide die Sinnfrage nicht gelöst ist, bzw. mit den Werken beantwortet wird, deshalb sind sie so tüchtig - und so unmenschlich. Ist das Heidentum, dem sie zu Leibe rücken, eine Gesetzesreligion, so bringen sie im Grunde das Gleiche herein. Wie fragwürdig dieses Fortschritts- und Leistungsdenken ist (13), das zeigen die wachsenden Ringe von Elendslokalitäten um die afrikanischen Städte herum.

Für Weltmission und Weltdienst der Kirchen darf das, was im Glauben begann, nicht in den Werken enden. Das hieße, den Menschen das Wichtigste vorzuenthalten, das wäre "selective giving". Es liegt ja eine Tragik über unseren Projekten. In Mission und Entwicklungshilfe wollen wir es so gerne ganz anders machen, den neuen Menschen hervorbringen und die neuen Verhältnisse herbeiführen, ein Stück neue Welt gründen. Und dann bringen wir es, wenn der Heilige Geist und der Glaube nicht die Führung behält, nur bis zu Reproduktionen unserer selbst. Das haben, ganz mit Recht, auch die marxistischen Kritiker der Entwicklungshilfe gemerkt.

II,2 Die Liebe. Es geht in Mission und Entwicklungshilfe um ein Apostolat für versöhnte Gemeinschaften. Die Frage ist, wie der Leib Christi-Charakter der Gemeinde konkreten Ausdruck gewinnt, so daß erkennbar wird: Christus ist nach Epheser 2 tatsächlich jener, der die Scheidewand eingerissen hat, so daß die Fernen und die Nahen zusammenkommen können. Dafür sind die "Apostel" und die "Diakone" Christi als Brückenbauer für den Frieden ausgesandt. In einer in Gruppen zerfallenden Welt sind sie im Namen des Herrn Agenten des Gottesfriedens. In diesem Sinn muß eine neue Pioniermission mit demselben Elan und mit derselben Hoffnung wie die erste ihren Anfang nehmen. Dafür sollte man Vielen in der jungen Generation Mut machen. Ob wir das nicht heute noch besser als frühere Generationen verstehen, daß in diesem Sinne Mission das Aktuellste und Wichtigste ist: Mission als Amt der Versöhnung? Und so verstehen wir im gleichen Atemzug auch den Entwicklungsdienst von Christen, als Bau an versöhnten Gemeinschaften. Ist die wachsende Kluft zwischen den Blöcken noch anders

zu

zu überbrücken als daß Freundschaften und Kooperation eingeübt werden, solange noch Zeit ist? Wir brauchen eine "Theologie des Einsseins der Menschen" (Lefringhausen) mit vielen lebendigen Beispielen.

Am Rassenproblem, etwa in einem Land wie Südafrika, können wir wie in einem Spiegel sehen, wie es um die Welt im Ganzen steht, aber auch, was die christliche Gemeinde dagegenhalten kann: integrierte Inseln der Liebe und Bruderschaft. Einer der besten Kenner südafrikanischer Kirchen, der Missionsinspektor Pfr. Peter Sandner, spricht das Entscheidende in einem Satz aus: "Heute haben wir noch die Möglichkeit, durch kirchliche Gemeinschaft die Einheit in Christus zu bezeugen, die alle Volks- und Rassengrenzen überbrückt." (14)

Hier darf eine persönliche Frage stehen: Wissen Sie, wie man heute als Missionar oder als Entwicklungshelfer leben sollte? So, daß es nicht zu einer europäischen Expertenkolonie und also zu einem Ghetto von Fremden kommt? Nicht zuletzt am Lebensstil und an der ökonomischen Basis zeigt es sich, daß Weltdienst und Mission auch noch heute das gewagteste, exponierteste und eigentlich unmögliche Werk der Kirche sind. Nur aus jener erwähnten Umkehr heraus wird man in diesem Apostolat etwas ausrichten können, was christlicher Solidarität nahekommmt. Mit gutem Willen und einem sympathischen Humanismus wird es nicht getan sein, weil wir bei der Rassenfrage an der Wurzel unserer Selbstbehauptung und unserer Existenz getroffen werden.

II,3 Die Hoffnung. Weltmission und Weltdienst haben viel Aussichtslosigkeit gegen sich. Beide lehnen sich gegen verschiedene Fatalismushaltungen auf. In statischen Gesellschaften etwa bereiten sie den Weg für ein geschichtliches Denken vor, das mit der Hoffnung auf die Erneuerung der Welt verbunden ist. Der Herr kommt, die Toten werden auferstehen! Diese Zukunft ist nicht in den Griff zu bekommen, wie es Parteiideologen und Wirtschaftsplaner im Westen und messianische und chiliastische Bewegungen in der Dritten Welt erhoffen. Was in Weltmission und Weltdienst an Wegen in die Zukunft gebahnt wird, das behält seinen Zeichencharakter und ist vom "Schon-und-Noch-nicht-Charakter der christischen Existenz zwischen den Zeiten geprägt. Aber gerade diese Einsicht führt die Christen nicht zur Resignation, zu einem Sich-Abfinden mit dem Elend. Es geht ja um die ganz andere "Zukunft des Gekommenen" (W. Kreck). Gerade deshalb kann man mit Martin Luther King einstimmen: "I have a dream..." Unsere Mission und unser Weltdienst gehört ja zum Transitus in die neue Schöpfung - bis der kommt, welcher sagt: "Siehe ich mache alles neu!". Bis dahin können wir doch "die Erde mit Hoffnung infizieren". (15).

Zusammenfassung:

- Christlicher Weltdienst ist eine Konsequenz der Missio Dei;
- d.h. Konsequenz von Gottes rettendem Handeln an der Welt, das uns im trinitarischen Aspekt von der Schöpfung Gottes, von der Erlösung des Sohnes und von der Sendung des Geistes aus begegnet.
- Christlicher Weltdienst dient der Befreiung aus menschlicher Not und Abhängigkeit, weil die Ermächtigung zur Verwaltung und Veränderung der Welt ausgesprochen ist.

Christlicher

- Christlicher Weltdienst folgt dem Weg des Sohnes zu den Menschen, damit sein Friede und seine Gerechtigkeit zeichenhaft in konkreter Gestalt erscheine.
- Damit versteht sich christlicher Weltdienst als Beitrag und Hinweis zum Kommen des Gottesreiches, in dem Geistesgaben verschiedenster Art gebraucht werden.
- Wo das geschieht, bleiben Werke an den Glauben gebunden, an die Liebe in versöhnten Gemeinschaften und an die Hoffnung auf die Zukunft des Gekommenen. (16)

Anmerkungen

- 1) Artikel "Indianer unter Kolonialherrschaft" aus der Süddeutschen Zeitung vom 18. 2. 1971
- 2) J. C. Hoekendijk: Mission - a Celebration of Freedom, in: Univion Seminary Quarterly Review 1966, 135 - 144.
- 3) Martin L. Kretzmann: Was verändert das Evangelium auf der Erde in: Lutherische Rundschau 1969/4 "Mission 1970", S. 395 ff.
- 4) Harvey Cox: The Secular City. London 1965, 23.
- 5) Wilhelm Steffens: Mission im Spannungsfeld von Erneuerung und Revolution. Unveröffentl. Vortrag vor einem Pfarrkonvent in Fischbeck vom 15. 4. 70, S. 10.
- 6) Entwicklungspolitik zwischen Geschäft und Gewissen. Dokumentation des 6. Dt. Ev. Akademikertages 1970, S. 200.
- 7) vgl. bes. Kap. V und VI von Peter Beyerhaus: Humanisierung - einzige Hoffnung der Welt, Bad Salzungen 1969.
- 8) Helmut Gollwitzer: Die reichen Christen und der arme Lazarus, München 1968, S. 37.
- 9) Zum Folgenden siehe W. Freytag: Vom Sinn der Weltmission, in: Reden und Aufsätze II, München 1961, 207 ff.
- 10) eine interessante Beschreibung bietet R. Werbner: Atonement Ritual and Guardian Spirit Possession among the Kalanga, in: AFRICA XXXIV/3 (1964), 206 - 222.
- 11) H. Häselbarth: Die Zion Christian Church in evangelischer Sicht, in: P. Beyerhaus (Hg.): Begegnung mit messianischen Bewegungen in Afrika. Weltmission Heute 33/34, Stuttgart 1967, S. 11 - 25.
- 12) Darauf hat H. Bürkle in einem Aufsatz hingewiesen: Mission im weiteren Sinne. Zur Begründung ihrer Funktion in der Gegenwart, in: Okumenische Rundschau 1970/4, 406 - 417, bes. 411 f.
- 13) ibidem, 409
- 14) Peter Sandner: Die Kirche in Südafrika auf dem Wege in die Zukunft, in DER Ruf (Berliner Missionsberichte) 1971/1, S. 18.
- 15) So eine Formulierung aus J. Moltmann: Das Ziel der Mission, in: Evang. Missionszeitschrift 1965/1, 1 - 14.
- 16) Dieses Referat wurde auf einem Seminar "Mission und Entwicklungshilfe" der Studentenmission in Deutschland am 9. 4. 1971 in Frielzheim gehalten.

gez. Dr. Hans Häselbarth
8061 Mitterndorf b. München
Nicolausstr. 4

STELLUNGNAHMEN DER SÜDAFRIKANISCHEN KIRCHEN ZUR
APARTHEIDSGESETZGEBUNG

Vortrag H. Häselbarth am 17. Sept. 1969 in Berlin

Von den mehr als 18 Millionen Menschen in Südafrika gegenüber jene 3 1/2 Millionen europäischer Herkunft neben der politischen Macht auch einen Lebensstandard, der zu den höchsten der Welt zählt. Ihnen stehen die 14 1/2 Millionen Nichtweiße gegenüber, die auch heute in diesem reichen, hochindustrialisierten Land zum größten Teil unter dem Existenzminimum leben müssen. Mit diesen Zahlen- und Einkommensverhältnissen repräsentiert Südafrika die derzeitige Weltlage mit ihrem Unterschied zwischen Nord und Süd in seinen eigenen Grenzen. So zeigt uns Südafrika das lebenswichtigste Problem der Welt im kleinen. Was hier an Versuchen zur Lösung des Rassen- und Armutproblems, aber noch mehr an Versagen zutage tritt, das betrifft auch die Welt des Westens und des Ostens in ihrem Verhältnis zur Dritten Welt. Für uns gilt noch ein weiteres: Da Südafrika entscheidend von der Missionsgeschichte geprägt wurde und zahlenmäßig die meisten Christen des Kontinents hat, sieht man auf das Zeugnis der dortigen Kirchen mit besonderer Beachtung und Sorge.

I. Das Gewissen steht auf

Die Botschaft des Evangeliums trifft in Südafrika auf beiden Seiten der Rassenschranke auf Welt und Weltbild von Ghettobewohnern. Ein befreiendes Zeugnis gegen die Regierungspolitik wird in den überwiegend schwarzen Gemeinden durch ein von der Regierung erfolgreich unterstütztes Stammesdenken und durch die Angst vor den Willkürmaßnahmen der geheimen Staatspolizei gelähmt. In vielen ehemaligen Missionsgemeinden hat eine pietistisch orientierte Predigt oft die politische Verantwortung noch gar nicht ins Blickfeld kommen lassen.

In den weißen Gemeinden steht die Existenzangst um den hohen Lebensstandard dem Evangelium im Wege. Diese Angst wird ideologisch verkleidet. Da ist das Festhalten am Recht auf Heimat, da ist der ungebrochene Nationalismus und das Sendungsbewußtsein: Wir haben hier eine Mission zu erfüllen, wir sind am Südpol dieses Kontinents ein Bollwerk gegen die Barbarei, liberalistische Aufweichungstendenzen und gegen die kommunistische Gefahr. Wir vertreten Recht und Ordnung gegen das Chaos und damit unseren Lebensstil und unser heroisches Geschichtserbe gegen die Feinde im In- und Ausland. Mit all diesen Motiven ist es immer wieder die tief im Menschen wurzelnde Selbstbehauptung, die den Trost des Evangeliums gerne hört, aber seinen Anspruch durch das Festhalten an Rasse, Kulturidentität, Blut und Boden neutralisiert. Wenn man weiß, wie weitgehend dieselben Motive in unseren Breiten die Argumente einfacher und gebildeter Menschen

nach wie vor bestimmten, dann ist klar, daß es mit Entrüstung und selbstgerechtem Hinweis auf jenes Unrechtsregime nicht getan ist. Auch der gute Wille fortschrittlicher Humanisten östlicher und westlicher Herkunft kann nicht genügen. Jener aufgeklärte Humanismus, den die Christen im Kampf gegen Rassenvorurteile als Partner im Kampf begrüßen, kommt bei dem Willen zur Behauptung der eigenen Identität an seine Grenze. Auch eine Änderung der Herrschaftsstruktur in Südafrika schafft nicht den neuen Menschen. Apartheid hat es mit der Sünde zu tun, und zwar hier in der Form eines ideologisch unterbauten Gruppenegoismus. Weil das so tief geht, braucht es zur Überwindung des Apartheidgeistes eine Bekehrung des alten Menschen und eine Hoffnung auf die Heraufführung des neuen Menschen in Christus.

Wenn ich an die Kirchen in Südafrika denke, dann ist meine erste Regung die Dankbarkeit, daß gegen den allgemeinen Trend zur Anpassung an den "South African Way of Life" das Evangelium doch zum Durchbruch durch Ghetto Mauern kommt, daß es solche Bekehrungen gegeben hat. In einem in allen Bereichen angepaßten Land kommt es zu einer Krise des Gewissens derer, die das Evangelium verstanden haben. Damit wende ich mich gegen Pauschalmeinungen derer, die sagen, der Christenglaube, die Mission und die Kirche hätten eben auch in Südafrika versagt, da sie auch da - wie gehabt - die Politik der herrschenden Klasse unterstützten. Ich denke an eine große Zahl von tapferen Zeugen aus allen Denominationen, die neben den bekannten Kämpfern als Unbekannte Ehre und Stellung aufs Spiel gesetzt haben. Es waren nie die ganze Kirche und oft gerade nicht die Leiter der verfaßten Kirchen, aber ihr Zeugnis als Botschafter der Versöhnung haben doch Evangelium und Kirche glaubwürdig bleiben lassen. Ihr Einsatz verhinderte einmal, dass das Prinzip der getrennten Entwicklung der Kirchenorganisation in ganzen Ausmaß aufgezwungen wurde, indem schwarze und weiße Separatkirchen gebildet worden wären. Mehr noch: Solche Gruppen haben die Kirche faktisch und in den Augen der Regierung in den letzten Jahren zu Zentren des moralischen Widerstandes werden lassen, die einzigen übrigens, nachdem bis etwa 1963 die politischen Widerstandsgruppen zerschlagen waren.

Kirchen und ihre Mitarbeiter haben dafür auch mehr und mehr staatliche Behinderung und Repressalien erfahren, gerade da, wo es um die gemeinsame Arbeit von Schwarz und Weiß, wie etwa die Missionsarbeit in Stadtlokalitäten und Landreservaten, geht. Wie groß das Ausmaß der meist auf bürokratischem Weg durchgesetzten Behinderungen ist, wieviel persönliches Leid und Enttäuschung in der Arbeit damit hervorgerufen werden, könnte ich nur an konkreten Beispielen und Schicksalen verdeutlichen.

Je weiter sich die Position der nationalen Partei in Pretoria seit 1948 festigte, je mehr alle Lebensbereiche durch die immer engmaschigere Gesetzgebung erfaßt wurden, desto eindeutiger wurden die Stellungnahmen der Kirchen. Mit Ausnahme von fundamentalistischen Gruppen, etwa der Baptisten, und der afrikanischen synkretistischen Bewegungen, haben

alle großen Denominationen zur Rassenfrage Stellung genommen. Wo man schwieg, sagte man allerdings ein heimliches Ja zum Regierungskurs. Es ist mir ganz unmöglich, die vielen Bekenntnisformulierungen und Resolutionen zu zitieren und zu würdigen, die in den letzten Jahren verfaßt wurden. Ich kann nur einige Linien in einem Stück südafrikanischer Kirchengeschichte andeuten. Dabei mag jedoch deutlich werden, wie der Weg zu einer Bekenntenden Kirche in jenem Land verläuft.

II. Gemeinsame Absagen an die Apartheid

Wenn man die lange Reihe der Stellungnahmen zur Rassenfrage überblickt, ist man von der imposanten Denkarbeit beeindruckt, die hier in den letzten zwanzig Jahren zur Ideologiekritik und zur Anleitung in der praktischen christlichen Lebensgestaltung geleistet worden ist. In keinem anderen Raum in Asien, Afrika und Lateinamerika haben Kirchen so viel und so intensiv über die christliche Position in der Rassenfrage und über das Verhältnis von Staat und Kirche nachgedacht. Die theologische Auswertung dieser Dokumente ist eine Aufgabe, die allen Kirchen der Ökumene einen wichtigen Dienst leisten könnte.

Zweimal ist es bisher zu gemeinsamen Stellungnahmen im südafrikanischen Rat der Kirchen gekommen, die eine breitere Resonanz in der Öffentlichkeit fanden. Das eine Mal war es die sogenannte Cottesloe-Consultation, die nach den Vorgängen in Sharpeville auf Veranlassung des Weltkirchenrates zustande kam. Eine Folge der gemeinsamen Willensbildung der beteiligten Kirchen war dann ein eindeutiges Abschlußdokument und der anschließende Auszug der drei holländisch-reformierten Kirchen aus dem Weltkirchenrat und dem nationalen Christenrat. Diese Trennung führte in der Folgezeit zur Bildung des christlichen Instituts des Pfarrers Beyers-Naude als einer neuen ökumenischen Plattform zur Verständigung der Kirchen in diesem für das Land und seine Christen so wichtigen Problem.

Die zweite Stellungnahme geschah dann 1968 in jener berühmten Botschaft des Rates der Kirchen an die Bevölkerung Südafrikas, deren Bedeutung an die des Barmer Bekenntnisses heranreicht. Alle künftige Bekenntnisbildung in Südafrika wird von diesem Dokument auszugehen haben. Ich gebe eine kurze Zusammenfassung des Inhalts und lehne mich dabei zum Teil an die von H. W. Florin in den Lutherischen Monatsheften 2/69 gegebene an:

Das Bekenntnis bekommt seine theologische Legitimation durch die Präambel, die zugleich auch die Autorität angibt, die hinter der Botschaft steht: "Im Namen Jesus Christi!" Gerade jetzt wieder sind wir zu dem Bekenntnis des uns ganz und gar in Anspruch nehmenden allgemeinen, weltweiten und christlichen Glaubens verpflichtet: dem ewigen Evangelium des Heils und der Rettung allein durch Christus!" Hier steht am Anfang die Berufung auf Christus und sein Heil, hier geht es nicht um menschliche Meinungen zur politischen Lage, sondern hier steht Gottes Wort gegen menschliche Gesetze.

Im ersten Abschnitt wird das Evangelium in der besonderen Situation entfaltet: Das Evangelium kennt keine Trennung und Isolation unter den Menschen; kennt außer Christus keine anderen Sicherheiten. Angesichts der Liebe Gottes geht es gegen Furcht, Neid und Stolz, welche Feindschaft sden. Um der Versöhnungstat Christi willen kann den Werten der wie Abstammung, Rasse, Nationalität, Sprache und Kultur im Reiche Gottes keine irgendwie trennenden Eigenschaften mehr beigegeben werden. Das Evangelium bekennt vielmehr inmitten aller Weltreiche Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist als den alleinigen Herrn seiner Welt.

Im zweiten Abschnitt wird festgestellt, daß dieses Evangelium nicht nur eine geistliche, sondern auch eine gesellschaftliche und politische Dimension hat. Die Liebe Gottes ist konkret und die mystische Gemeinschaft mit Christus in seiner Kirche verwirklicht sich hier und jetzt. Weil das Evangelium so konkret das Zusammenleben der Menschen betrifft, steht es dem Angebot der Apartheid entgegen, als würde durch Trennung der Rassen allein sicheres Heil für Südafrika gewährleistet.

Im dritten Abschnitt wird dann der Anspruch des Evangeliums entfaltet. Gegen die Rassentrennung steht die Einheit des Volkes Gottes. Gal. 3, 28 und Eph. 2, 10-22 werden zugrundegelegt. In dieser Gemeinde gibt es keine nach rassistischen Gesichtspunkten getrennte Gemeinschaft, gibt es auch keine biblische Begründung der getrennten Entwicklung, darf es auch keine Identifizierung des einzelnen durch Rassenmerkmale geben, die sein ganzes Leben von Geburt bis zum Tod prädestinieren.

Der vierte Abschnitt unreit die Aufgaben des Christen angesichts der Wirklichkeit Südafrikas. Die Botschaft klingt im letzten Teil mit einer Anwendung des Petruswortes aus: "Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen".

Zusammenfassend sehe ich die Bedeutung dieser Botschaft darin, daß sie einer frommen Verjenseitigung des Heils in persönlicher Seelenrettung und in einer ~~ist~~ am Weltende zu realisierenden Gemeinschaft im Leibe Christi wehrt und damit die Gestaltung der südafrikanischen Wirklichkeit nicht ungeprüft der menschlichen Vernunft und dem Gruppenegoismus seiner Politiker überläßt. Zugleich entlarvt die Botschaft die totalitäre Politik der Apartheid als ein dämonisches Gegen-Evangelium, durch welches Menschen sich Sicherheit und Frieden durch Selbstbehauptung auf Kosten der Rechte der anderen erhoffen.

III. Positionen einzelner Konfessionskirchen

In der Vielzahl der Stellungnahmen von einzelnen Kirchen und Denominationen der letzten Jahre erkenne ich folgende Gruppierungen. Da ist zunächst die breite Mittelgruppe aus den etwa 30 Mitgliedskirchen im Rat, die theologisch die auf reformierter Tradition beruhende Botschaft des Rates vertreten. Dazu gehören die Presbyterianer, die Methodisten, die Kongregationalisten,

Isoliert für sich stehen die Äußerungen der 3 holländisch-reformierten Kirchen, die die Politik aus Pretoria seit 1948 mehrfach anerkannt haben. Ich zitiere zwei Verlautbarungen anlässlich der Gottesloe Consultation: "Wir möchten in aller Klarheit unsere Überzeugung ausdrücken, daß getrennte Entwicklung die einzige gerechte Lösung unserer Politik darstellt. Wir lehnen daher Integration in jeglicher Form als eine Lösung des Problems ab... Wir möchten weiterhin der Regierung unsere Dankbarkeit bezeugen für all die positiven Schritte, die sie zur Lösung des Problems unternommen hat, um die Wohlfahrt der verschiedenen Gruppen zu befördern." (Verlautbarung der Delegation der Niederdeutsch Hervormede Kerk van Afrika). "Wir möchten unterstreichen, daß eine Politik der Differenzierung vom christlichen Standpunkt verteidigt werden kann, ja daß sie die einzige realistische Lösung des Problems der Rassenbeziehungen ist und daher im besten Interesse der verschiedenen Bevölkerungsgruppen ist." (Erklärung der Delegation der Niederdeutsche Gereformeerde Kerk van die Kopen van die Transvaal). Diese Position stellt eine schwere Belastung für die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft in der nichtchristlichen Welt dar, an der die ganze Ökumene trägt und leidet. Es ist aber kein Zweifel, daß solche Formulierungen dem Willen einer großen Sektion aus der weißen Bevölkerung entsprechen. In solchen Äußerungen zur Rassenfrage versuchen die Verfasser kaum noch einen direkten Schriftbeweis. Meistens spricht man nur ganz allgemein von einer Unterschiedenheit der menschlichen Rassen, die Gottes Schöpferwillen entsprächen und daher zu respektieren seien. Unterstrichen wird vor allem der ideale und humanitäre Ansatz und die praktisch-realistischen Erfordernisse einer Politik in einem vielrassischen Land. Man weist darauf umso getroster hin, weil man sich ja trotz der anerkannten Unterschiede als Christen jener mystischen Einigkeit aller in Christus bewußt ist, die zeit- und raumlos gültig sei, die aber einmal am Ende der Welt ihre eschatologische Erfüllung finden wird. Ein spiritualisiertes Verständnis von Heil, Gemeinschaft und Kirche macht hier alles möglich. Das schließt nicht aus, daß diese Kirchen den Staat gegebenenfalls auch auf Mißstände hinweisen können, so etwa in einer guten Studie über die Zerstörung afrikanischen Familienlebens durch Gruppengebiete-gesetze. Seit jüngstem gibt es auch eine wachsende Gruppe mutiger Kritiker, die den Weg der politischen Gleichschaltung ihrer Kirche mit Sorge verfolgen. Um diese Gruppen zu stärken und einen Urteilsdenkungsprozeß zu ermöglichen, ist die Aufnahme neuer Gespräche mit diesen drei Kirchen überaus wichtig.

Auf der anderen Seite haben sich die römisch-katholische und die angelikanische Kirche am klarsten gegen die Apartheid ausgesprochen. In der Praxis kann nicht verschwiegen werden, daß den eindeutigen Bekenntnissen der klerikalen Spitze das Gemeindeleben nicht immer entsprach. Das gilt aber für alle Kirchen. Den Katholiken ist in ihrer Haltung ohne Zweifel die Internationalität und Ökumenizität durch die Bindung an Rom zugute gekommen, die sich in einer großen Zahl von überseeischen Mitarbeitern ausdrückt. Nie ist

daher die katholische Kirche wie andere zu einer "Landeskirche" geworden. Das gilt in gewissem Maß auch von den Anglikanern, die sich durch ihre Orientierung nach England und an die Lambethkonferenz ein Maß an Unabhängigkeit bewahrten, besonders seit das englische Element in Südafrika unter der Herrschaft der Nationalisten in die Defensive gedrängt wurde. Die anglikanische Gemeinschaft ist darüber hinaus durch eine Reihe hervorragender Kirchenführer und Einzelpersönlichkeiten gesegnet worden. In den Stellungnahmen dieser beiden Kirchen nimmt die naturrechtliche und humanistische Denkweise neben den biblisch-dogmatischen Ansätzen einen breiten Raum ein. Dies hat vielen Verlautbarungen eine gewisse Popularität verschafft. Auf jeden Fall war es von dieser doppelten Art der Argumentation her nie ein Problem, in welcher Weise denn das Wort Gottes für die politisch-sozialen Fragen des Landes verbindlich sein könnten. Die Betonung der Menschenrechte war dabei eo ipso immer auch der christliche Standpunkt.

Die lutherischen Regionalkirchen haben sich erst spät in das Gespräch eingeschaltet. Schweigen hieß auch hier allzu lange oft Anerkennung der bestehenden Machtstrukturen. Ich kann hier nicht die Gründe dafür erörtern, die zum Teil historischer Natur sind. Heute ist es die immer noch ausstehende Einigung zu einer lutherischen Kirche als einem ersten Schritt zur Teilnahme an den weiteren ökumenischen Einigungsbemühungen, welche eine verbindliche Stellungnahme erschweren kann. Statt der bisher gültigen regionalen Gliederung drohte immer auch eine rassistisch getrennte Gliederung in den eigenen Reihen, da die kleinen deutschen Gemeinden sich bisher Versuchen zur Einigung mit den Missionskirchen widersetzt haben und dabei bewußt und unbewußt vom kirchlichen Außenamt in Deutschland unterstützt worden sind. Seit einigen Jahren gibt es in allen Regionalkirchen jedoch Gruppen jüngerer Mitarbeiter, vornehmlich afrikanische Pfarrer und Missionare, die ihre Kirche zur konkreten Stellungnahme aufgerufen haben. Aus ihren Reihen entstand z. B. jenes Um-pumulo-Memorandum, in dem die Politik der getrennten Entwicklung nachdrücklich verworfen wurde. Ohne Zweifel hat seitdem ein Lernprozeß eingesetzt, der entsprechend den Hoffnungen der Mehrzahl der Laien zu weiteren konkreten Stellungnahmen drängt. Dabei wird deutlich, daß die Stellung zur Rassenfrage immer auch ein Kriterium der Ökumenizität einer Kirche ist.

Mit allen hoffnungsvollen Anzeichen kann nicht verschwiegen werden, daß es eine Gruppe von älteren deutschen Kirchenführern gibt, deren Einfluß auf die Entwicklung man mit Sorge betrachten muß. Ihre theologische Position ist jüngst in offiziellen und halböffentlichen Stellungnahmen zur obenerwähnten Botschaft des Rates der Kirchen deutlich geworden. Da es sich hier um unsere Partner handelt, darf ich hier etwas ausführlicher werden. Um es kurz zu sagen, diese Männer beziehen eine halbherzige 'Sowohl-als-auch-Stellung'. Einerseits stimmen sie der Einheit in Christus zu, die in der Botschaft zum Ausdruck kommt, andererseits meinen sie, daß man die theologische Begründung der Botschaft überprüfen müsse. Wenn man dann ihre

Argumente ansieht, wird fraglich, wie ernst es ihnen mit jener Anerkennung der Einheit in Christus ist, bzw. welche Relevanz diese für das Alltagsleben der Kirche in Südafrika haben könne. Da heißt es kritisch, man dürfe sich mit der Autorität des Evangeliums nicht an die ganze Öffentlichkeit Südafrikas wenden, sondern nur an seine christlichen Gemeinden, sonst maße man sich unter dem Vorzeichen einer nebelhaften Konzeption von der Königsherrschaft Christi einen falschen Anspruch über nichtchristliche Bereiche an und fordere Gehorsam am falschen Ort. Kirche und Welt seien eben getrennte Bereiche, es ließen sich daher aus Bekenntnisaussagen zu Christus keine Konsequenzen für politische Ordnungen ziehen. Eine Aufhebung der rassistischen Unterschiede in der Gemeinde könne nicht zum Programm für ein Land gemacht werden. Niemals könne das Verhalten, das Jesus bei seinen Jüngern erwartet, zur Grundlage einer weltlichen Gesetzgebung gemacht werden. Würde man stattdessen die Zweireichellehre beherzigen, dann würde man im weltlichen Bereich die Vernunft regieren lassen. Dann würde aber auch klar, daß in der getrennten Entwicklung nicht nur negative, sondern auch positive Ansätze seien. Die Regierung hätte ja auch viel Gutes geschaffen. Man würde dann diplomatischer vorgehen und statt pauschale Verdammungen auszusprechen, mit den Politikern in Pretoria ins Gespräch kommen, wobei man vernünftige Alternativen zur herrschenden Richtung anbieten müsse.

Sollte dies der offizielle, spezifisch lutherische Beitrag zur Rassenfrage sein? In der Tat sind hier einige theologische Anfragen gestellt, die der Diskussion bedürfen. Wenn man sich nicht mit naturrechtlichen Argumenten zufrieden gibt, ist es legitim, nach der Art der Verbindlichkeit des Wortes Gottes für die Beurteilung der Rassenfrage zu fragen. Konkret: Was bedeutet die Tatsache, daß nach Eph. 2 Christus die Scheidewand zwischen den Nahen und den Fernen abgerissen hat, für Leben und Zeugnis der Christen im weltlichen Bereich? Welches Heil verkündigen wir? Zugleich aber wird deutlich, daß das Gespräch hier auf die alte lutherisch-reformierte Kontroverse in der Ethik des Politischen verengt wird. Hier kehren dieselben Argumente wieder, welche die Lutheraner im Dritten Reich gegen Barmen und nach dem Krieg etwa in der Aufrüstungsdebatte in der EKiD anführten. Von einem dynamischen Verständnis der Zweireichellehre, wie sie etwa vor einiger Zeit im Lutherischen Weltbund zum Zuge kam, ist nichts zu bemerken. Es ist noch die alte, verhängnisvoll statisch verstandene Zweireichellehre, die hier den Weg blockiert. Es ist zu fragen, in welcher Weise die deutschen Kirchen hier ihren Brüdern in Südafrika theologisch zu Hilfe kommen können, damit sie sich nicht in dieser Sackgasse selbst isolieren. Die, welche ihre Mitschwestern hier selbstgewiß theologisch belehren wollen, bedürfen selbst der Hilfeleistung. Dieser Dienst wäre wichtig, da sie damit a) hinsichtlich des Kirchenverständnisses der Position der holländisch-reformierten Verirrung nahekommen; sie b) damit den Vorstellungen der Vorsterregierung von dem, was Kirche sein soll, bedenklich nahekommen. Mr. Vorster möchte nach seinen wilden

Angriffen auf die Verfasser der Botschaft die Kirche da am Werk wissen, wo sie seiner Politik ungefährlich ist. Er hatte die Verfasser beschuldigt, die Kanzel als politische Plattform zu benutzen, sich unter dem Deckmantel des Religiösen in politische Sachfragen einzumischen und, statt mit geistlichen Aufgaben befaßt zu sein, vielmehr die Methoden M. L. Kings auf Südafrika übertragen zu wollen. Die lutherischen Stimmen scheinen hier implizit die dem Premierminister genehme Position zu beziehen. c) Letztlich können sich die Lutheraner mit Hilfe dieser 'reservatimentalis' auf lange Zeit mit einem guten Gewissen vom praktischen Engagement und von einem Zusammengehen mit den anderen Kirchen zur Überwindung der Apartheid dispensieren. Es ist aber nicht viel Zeit, und die Christen werden nach ihrem praktischen Beitrag zur Versöhnung gefragt. d) Allzu bereitwillig gestehen sich diese Leute gegenseitig zu, daß unterschiedliche Haltungen von Christen in sozialen und ethischen Fragen weiter bestehen könnten, daß aber diese Unterschiede nicht die Einheit des Volkes Gottes gefährden könnten. Als brüderlicher Rat immer zu hören. Noch einmal: so ernst kann es einem Mann mit der Gemeinschaft des Volkes Gottes nicht sein. Hier wird um der eigenen Schwäche willen verharmlost, gerade weil man den Ernst, mit dem die Präambel von der Autorität des Wortes Gottes sprach, nicht hören wollte. Es soll also bei der Rassenfrage weiterhin nur um menschliche Meinungen gehen, nur um ethisch relevante Meinungsverschiedenheiten, die die dogmatische und geistliche Einheit nicht angreifen könnten. Individualethik - Sozialethik. Wir meinen, daß die Rassenfrage durchaus kirchentrennend sein kann, so wie damals 1936 der Arierparagraph. Wenn eine Lehrmeinung über das Abendmahlverständnis kirchentrennend ist, dann ist es erst recht die Verweigerung eines gemeinsamen Lebens.

IV. Zum Weg der Bekennenden Kirche Südafrikas

In einer Zusammenschau sollen hier einige Wesensmerkmale des Weges der jungen Bekennenden Kirche zusammengefaßt werden.

1) Es hat sich in den letzten Jahren des öfteren gezeigt, daß Bekenntnisformulierungen sehr häufig auf die Initiative von einzelnen Pfarrern und Laien oder Gruppen zustandekamen, oft sogar gegen den ängstlichen Willen ihrer eigenen Kirchenleitungen. Es ist die Frage, ob von den Kirchenleitungen in Afrika nicht dauernd zu viel erhofft wird, was diese nicht leisten können. Umso wichtiger ist es, daß den prophetischen und gesellschaftsdiakonischen Charismata von einzelnen Gliedern in ihrem Bereich Raum gegeben wird. Man erspart sich Verzweiflung.

2) Was die Haltung und Mitarbeit der afrikanischen Mitarbeiter bei den kirchlichen Stellungnahmen zur Apartheid betrifft, so begegnet man immer wieder großer Zurückhaltung. Meistens ging die Initiative von weißen

Mitarbeitern aus. Der Grund dafür liegt in der gefährdeten Position der Afrikaner, die größeren Repressalien ausgesetzt sind. Manchmal ist der Tenor der afrikanischen Brüder dort "Apartheid ist euer, der Weißen, Problem, nicht das unserige. Wir leiden nur darunter. Löst es ihr zuerst hinter euch." Sie verkennen dabei leicht, in welchem Maß sie oft selbst von der Apartheidsideologie infiziert sind. Es gibt auch hier ein aktives und ein passives Leiden. Um die aktive Leidensübernahme in statu confessionis werden auch sie nicht herumkommen, denn sonst kommt es zu einem permanenten Selbstmitleid. Eines gilt jedoch auch: da, wo weiße Christen offen gegen die Regierungspolitik aufstanden, begegnete ihnen jedesmal ein überwältigendes Vertrauen auf Seiten der schwarzen Brüder.

3) Zwischen den Gruppen der Bekennenden Kirche in den einzelnen Denominationen ist es in den letzten Jahren zu einem ungeahnten Vertrauensverhältnis gekommen. Hier wird schon eine neue gemeinsame Sprache gesprochen. Hier wurde eine ökumenische Verbundenheit Wirklichkeit, die unter den offiziellen Kirchentümern noch in weiter Ferne ist. Katholiken, Presbyterianer, Methodisten und Lutheraner trafen sich, hörten voneinander, bewunderten die anderen, beteten füreinander bei konkreten Aktionen und liebten sich. Diese neue Brüderlichkeit war oft der Ersatz für die Einsamkeit, in der Glieder dieser Gemeinschaft durch ihre Haltung in der eigenen Kirche geraten waren. Diese Art von bisher unorganisierter Einmütigkeit im gemeinsamen Bekennen ist eines der wichtigsten Entwicklungen der südafrikanischen Kirchengeschichte der letzten Jahre, obwohl sie bisher von keiner kirchlichen Pressestelle registriert wurde. In das Blickfeld dieser Gemeinschaft rückten auch ganz natürlich die Nichtchristen, die in gleicher Weise an der Überwindung des status quo arbeiteten: Sozialisten, Wissenschaftler, alte Liberale, Humanisten, Kommunisten. Man sprach in der gemeinsamen Front mit Achtung voneinander. Viele aus dieser heimlichen Gemeinschaft werden noch ausgeschaltet werden, aber andere werden an ihre Stelle treten. Für die Zukunft Südafrikas, wenn es eine solche gibt, werden diese unerschrockenen Männer und Frauen wichtig werden.

4) Damit sind nun schon mehrfach die Parallelen zur deutschen Kirchenkampfzeit gezogen worden. Sie fallen überall in die Augen. Bei einer Konsultation des Ökumenischen Rates in Kitwe/Rhodesien im Jahre 1964 mit Vertretern aus Südafrika wurde zum ersten Mal der Begriff "Bekennende Kirche" gebraucht. Ausdrücklich verglich damals der Generalsekretär Visser't Hoff die Lage und den Auftrag der südafrikanischen Kirche mit dem der Christen im Dritten Reich. Nun kann sicher die südafrikanische Rassenpolitik mit der Hitlerdeutschlands nicht einfach verglichen werden. Ähnlich ist jedoch zum Teil die ideologische Basis beider Systeme: d.h. das sendungsbewusste - Festhalten an der Ideologie von Blut und Boden, das alle Lebensgebiete erfassende Gebot der rassistisch-biologischen Differenzierung, das Vertrauen auf die Macht der Geschichte, die verzweifelte Alternative: entweder Durchsetzung der Rassentrennung oder Chaos und

völkischer Untergang, die zynische Verachtung der Menschenwürde der Unterdrückten. Wenn der Druck zur Gleichschaltung der Kirchen wächst, etwa durch Ausschaltung aller überseeischen Mitarbeiter, dann ist zu hoffen, daß sich die südafrikanische Kirche, anders als im Deutschland der Hitlerzeit, nicht auf das Überleben ihrer eigenen Gestalt allein konzentriert, sondern für das Heil des Landes offen genug bleibt. Die Betonung der Menschenrechte, das Verständnis für die sozialen Realitäten, das in den bisherigen Stellungnahmen neben der theologischen Diskussionsführung zu bemerken ist, könnte darauf hinweisen, daß auch in einem zukünftigen Kirchenkampf die Christen sich nicht in ein Ghetto abdrängen lassen. Bisher quälende Wiederholung der Positionen.

5) Es ist den Gliedern der Bekennenden Kirche in der letzten Zeit immer deutlicher geworden, daß verbale Stellungnahmen gegen die Apartheid nicht glaubwürdig sein können, wenn ihnen keine praktischen Konsequenzen in der Daseinsgestaltung folgen. So entstanden etwa nach dem Bekanntwerden der Botschaft überall im Land sog. obedience to God groups, d. h. Kreise von Laien und Theologen, die Ratschläge für einen neuen Lebensstil der Christen in einem vielrassischen Land ausarbeiten wollten. Ich erwähne einige Schwerpunkte, über die man sich Gedanken macht:

a) die persönliche Lebensgestaltung. Beispiel etwa der Umgang mit Dienstboten aus anderen Rassen, b) neue Möglichkeiten, von kirchlicher Seite mit den Regierungsvertretern ins Gespräch über die Auswirkungen der Rassenpolitik zu kommen, etwa durch Sammlung von Schicksalen persönlichen Leidens unter der herrschenden Gesetzgebung, oder mit Hilfe von Spezialstudien mehr gesellschaftlichen Charakters, etwa über Paßgesetze, Gebietsaufteilung, gleiche Chancen am Arbeitsplatz, Familienpolitik, Lebensbedingungen in Stadtlokalationen usw. Alternative. c) Wege zum Ausbau der Integration in Gemeindeveranstaltungen, bei gemeinsamen Gottesdiensten, Freizeiten, Laienschulung, Stadtmission, diakonischer Arbeit.

6) Hinter den Dokumenten tritt uns ein Kreis von Christen entgegen, die den Kampf gegen den Fatalismus aufgenommen haben. Dieser Fatalismus äußert sich innerhalb der Kirche in einem kirchenpolitischen Kompromißdenken, das angesichts der Macht des Staates immer die Erhaltung der Existenz des Bestehenden im Auge hat. Können wir uns diesen oder jenen Einsatz leisten? Statt diese Frage nach den Überlebenschancen immer wieder an die erste Stelle zu rücken, fragen die Männer der Bekennenden Kirche nach der neuen Gestalt der Kirche, die das Evangelium noch freimütiger und kompromißloser bezeugen kann. Der Kampf gegen den Fatalismus richtet sich nach außen gegen die Resignation derer, die im Blick auf die Zukunft Südafrikas sagen, es sei alles zu spät, es bleibe das Blutvergießen am Tage X übrig. Das ist heidnische Meinung, die auch die Befangenheit hält, welche in der blutigen Revolution das zukünftige Heil für das Land erblicken. Da sagt man: Die Versuche zur Vermittlung des Friedensdienstes, etwa bei Albert Luthuli, haben versagt, nun bleiben die Waffen zur Lösung des Konflikts übrig. Hier hat man das Amt der Vermittlung schon abgeschrieben, hier geht es um die Alternative von black or white power. Bei dieser Kalkulation

mit dem Tage X verliert man die Phantasie für die Vermenschlichung des Lebens hier und jetzt. Die Männer der Bekennenden Kirche machen sich keine Illusionen über die Zukunft, aber sie möchten in der verbleibenden Zeit Brückenbauer sein und dadurch so viel wie möglich einzelnen und Gruppen durch Aufrichtung ihrer Würde Hoffnung zu machen für eine neue Gerechtigkeit durch Verständigung. Alle Stellungnahmen der BK in Südafrika tragen diesen Geist der Hoffnung gegen den Augenschein der sog. Realisten an sich.

7) Das führt uns zu einem letzten Anliegen. Wo die Kirchen und Einzelne in Südafrika mutig für die Rechte von Unterdrückten eingetreten sind und sich damit zum Sprecher der Sprachlosen machten, da haben sie auch der Mission Raum verschafft. Ich erinnere mich, daß am Tag nach der Bekanntgabe des Umpumulo-Memorandums der Lutheraner die Kirche in der Lokation von Alexandra voll mit Männern war, die sagten: "Endlich habt ihr für uns gesprochen. Wir haben dadurch wieder Hoffnung in unserer Kirche bekommen." Hier liegt ein Proprium der Missionsarbeit, den Namen Christi als den zu verkünden, der in seinem Leibe die Trennung überwunden hat, die dämonische Trennung Südafrikas, die Trennung der Stämme Afrikas mit ihren spezifischen Nationalismen, die Trennung Europas und der Dritten Welt im ganzen. Das kann eines der Anliegen einer neuen Art von Pioniermission in einer neuen Ära der Ökumene sein. An diesem Punkt kann man der jungen Generation Mut machen, sich in Christi Namen senken zu lassen und dadurch dem verheerenden Image der Mission neuen Glanz zu geben. Südafrika ist nur ein Modellfall. Missionare als Frielemacher: Hier ist im missionarischen Austausch mit Kirchen Europas, Asiens, Afrikas und Lateinamerikas ein neuer weiter Anfang möglich. Treten wir in diese Arbeit ein mit Leidenschaft und Pathos, mit Dank dafür, daß uns noch Gelegenheit gegeben wird, Christus bekannt zu machen, der die Hoffnung der zerrissenen Welt ist.

Missionsauftrag als ein verheißungsvoller Dienst der Versöhnung - dazu können uns die Stellungnahmen der Bekennenden Kirche in Südafrika zur Apartheidspolitik Mut machen.

- - -

Nur zum innerkirchlichen Dienstgebrauch!

Der Mensch: Cooperator Dei - Cocreator Dei
=====

Eine theologisch-soziologische Meditation über die
Verantwortung des Menschen für die Biosphäre

Zu diesem Volke aber sollst du sagen: So spricht der Herr:
Siehe, ich lege euch vor den Weg des Lebens und den Weg
des Todes (Jeremia 21,8)

Auf der VI. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen 1971 in Nyborg entzündete sich in der 5. Sektion im kleineren Kreise ein theologisches Streitgespräch an der Frage: Ist der Mensch Cooperator und/oder Cocreator Dei, wenn wir an seine Verantwortung für die Biosphäre denken? Diese Frage muß im Zusammenhang mit dem Thema der Sektion gesehen werden: "Die künftige Aufgabe der Kirche - Die europäische, kirchliche, gesellschaftliche, kulturelle, politische und wirtschaftliche Lage als Herausforderung für die Christen der Zukunft." Von der "Dimension Zukunft" und von der "eschatologischen Frage" her erfuhr das Gespräch der Theologen seine besondere Zuspitzung. Einmütigkeit bestand zunächst über alle konfessionellen Unterschiede und Lehrmeinungen hinweg in der Auffassung, daß gemäß der Heiligen Schrift und der jeweiligen kirchlichen Tradition der Mensch als Cooperator Dei anzusprechen sei. Weiterhin einigte man sich bald darüber, daß die Begriffe Cooperator und Cocreator nicht synonym, deckungsgleich und austauschbar seien, weil dem Begriff Cocreator eine umfassendere Weite und qualitative Fülle zukomme, die in der Vorstellung vom Cooperator nicht vorhanden sei.

Ein Lutheraner widersprach der Auffassung vom Menschen als Cocreator Dei aus folgenden Gründen: diese Auffassung verwische die Diastase und den qualitativen Unterschied zwischen Gott und Mensch und verletze die Souveränität und Einzigartigkeit Gottes - außerdem würde ein zu optimistisches und utopisches Bild vom Menschen gezeichnet, seiner Hybris und Selbstrechtfertigung Vorschub geleistet, die Macht des Bösen verkannt und die Tatsache verdunkelt, daß der Mensch von Natur aus Sünder sei und der alleinseligmachenden Gnade Gottes bedürfe. - Dieser Ansicht widersprach ein russisch-orthodoxer Theologe, der den Begriff Cocreator Dei verteidigte, weil die Würde und Bestimmung des Menschen darin bestehe, in die Transfiguration der Schöpfung durch den kosmischen Christus, den Christus Pantokrator, hineingenommen zu sein, in seiner allumfassenden Liebe zu stehen und dadurch Anteil zu gewinnen am Schöpfungswerk Gottes. - Ein Anglikaner sah in der Unterscheidung von Cooperator und Cocreator eine falsche Alternative und ein Musterbeispiel für ein typisches kontinental-europäisches Dualismusdenken. Er interpretierte den Begriff Cocreator Dei im Sinne

der Partizipation an Gottes Werk mit seiner Schöpfung und im theologischen Kontext von "Christian salvation" als Rettung, Heil und Erlösung der Christen, in der Berufung zur Heiligung des Lebens in und durch Christus. - Interessant war die Reaktion der Laien im Anschluß an das theologische Gespräch, denn sie betonten nachdrücklich den für sie existentiell bedeutsamen Wert und Gehalt des Bildes vom Menschen als Cocreator Dei, wobei sie auf die schöpferische Rolle des Menschen in den Bereichen der Kunst, der Politik, der Natur- und Gesellschaftswissenschaften hinwiesen. Der Größe und Majestät Gottes werde dadurch kein Abbruch getan, wenn man den Menschen als Cocreator Dei in der Teilhabe am Heilshandeln Gottes für diese Welt anspreche - im Gegenteil: der Größe Gottes korrespondiere die Größe der Verantwortung des Menschen gegenüber seinem Herrn, und wer den Menschen zur Kleinheit degradiere, besitze auch eine reduzierte Gottesvorstellung und verletze die Würde des Menschen.

Die hier erwähnten verschiedenen Aspekte vom Menschen als Cooperator und Cocreator Dei sind in der Gruppe in Nyborg keineswegs ausdiskutiert worden; sie mögen als Ansätze zu weiterführenden Überlegungen dienen. Wir verstehen diese theologischen Aspekte besser, wenn wir sie in ihrem jeweiligen geschichtlich-gesellschaftlichen Kontext bzw. in ihrer "Situation" erkennen und sie nicht isoliert als Absolutheitsaussagen betrachten. In der Beziehung zu unserem Thema "Die Verantwortung des Menschen für die Biosphäre" gesehen erscheint die unterschiedliche theologische Akzentuierung der Begriffe Cooperator Dei und Cocreator Dei in neuem Licht. In dem Selbstverständnis und in dem Weltverhältnis der geistig aufgeschlossenen und führenden Zeitgenossen in der Gegenwart nimmt die Frage nach der rechten Verantwortung des Menschen für die mitmenschlichen Beziehungen und für die Biosphäre einen zentralen Stellenwert ein. Die Dringlichkeit, die Bedeutung und der weite Horizont der Fragestellung ist neu in der Menschheit angesichts der gleichzeitig wachsenden Chancen und Bedrohungen des Menschen im wissenschaftlich-technischen Zeitalter. In dem vereinfachten Zeitschema einer Periodisierung der Geschichte in "Vergangenheit" und "Gegenwart" (20. Jahrhundert) spielt die jeweilige "Welterfahrung" der Menschen eine entscheidende Rolle, deren Niederschlag im Denken und Handeln (auch in den betr. Aussagen der Theologie) aufgezeigt werden kann.

Welche neue Welterfahrung haben wir in der Gegenwart im Unterschied zu unseren Vorfahren gewonnen? Folgende Faktoren sind besonders zu erwähnen: 1. das Wissen und die praktische Erfahrung, in einer Welt wechselseitiger Verflechtungen und Abhängigkeiten zu leben, in der Friede und Zusammenarbeit zum Postulat und zur unaufgebbaren Lebensnotwendigkeit werden - 2. die Erfahrung der "kosmischen Weite" im Zeitalter der Sputniks, der Satelliten, der Mondlandungen, der Weltraumflüge und das Gefühl, Insassen des "Raumschiffs Erde" und verantwortlich für unsere Biosphäre zu sein - 3. die raum-zeitliche Ausdehnung unseres Wissenshorizontes durch gesteigerte Information und Kommunikation - 4. die sich in Umrissen bereits abzeichnende

Möglichkeit, den genetischen Code zu entschlüsseln und damit in biologische Prozesse durch Selektion des Erbgutes und Handhabung der Steuerungsmechanismen einzugreifen, um gewünschte Mutationen zu erreichen - 5. die wachsende Kenntnis der Gesetze der Natur und der gesellschaftlichen Prozesse sowie deren Anwendung in der Praxis, die zu einem ungeahnten technischen und organisatorischen Machtpotential der Menschheit geführt haben - 6. die Aufgabe, die "Dimension Zukunft" zu bewältigen durch eine Schwerpunktverlagerung von einer statischen, traditionsgeleiteten Sicht zum dynamischen, prognostisch-zukunftsorientierten Denken und Handeln.

Eine kritische Würdigung der hier genannten Faktoren einschl. ihrer möglichen weiteren Entwicklungen und Konsequenzen läßt in voller Schärfe den Unterschied zur Welterfahrung früherer Generationen deutlich werden: das Wissen um die in ihren Grundstrukturen (nicht in Teilbereichen!) unveränderlich vorgegebene Beschaffenheit der Natur und des menschlichen Zusammenlebens, das Gefühl der Begrenzung, der Ohnmacht, der Endlichkeit und der zeitweisen Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal. Vieles ließ sich im Rahmen engerzogener Grenzen gestalten, verändern und verbessern, um mit der "Tyrannei der physischen Natur" (Mesthene) fertig zu werden, nur die vorgegebenen Grundstrukturen nicht.

In der Kirchengeschichte früherer Jahrhunderte sehen wir in den theologischen Aussagen über die Natur und die menschliche Geschichte zwei nebeneinanderlaufende Linien: Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, der Vater Jesu Christi, offenbart sich in seiner Macht und Herrlichkeit, in seiner Gnade und Gerechtigkeit dem Volk des alten und des neuen Bundes und entthront die Götter und Naturgöttheiten der antiken Völker als Nichts. Diese "Entsakralisierung der Natur und Geschichte" durch den jüdisch-christlichen Glauben (H. Cox) und das "prophetische Element in der Kirche" (P. Tillich) führten zur Befreiung der Menschen vom Bann magischer Vorstellungen und damit zum Dienst in der Welt als getraue Haushalter Gottes. - Die andere Linie der Kirchengeschichte besteht jedoch darin, daß viele konservativ eingestellte Theologen das "Bestehende an sich" in der Natur und in der Gesellschaft als göttliche Schöpfungsordnung sanktionierten und die Kritiker und Revolutionäre als Ketzer und Rebellen verurteilten. "Angst vor dem Fortschritt der Schöpfung, Angst vor der Zeit, Angst vor dem Wandel, vor der Veränderung, ist vielleicht das wichtigste negative Kennzeichen unserer europäischen Kirchentümer seit dem 16. Jahrhundert... (noch im 17. Jahrhundert stritten sich Theologen, ob es gestattet sei, Regenschirme zu benutzen als Abwehr des gottgewollten Regens; noch im 19. Jahrhundert erklärte die spanische Akademie der Wissenschaften eine Regulierung des Manzanares als unerlaubten Eingriff in den Schoß der Schöpfung)".²

Wir Christen glauben, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Vater Jesu Christi, sein Heilswerk durch Schöpfung, Erlösung und Neuschöpfung zum Ziel führt. Es gehört zur Würde und Bestimmung des Menschen, durch Gottes Gnade teilzuhaben an seinen Heilshandeln. Die Herausforderung unserer gegenwärtigen Situation stellt uns vor neue Fragen, die neue Antworten erfordern, die

den S c h a l o m (Heil) der ganzen Menschheit dienen, weil sie zeit- und sachgemäß, befreiend und zukunftsweisend sind. Neue und schöpferische Antworten werden nur gefunden, wenn im Strom der Traditionsgeschichte die alten Antworten im doppelten Sinne "aufgehoben" sind: einmal aufbewahrt im Kern und in der Kraft ihres durchtragenden Wahrheitsgehaltes und zweitens in einer radikalen Prüfung und Sondierung, was an ihren Elementen zeitbedingt veraltet ist, was in Grenzen brauchbar erscheint, und wo völlig neue Lösungen gefunden werden müssen.

Die stärkere Hinwendung zur Auffassung vom Menschen als Co-creator Dei im theologischen Denken der Gegenwart können wir als "schöpferische Antwort" auf die Herausforderung unserer Situation bezeichnen. Gott der Schöpfer, s e i n e Schöpfung und der Mensch als vor Gott verantwortlicher, gehorsamer Mitschöpfer im Heilsplan und Schöpfungswerk Gottes sind in unauflöselichen Zusammenhang zu sehen. Der amerikanische Theologe Frederick Elder bezeichnet den Menschen als "the very junior partner in the co-creatorship of the universe".³

Das Bild vom Menschen als Co-creator Dei darf nur in strenger Relation zum Schöpfergott und zu seiner Schöpfung gesehen und interpretiert werden. Ein Herausbrechen aus dieser Relation durch eine isolierte Betrachtungsweise würde einer unverantwortlichen Hybris des Menschen Tor und Tür öffnen. Somit ist der Begriff Co-creator Dei nur als Relationsbegriff sinnvoll einzusetzen und zu umschreiben.

Die Erkenntnis der alles umfassenden Relation: dreieiniger Gott - Schöpfung - Mensch erfordert eine Überprüfung der überlieferten theologischen Aussagen, soweit sie in ihrem sprachlichen Gewand und in ihren Bedeutungsgehalten zeitgeschichtlich bedingt sind. Dies gilt vor allen Dingen für unser hellenistisches Erbe. Wenn Blaise Pascal sich zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs bekennt und nicht zu dem Gott der Philosophen, so bedeutet dieses Bekenntnis für uns heute der Glaubensgehorsam gegenüber dem dreieinigen Gott und eine klare Absage an philosophische Gottesvorstellungen des Deismus, des Pantheismus, des Panentheismus und der Auffassung vom Deus ex machina.

Gottes Schöpfung umfaßt das g a n z e Universum, und die Natur ist die gottgegebene Umwelt und der Aktionsraum des Menschen. Gottes Universum ist nicht mit dem griechischen Kosmos zu verwechseln, den der unbewegte Bewegter lenkt (vgl. Aristoteles). Im Alten und Neuen Testament finden wir keine "Theologie der Natur" und keine Anerkennung der Natur als einer für sich bestehenden Größe, die dem Menschen freundlich oder feindlich gegenübersteht. Wohl aber sehen wir besonders im Alten Testament, wie die ganze natürliche Welt mit Leben erfüllt ist. Der Schöpfergott Jahwe und Vater Jesu Christi steht in qualitativ radikalen Gegensatz zu den Fruchtbarkeitsgöttern und -göttinnen sowie zur "Mutter Natur" der Philosophen und Poeten.

Die Sonderstellung des Menschen in der belebten und unbelebten Natur besteht darin, Geschöpf und Kind Gottes zu sein. Nach Gottes Ratschluß ist der Mensch gewürdigt, als Imago Dei Gott ganz zu gehören und ihm allein verantwortlich zu sein. Diese Sonderstellung des Menschen in biblischer Sicht bedeutet etwas

anderes, als die griechische Vorstellung, daß der Mensch das vernunft-, geist- und sprachbegabte Wesen sei, in dessen sterblichem Körper eine unsterbliche Seele wohne. Die Bibel kennt nicht den Begriff Seele als einer eigenständigen Substanz und unabhängigen Größe, sondern "Seele" ist stets im Sinne von "Leben" als einer von Gott gegebenen und von Gott getragenen Seinsqualität gesehen, die den g a n z e n Menschen in seiner Beziehung zu Gott und dem Nächsten durchdringt und erhält. In dieser Sicht muß heute vom "Seelsorger" und von der "Seelsorge" neu gesprochen werden, weil sie ungreifend Personensorge, Lebenssorge und Umweltsorge für die ganze Menschheit einbezieht. Dann könnte Seelsorge nicht mehr mißverstanden werden als Aufteilung gesonderter Zuständigkeitsbereiche, um die sich Theologen, Psychologen, Psychiater und Psychotherapeuten streiten. Ausgehend von der Totalität der Seelsorge können jedoch die Vertreter der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen unter Berücksichtigung ihrer besonderen Aspekte und Methoden, ihrer spezifischen Aufgabenstellung und Standortgebundenheit zum Wohl des ganzen Menschen zusammenarbeiten. In diesem Zusammenhang muß die zur Zeit fortschreitende interdisziplinäre Klärung und Annäherung der Erkenntnisse der Theologen, Mediziner und Psychologen in der Theorie und Praxis des "Problemfeldes Seelsorge" gesehen werden.

Gleichfalls finden wir heute eine gemeinsame Frontstellung vieler Theologen und Naturwissenschaftler gegenüber dem dualistischen Schema von Materie und Geist, von Körper und Seele, von Natur und menschlicher Geschichte, von Immanenz und Transzendenz. Im Unterschied zu gnostischen und idealistischen Spekulationen muß die Kirche die Einheit und Universalität der Schöpfung Gottes betonen und an die Inkarnation, in Gottes Heilsplan und Erlösungswerk erinnern. In der Korrelation zu den theologischen Aussagen über die "Leiblichkeit der Wege Gottes" (Gleage) müssen auch die Aussagen der Physiker, Biologen, Soziologen und Philosophen verstanden werden, die von der Einheit der Geschichte der Natur und der menschlichen Geschichte ausgehen. An dieser Stelle sei an die Worte von Karl Marx erinnert: "Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus = Humanismus, als vollendeter Humanismus = Naturalismus, er ist die wahrhafte Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen, die wahre Auflösung des Streits zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbestätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung. Er ist das aufgelöste Rätsel der Geschichte und weiß sich als diese Lösung."⁴

In der Folge der bisherigen Überlegung wenden wir uns nunmehr der Frage zu: In welcher Beziehung steht die Verantwortung des Menschen für die Biosphäre zu seiner Bestimmung, Cooperator und Cooperator Dei zu sein? Ein aufmerksames Studium des Themas "Umweltschutz" der letzten Jahre zeigt zweierlei: einmal die zum Teil vorhandenen, zum Teil in Ansätzen erkennbaren Möglichkeiten der menschlichen Erfindungs- und Schaffenskraft, in der Gegenwart und Zukunft Bedingungen zu schaffen, die der großen Masse der Menschheit ein reicheres, erfüllteres Leben in Frieden, Freiheit

und sozialer Gerechtigkeit ermöglichen können. Diese Bedingungen sind u.a.: Sicherung des Weltfriedens - Zusammenarbeit der Völker und Nationen - Abschaffung der verschiedenen Formen der Ausbeutung - Zurückdrängen des Imperialismus, Rassismus, Kolonialismus und Neokolonialismus - stufenweise Begrenzung der Rüstungen mit dem Ziel der Abrüstung und einer Umverteilung der freiwerdenden Mittel - Entwicklungshilfe zur Selbsthilfe - das Eindämmen von Hungernot, von epidemischen Krankheiten und Seuchen - die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit, auf Erziehung, Bildung und Ausbildung, der Entfaltung der künstlerischen Fähigkeiten und einer vollen Teilhabe an den Gütern der Kultur - die Gestaltung einer menschenwürdigen Umwelt - die verfassungsmäßig gesicherte Garantie der Glaubens- und Gewissensfreiheit - die aktive politische Mitverantwortung und Mitentscheidung auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene.

Zum anderen erkennen wir die grauenvollen Möglichkeiten eines Versagens der Menschheit angesichts gegenwärtiger und zukünftiger Katastrophen: die Entwürdigung des Menschen durch Manipulierung, Knechtschaft und Ausbeutung in einigen Gebieten der Erde - die Vergeudung menschlicher Arbeitskraft und natürlicher Hilfsquellen (z.B. Rohstoffe) - die Gefährdung des biologischen Gleichgewichts die Störung und Zerstörung unserer Umwelt - die lebenslange Schädigung und die Vernichtung großer Teile der Menschheit durch den Einsatz atomarer, biologischer und chemischer Waffen (A-B-C-Waffen).

Es bedarf der Sachkenntnis und der Intuition, um sich das Ausmaß der positiven und negativen Möglichkeiten zukünftiger Entwicklungen vorzustellen. Ferner ist die "Acceleration" (Beschleunigung der Erfindungen und der technisch-wissenschaftlichen Forschungs- und Fertigungsprozesse zu beachten. Das ist ein Novum in der Geschichte, das früheren Generationen unbekannt war. Wenn wir diese positiven und negativen Potenzen und Trends als Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums deuten, erschrecken wir vor der Größe der Aufgabe und der Last der Verantwortung angesichts eines möglichen Gelingens und eines möglichen Versagens. Wir Christen werden hier mit dem Wort des Herrn durch den Mund des Propheten Jeremia konfrontiert: So spricht der Herr: Siehe, ich lege euch vor den Weg des Lebens und den Weg des Todes. - Gottes Verheißungen gelten seiner ganzen Schöpfung, sie sind keine leeren Versprechungen und billige Verträge; sie bedeuten vielmehr Zuspruch, Anspruch, Mahnung und sind zielgerichtet auf Verwirklichung und Erfüllung, an denen der Mensch als Creator Dei Anteil hat. Gott spricht dem Menschen und dem Erdkreis Recht und Gerechtigkeit, Fülle und Segen zu (vgl. Psalm 85 und Mt. 10, 10: Ich bin gekommen, damit sie leben und reiche Fülle haben). - Deshalb können wir Christen nicht vom "Naturrecht" ausgehen, sondern müssen Mensch und Umwelt von "Schöpfungsrecht Gottes" her sehen.

Gott, der Schöpfer und Erlöser, ist gleichermaßen der gestrenge Richter, der Sünde, Treubruch und Ungehorsam bestraft, doch in der Strafe die rettende Gnade für Reue, Busse und Umkehr des Sünders verborgen hält. Gegenüber allen naiven, leichtfertig-optimistischen Vorstellungen (das Gute wird immer siegen, und der

Fortschritt der Menschheit zur Vollkommenheit hin wird sich schon durchsetzen) werden wir Christen den Gott des Gerichtes bezeugen, der den Menschen und dem Land seine Verheißung ausspricht, wenn sie ihm Gehorsam leisten und gleicherweise die Menschen und ihr Land verflucht, wenn sie im versteckten Ungehorsam leben. Das Sinnbild der Verheißung ist das lebendige Wasser, das Sinnbild des Fluches ist die Wüste.

Von hier aus gesehen gewinnt das "Versagen der Menschheit" angesichts der neuen Herausforderungen eine theologische Tiefendimension, und wird zur Hauptsünde unserer Zeit. Gott schließt den Menschen, der ihm gehorsam ist, in seinen Segen ein; umgekehrt wird der Mensch in seinem selbstverschuldeten Ungehorsam einbezogen in das harte Gericht Gottes. Versagen der Menschheit heißt konkret, sich dem Anruf Gottes versagen, sich aus Bequemlichkeit, fahrlässiger Unkenntnis, Feigheit, Selbstgerechtigkeit und überheblichem Stolz der Verantwortung des Menschen für das Wohl der Mitmenschen und für die Integrität der Biosphäre zu entziehen. Biblisch gesprochen bedeutet dies, sein Erstgeburtrecht als *Imago Dei*, als *Cooperator* und *Cooperator Dei* für das Linsengericht einer selbstgewählten Unmündigkeit, der Trägheit des Herzens und der satten Selbstzufriedenheit zu verkaufen. Diese Tiefendimension der Sünde reicht weiter als der Bereich moralischer Fehlleistungen des Einzelnen, die im Bewußtsein mancher Gemeindeglieder als eigentliche Sünde gelten.

Wenn wir mit Pascal von der Größe und dem Elend des Menschen reden so gewinnen wir in der Korrelation von theologischen und soziologischen Aussagen angesichts der Herausforderungen unserer Zeit ein vertieftes und umfassenderes Verständnis des Menschen als *Cooperator* und *Cooperator Dei*. In der Weite des Horizontes gegenwärtiger und zukünftiger Möglichkeiten und der wachsenden Ausdehnung unserer Verantwortungsbereiche kann der Christ mit den Worten des Psalmisten nur demütig beten: Herr, sei du mein Helfer! (Psalm 30,11b)

- - - - -

- 1 vgl. hierzu: Günter Krusche "Die theologische Relevanz der Situation für die Verkündigung des Evangeliums", Die Zeichen der Zeit 5/72, S. 171-177
- 2 Friedrich Heer "Am Kreuz der Wirklichkeit", Radius 2/58, S.4
- 3 Frederick Elder "A different 2001", in "A new ethic for a new earth" 1971, S. 129
- 4 K. Marx und F. Engels "Kleine ökonomische Schriften", Berlin 1955, S. 127

Zur Einheit der lutherischen Kirchen in Neu-Guinea
=====

Kirchenrat Jäschke 18.9.1969

Aus den Lutherischen Missionen auf Neu-Guinea (LMNG) sind die
eingeborenen Kirchen entstanden:

Evangelical Lutheran Church on New Guinea (ELCONG),
eingeteilt in 6 Distrikte:

Wabag-Lutheran Church, hervorgegangen aus der Arbeit
der Missouri-Synode im westlichen Hochland;

Evangelical Lutheran Church of Australia im Siassi-
Distrikt.

Alle drei Kirchen hatten ihr eigenes Ausbildungssystem. Die
Sprachenfrage spielt in Neu-Guinea eine große Rolle. Die Nähe
des englischsprechenden Australien erfordert verstärkte Aus-
bildung in englischer Sprache, d. h. höhere Schulen müssen
englische Schulen sein. Aber eine europäische Sprache ist für
die Papuas sehr schwierig. Und wie soll die theologische Aus-
bildung aussehen? Wie soll der Gehalt des Evangeliums erschlos-
sen werden in einer Fremdsprache?

Die Neuendettelsauer Mission hat versucht, die Kate-Sprache
(damals nur von 600 Menschen gesprochen, heute von 100.000 ge-
sprochen, aber von ca. 150.000 verstanden), zur Kirchen- und
Schulsprache zu machen, indem man die Schüler als Multiplika-
toren benutzte. Das gelang aber nur bis an die Grenzen der
ELCONG. Der Staat brauchte eine Einheitssprache, das wurde das
Pidgin-Englisch, aber auch dieses simplifizierte Englisch ist
nur eine Notlösung. Das Sprachendurcheinander schlägt sich
nieder in zwei nebeneinanderlaufenden Schulsystemen, teils in
englischer, teils in der Landessprache geführter Schulen.

Aber nun geht es um die theologische Ausbildung. Die Kirchen
hatten jede ihr eigenes Seminar. Ausbildung des leitenden Kle-
rus ging nicht ohne Englisch. Darum wurde das Martin-Luther-
Seminar begonnen (mit 10 Studenten; 1970 werden es 44 sein).
Die anderen Seminare nur in Pidgin. Die drei Kirchen grü-
ndeten ein englisches Lehrerseminar, das Balok Teacher Train-
ing Centre in Lae, dem Sitz der Kirchenleitung. Daneben will
man ein englischsprachiges Martin-Luther-Seminar aufbauen
nur mit Abiturienten für vierjährige Kurse mit theologischem
Abschluss. Ziel: Mit dem Heranwachsen besser geschulter Kräf-
te soll nun auch die theologische Ausbildung angehoben werden.
Schwierigkeiten dabei: bisher gab es nur Pastoren aus der
praktischen Gemeindegemeinschaft heraus mit Zusatzausbildung. Jetzt
sollen Abiturienten gewonnen werden für theologische Ausbil-
dung. Wie sollen diese Leute besoldet werden im Vergleich

zu den bisherigen Pastoren? Wird der ganz auf englischem Niveau ausgebildete Theologe in der Lage sein, die Aussagen der Schrift in seine Landessprache zu transponieren? Außerdem die theologischen Schwierigkeiten zwischen den Missouriern und den Lutheranern.

Da aber ganz bewußt von allen drei Kirchen eine Lutherische Kirche von Neu-Guinea angestrebt wird und kein Kirchenbund, hat man über die beiden englischsprachigen theologischen Seminare einen Board of Ministry Training (Ausbildungsreferat für die kommende Lutherische Kirche von Neu-Guinea) gesetzt. Auch das Lehrerseminar wurde mit dazugehoben, weil die Regierung nur einen zweijährigen Kurs für Lehrer vorsieht, die Kirchen aber den Lehrern noch ein zusätzliches Jahr theologischer Ausbildung geben wollen, damit sie in der Lage sind, Religionsunterricht in den Schulen zu geben und auch im Predigtendienst in ihren Gemeinden zu helfen. Der Board wird sich außerdem um die anderen theologischen Seminare und die Bibelschulen für die Evangelisten kümmern. Kirchenrat Jäschke wird der Exekutivsekretär des Boards sein. Seine Aufgabe wird darin bestehen: Lehrpersonal zu vermitteln, die Lehrpläne einander anzugleichen, für die Institute das notwendige Lehrmaterial und die Gebäude zu beschaffen, und daneben in Lehrauftrag am Martin-Luther-Seminar.

K

701 Leipzig 9.12.1972
Paul-List-Straße 19

"Siehe, alle Menschen gehören mir" (Jes. 18,4).

Verehrte und liebe Mitarbeiter und Freunde!

Ein Jahr intensiver Arbeit neigt sich dem Ende zu und verlangt unsere Besinnung über den Weg, den wir eingeschlagen haben bzw. den wir geführt wurden. Erschraken viele unter uns früher vor der eintretenden "Polarisierung", so stehen wir jetzt diesem Prozeß zuversichtlicher gegenüber. Denn es hat sich allenthalben deutlich gezeigt, daß in einem Kernpunkt des Streites kein unheilbarer Widerspruch besteht: Der Mensch, dem Heil und Wohl gilt, ist eine unteilbare Einheit von Leib, Seele und Geist. Darum bilden auch Gottes Dienstleistungsorgane für das Heil und für das Wohl der Menschen ein Ganzes, in dem Weltmission und ökumenische Diakonie aufeinander angelegt sind und zusammenwirken. Diese Erkenntnis war beispielsweise bei der Konsultation in Villach eine nahezu selbstverständliche Voraussetzung für das Sachgespräch.

Wir hoffen, daß dies auch für die bevorstehende Weltkonferenz in Bangkok gelten wird. Aber es ist noch ganz ungewiß, ob es dort zu einer Verständigung über den eigentlich theologischen, genauer den ekklesiologischen Kern des Streites kommen wird. Was ist das für eine Kirche, die von Gott für das Heil der Menschheit heute in Dienst genommen wird? Ist sie damit zutreffend gekennzeichnet, daß sie "Kirche für Andere" werden soll oder aber daß sie "Kirche bleiben" muß? Es liegt auf der Hand, daß beide Schlagworte Teilwahrheiten aussprechen. Sie sind Kampfparolen und schon deshalb keine vollständige Aussage des christlichen Glaubens.

Wer bestrebt ist, daß die Kirche heute in ihre weltmissionarische und welt diakonische Verpflichtung eingeebnet wird und hineinwächst, ist zuallererst von der Sorge angetrieben, ob die vorfindlichen Kirchen und ihre missionarischen und diakonischen Organe in Ernst noch Kirche Christi von neutestamentlicher Qualität sein und bleiben wollen. Die geistlichen Grundlagen sind weithin in Frage gestellt oder werden als uninteressante Selbstverständlichkeiten routinemäßig behandelt. Der lebendige Gott, mit dem wir im Gebet sprechen dürfen; der in seiner weltüberlegenen Person uns stets nahe auferstandene Herr, der in seinem Mahl uns das Himmelsbrot des Neuen Bundes zur kraftspendenden Wegzehrung schenkt; die feiernde lobpreisende Gemeinde in ihrer liturgischen Entweltlichung und nicht zuletzt der rechtfertigende Glaube als der "fröhliche Tausch" des Sünders mit dem gekreuzigten Gerechten, alle diese Aussagen wirken heute weithin wie ehrwürdige Reliquien in einer "modernen" Kirche. Wissen wir wirklich noch die "Mitte Gottes bei den Menschen" (Offb. 21,3)? Wissen wir noch oder bereits wieder, "wie man wandeln soll in dem Hause Gottes, welches ist die Gemeinde des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit" (1. Tim. 3,15)?

Wie die Adventszeit mit ihrer Einladung zur Besinnung und Umkehr uns auf die Ankunft des Weltvollenders vorbereitet will, so trägt uns mit unserer halbherzigen Buhfertigkeit desto zuverlässiger das

seligmachende Faktum der Geburt des Gottessohnes und unserer Neugeburt als Gottes Kinder im Leibe Christi. Allein als solche, die in der Taufe wandeln, sind wir zugleich auch Kirche "für Andere". Wir brauchen nicht darum besorgt zu sein - die bei dem Auftrag und der Sache Gottes bleibende Kirche ist eine politische Kröte, die um so mehr Wirkung ausstrahlt, je weniger sie sich selber humanisierend gleichschaltet. Bleibt sie in Wahrheit Kirche, so ist sie ganz von selbst Kirche für Andere, d.h. für ihre jeweilige Umwelt.

Aus dieser Mission und Diakonie in Potenz wird immer neu Mission und Diakonie im Vollzug. Bleibt die Kirche dem weltumfassenden Auftrag Gottes treu, so genügt ihr nicht, daß sie für Andere die Gute Botschaft Gottes in den Denkformen der Anderen auszureden sich bemüht. So wie ihr diakonischer Einsatz sich auf alle Menschen in Not erstreckt, so entdeckt sie immer wieder mit Staunen und Verzagttheit, daß ihr weltmissionarischer Auftrag auf die gleiche Universalität nicht verzichten kann. Weil alle Menschen Gott gehören, muß sie Kirche für Alle werden, gerade für die Fernen und Widerstrebenden. Es gibt niemanden, den sie abschreiben oder höflich umgehen darf. Denn sie lebt aus der Gewisheit, daß Christus stärker als alle Seine Feinde ist und gerade sie in Seiner Liebe zu überwinden vermag.

In dem ablaufenden Jahr haben wir hier in Hause viele alte und neue Freunde begrüßen dürfen. Das hat unsere Arbeit in den Gemeinden, Konventen und Rüstzeiten gestärkt und bereichert. Darin erweist sich, daß der Lebendige Herr uns manche neue Türen und Wege im Dienst an Seiner Sendung auftut. Darum bleiben wir getrost und zuversichtlich unter Seinem weltweiten Auftrag und erfahren dabei immer wieder, daß wir mit den Aufgaben und Erfahrungen der Kirchen in Übersee immer vertrauter werden. So möge uns alle der Herr auch im neuen Jahr in Seiner Gnade bewahren und wachsen lassen.

Zum Christfest grüßt Sie herzlich aus dem Missionshaus

Ihr

A. Kimmie

Leipzig, 1. Advent 1972

Liebe Mitarbeiter und Freunde der Leipziger Mission!

Der 1. Advent ist der späteste Termin, an welchem der Weihnachtsbrief geschrieben sein soll. Aber nun kann dieser Gruß leider erst etwas später hinausgehen. Gestern haben wir im Kreise unserer Mitarbeiter und ihrer Angehörigen unsere Adventsandacht gehalten. Um 7.45 Uhr versammelten wir uns im Betsaal, und Herr Pfarrer Wanckel hielt die Andacht. Anschließend gab es im Speisesaal Kohnstolle, Gebäck und Kaffee und für die Kinder, die zahlreich vertreten waren, Kakao. Unsere Hausmutter, Frau Lippert, war recht traurig. Sie hat sich entschlossen, in den Ruhestand zu gehen, aber der Abschied fällt ihr schwer. Leider haben wir noch niemand in Aussicht, der ihren Platz einnehmen könnte. Ob sie uns wohl bei der Suche helfen könnten?

Unsere langjährige Mitarbeiterin, Fräulein Margarete Plade, hat ihren Dienst nun auch beendet. Sie kann in ihrem Alter von 83 Jahren den weiten Weg vom Matthäistift nicht mehr schaffen. In den Dienst neu eingetreten sind: Fräulein Magdalene Conrad für die Missionsbibliothek, Frau Anneliese Wollesky ins Frauenmissionsbüro, Frau Johanna Stöfflein als Hilfe in der Küche, Fräulein Karin Majewski als Reisesekretärin. Auch Geburten sind wieder zu melden und zwar: Christine-Dorothea Walther in Bremen am 13.4.72, Bent-Martin Maczewski in Moshi am 17.7.72, Tanja-Laria Schmidt in Padang/Neuguinea am 20.8.72, Franz Müller in Moshi am 28.8.72 und Bernhard Kiel in Karatu am 10.10.72.

Am Dienstag vor Heiligabend werden wir unsere Vorweihnachtsfeier als Hausgemeinde zusammen mit den Familienangehörigen aus der Stadt halten. Dabei werden wir die zahlreich eingegangenen Grüße von nah und fern zum Christfest und zum neuen Jahr hören und an Sie denken. Wir haben das letzte Mal bereits uns etwas mehr im Singen der Weihnachtslieder geübt. Das soll diesmal noch besser werden.

Unsere Familie wächst langsam weiter. Es sind nun 19 Kinder und Schwiegerkinder und 18 Enkel. Anfang August konnten wir, bis auf 2 Familien, alle bei uns versammeln. Da hat dann die große Wohnung, über die ich beim Säubern etwas unglücklich bin, doch ihre Vorteile. Manche von Ihnen wird es vielleicht interessieren, wo die Kinder alle hingeflogen sind:

Ernst Kimm in Wolkenburg an der Mulde, Renate Karl in Plettenberg in Sauerland, Hartmut Kimm in Mittelbuchen - Hainau, Christian Kimm in Bad Nauheim, Maria Dreyer in Löbeln in Sachsen, Beate Burkhardt in Leipzig, Eva Weiß in Ost-Berlin und Regina Bernstein in Bautzen/Sachsen. Vera, Andreas und Johannes wohnen noch im Elternhaus.

Nun wünsche ich Ihnen noch eine stille Adventszeit und ein gesegnetes Christfest und verbleibe mit sehr herzlichen Grüßen

Ihre

Wildegard Kimmme

Chosei-gun, Chosei-mura
Kaneda 2133, Bethesda-Home
299-43 Chiba-ken, Japan.

Handa v. Lingen
Im Januar 1973.

M. Lauf

Liebe Freunde, Verwandte und Bekannte!

Fast 1½ Jahre sind vergangen, seit ich meinen letzten Rundbrief schrieb. Damals war ich noch zum Sprachstudium in Tokyo, - und inzwischen stehe ich schon bald ein Jahr in meiner neuen Arbeit hier im Heim für körperbehinderte Frauen und Männer. Je größer die Zeitspanne seit dem letzten Rundbrief wird, um so schwerer fällt es mir, den Ansatz für einen neuen Brief zu finden. Es ist jetzt nicht mehr möglich, einen einheitlichen "Nenner" für mein Erzählen zu finden, denn die Geschwister u. Freunde, mit denen ich in den Jahren persönliche Verbindung gehalten habe, wissen schon eine Menge über meinen neuen Lebensbereich, während jetzt zu Weihnachten Grüße von solchen kamen, die noch nicht einmal die neue Adresse wußten. Hinzu kommen die Freunde in Bad Salzflun u. diejenigen unter Euch, die durch die M.B.K.-Missionsnachrichten auf dem Laufenden gehalten werden. So weiß ich wirklich nicht, was ich schreiben soll, ohne daß die einen gelangweilt sagen: "Das wissen wir ja schon alles" oder die anderen sich fragen: "Wovon spricht sie eigentlich?" Und doch möchte ich Euch heute wieder einmal gemeinsam grüßen, 1. weil es mir unmöglich ist, alle liebe Weihnachtspost persönlich zu beantworten, u. ich auf diesem Wege sehr herzlich danken möchte für alle Zeichen des Gedenkens u. alles Erzählen aus Eurem Leben. Und 2. entnehme ich aus einer Reihe der Weihnachtsgrüße, daß viele darauf warten, durch einen Rundbrief wieder einmal ausführlicher von meinem Ergehen zu hören. So bitte ich im Voraus um Entschuldigung, wenn dieser Brief Dinge berichtet, die ihr schon wißt, oder nicht enthält, worauf Ihr wartet.

In vielen Briefen werde ich nach einem Vergleich gefragt zwischen meiner Arbeit in Indien und dem, was ich jetzt hier tue. So will ich heute versuchen anhand einer solchen Gegenüberstellung einige Streiflichter aus der Arbeit zu geben.

Was die geografische Lage betrifft, so gibt es einen gemeinsamen Punkt, nämlich, daß wir auch hier auf dem Lande leben, weil dieses Heim vor ca 20 Jahren in einem Bauernhaus angefangen wurde. Eine Japanerin, die selber durch Kinderlähmung schwer behindert ist, nahm hier die ersten Körperbehinderten auf. Aber wir sind hier doch nicht so "jwd" wie in Amgaon, denn die nächste Kleinstadt und der nächste Bahnhof sind mit dem Auto in ca 10 Min. zu erreichen. Dafür ist es landschaftlich auch nicht so reizvoll, wie Orissaes ist, flaches Land zum größten Teil mit Reis- und Gemüsegeldern. Dabei will ich gleich die Adresse erklären, wonach ich so oft in Briefen gefragt werde: Chosei-gun-Bezirk Chosei, zu dem eine Reihe von Dörfern zusammengefaßt sind. Chosei-mura = Dorf Chosei, Kaneda 21334 Teil des Dorfes und Hausnummer. 299-43 Chiba-ken = Postleitzahl und Provinz Chiba. "Yatsumi", unter welchem Namen das Heim in M.B.K.-Kreisen bekannt ist, war der Name des Dorfes, das nun zum Dorf Chosei gehört. Heute trägt diesen Namen nur noch die nächste kleine Bahnstation.

Wenn ich unser Tun hier mit der Arbeit in Amgaon vergleiche, so ist es äußerlich gesehen, viel, viel unscheinbarer, als was in Indien von uns gefordert wurde. Keine aufregenden Entbindungen, zu denen man noch meilenweit fahren muß. Keine von Bären verletzten Menschen, die "zurechtgeflickt" werden müssen. Keine unterernährten Säuglinge, die man mit viel Mühe wieder aufpäppeln muß. Keine Schwerkranken, wegen derer meß. Bücher gewälzt werden müssen. War ich in Indien Missions-Schwester, so bin ich hier Missions-Schwester, oder noch treffender gesagt, Missionarin und Hilfspflegerin, denn was wir an pflegerischen Diensten tun, übersteigt nicht das, was in Indien unsere ungelerten Helferinnen taten: Medikamente austellen, Verbände machen, Salben schmieren. (Hinzu kommen hier für uns viele Fahrten mit den Behinderten zu den verschiedensten Ärzten und zum Zahnarzt, das nimmt die meisten Vormittage in Anspruch.) Bin ich nun deswegen weniger "befriedigt und ausgefüllt"? Manchmal schon, weil man nie einen "Erfolg" sieht, aber im tiefsten Grunde doch nicht, weil es hier um ganz andere Dinge geht.

In unserer Arbeit in Indien stand so oft nur der "Fall", die Krankheit unserer Patienten im Mittelpunkt, und es blieb so selten noch Zeit, auch an Geist und Seele dieser Menschen zu denken. Hier im Heim tritt der durch die Behinderung kranke Körper sehr in den Hintergrund, weil man für ihn meistens nicht viel tun kann. Im Vordergrund steht die Frage: Wie können wir diesen Menschen an Geist und Seele helfen, daß sie sich trotz ihrer Behinderung als vollwertige, geliebte und angenommene Menschen fühlen? Das ist in der japan. Gesellschaft, aus der sie kommen, durchaus nicht immer der Fall. Und viele, die bisher nur von den Eltern oder einem Elternteil versorgt wurden, müssen es erst lernen, in einer Gemeinschaft zu leben, in der jeder ein Nehmender und Gebender ist. - Stand uns in Indien immer die erdrückende Masse des Elends gegenüber, 50-100 ambulante Patienten, die an einem Tag behandelt werden mußten, so ist es hier der einzelne Mensch, der uns fordert: 200 Behinderte im ganzen Heim, davon 100 in den Häusern, die ich mit einer jap. Krankenschwester betreue (Takagi San), die anderen 100 unter der Obhut von Irmgard Hartwig und ihrer langjährigen jap. Mitarbeiterin Sakairi San, 100 Menschen, denen man täglich neu begegnet, die einen beobachten in allem Tun und allen Reaktionen, und von denen jeder Zuwendung und Verstehen erwartet. Ist die Arbeit auch körperlich und nervlich lange nicht so anstrengend wie im Hospital Amgaon: Nicht die aufreibende Hitze Indiens, nur selten eine gestörte Nacht, kein Kampf gegen das Unverständnis der Menschen, die ihre erst halb genesenen Angehörigen wieder mitnehmen wollen, keine lastende Verantwortung, weil kein Arzt da ist, -so fordert sie doch ungeheure seelische Kräfte von uns, die wir uns nur täglich neu von Gott schenken lassen können, denn die kann man mit aller Anstrengung nicht aus sich heraus "produzieren".

Darüber hinaus steht hier der Verkündigungsdienst viel stärker im Vordergrund. Jeden Morgen finden an 4 Stellen im Heim Morgenandachten statt, die von uns einigen Christen unter den Mitarbeitern und einzelnen der Behinderten im Wechsel gehalten werden. Jeden Sonntagvormittag ist an 2 Stellen Gottesdienst, gehalten von Pfarrern aus der Umgebung, die im Turnus zu uns kommen. Dazu kommt am Sonntagvormittag "Sonntagsschule" in 2 Häusern für "Kinder im Glauben" oder Bibelstunde, die von Irmgard Hartwig, Sakairi San und mir gehalten werden. In der Woche ist dann noch an verschiedenen Abenden Singen, Bibelstunde oder Gebetsgemeinschaft. So versuchen wir, jeden im Heim auf irgendeine Weise mit dem Wort Gottes zu erreichen, -aber natürlich wird auch hier, wie überall in der Welt, das Angebot nicht von allen angenommen. Ca 1/3 der Heimbewohner sind Christen, und zu unserer großen Freude konnte vor Weihnachten wieder eine Frau in der Kirche der Nachbarstadt getauft werden. -Mir persönlich bereiten die Andachten neben der Freude am Verkündigen -dürfen doch auch noch viel, viel Mühe in der Vorbereitung, obwohl es auch darin von Monat zu Monat leichter wird. Aber die jap. Sprache ist halt doch sehr schwer, und so sitze ich fast jeden freien Abend an den Vorbereitungen. Langsam lerne ich es aber, etwas freier zu sprechen, sodaß ich nicht mehr Wort für Wort ~~aufschreiben~~ aufschreiben muß. Aber Fehler mache ich noch immer eine große Menge. --

Was die Mitarbeiter betrifft, so haben wir hier auch zum größten Teil ungelernete Helferinnen, die nach Beendigung ihrer Schulzeit für 1-2 Jahre zu einer Art "diakonischem Jahr" ins Heim kommen, um eine solche Sozialarbeit kennenzulernen. Leider sind nur ganz wenige dieser jungen Mädchen Christen, und es ist noch nicht gelungen, sie mit Bibelstunden oder anderen gemeinsamen Veranstaltungen zu erreichen, wie wir es in Amgaon mit unseren Hospital-Helferinnen tun konnten. Sie sind zu stark von der Gewerkschaft beansprucht, zu der sich im vergangenen Jahr die Mitarbeiter zusammengeschlossen haben. Die Gewerkschaft hatte es sich zur Aufgabe gemacht, einige Änderungen im Heim herbeizuführen, wodurch es zu einem Wechsel in der Heimleitung und mancherlei Umorganisationen kam. Daß dieses nicht ohne Spannungen und Erschütterungen abging, könnt Ihr Euch sicher vorstellen, -und das ist auch der Hauptgrund, weshalb ich mich so lange nicht zu einem Rundbrief aufrufen konnte. Wir hoffen und beten aber, daß sich bald alles zum Guten wenden möge.

Im Gegensatz zum Hospital Amzoon, wo wir alles in der Hand hatten: Leitung, Gelder, Planung, medizinische Versorgung und innere Gestaltung ist hier alles in japanischen Händen, und wir Missionarinnen sind nur winzige Rädchen im großen Gefüge. Auch die Behinderten haben sich im vergangenen Jahr zu einer "Selbstverwaltung" zusammengeschlossen, die z.B. die Gestaltung von Festen und Feiern plant. So organisierten sie am "Tag der Kultur" im November eine große Ausstellung ihrer Handarbeiten, denn alle im Heim sind ja irgendwie beschäftigt, nach dem wie es ihre Behinderung zuläßt, mit Sticken, Stricken an Strickmaschinen, Nähen, Weben oder Einlegearbeiten. Es ist wirklich bewundernswert, welche feine, saubere Arbeiten hier unter unendlicher Mühe und Anstrengung aller Kräfte entstehen. Einige der Männer sticken z.B. mit dem Fuß, und man muß einmal dabei zugesehen haben, um den Wert einer solchen Arbeit ermessen zu können. Jetzt am 27.12. gestalteten sie eine große gemeinsame Weihnachtsfeier für alle Häuser, bei der Behinderte und Mitarbeiter das Gleichnis vom verlorenen Sohn und ein lustiges Stück darstellten, mit Orffschen Instrumenten musizierten und mehrstimmig sangen, wobei dieser Chor allerdings von Irmgard Hartwig geleitet wurde. Ob die Zusammenarbeit mit Japanern leichter ist als mit Indern wie ich oft gefragt werde, kann ich noch nicht sagen. Die Japaner haben wohl mehr Verantwortungsgefühl, und mit Takagi San, der Krankenschwester, ist es ein sehr gutes Miteinander, aber es ist sehr schwer, die Japaner in ihrer Eigenart richtig zu verstehen. Dazu muß man wohl viele Jahre unter ihnen leben, ihre Sprache richtig beherrschen und viel Einfühlungsvermögen besitzen.

Zum Schluss möchte ich Euch ein Wort mitgeben, das mir in dieser Zeit der Umstellung eine besondere Hilfe gewesen ist. Jemand schrieb es mir, und ich weiß nicht einmal, von wem es ursprünglich stammt: "nicht durch die Menge deiner Amtsgeschäfte hängt du die Gemeinde Gottes, sondern der auf deinem Amtstisch ruhende Glanz von dem Angesicht Gottes, vor dem du gestanden hast, macht dein Tun zu einem gesegneten". Das ist mein Gebet für meine Arbeit hier--und für jeden einzelnen von Euch an Eurem Platz--daß wir etwas von Gottes Glanz widerspiegeln mögen, und Menschen durch uns, unser Tun, unser Reden und Sein, Gott selber begegnen.

Damit grüße ich jeden einzelnen herzlich

Ihre/Eure gez. Ursula v. Lingen

M

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, im Juli 1972
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

Liebe Freunde,
anbei erhalten Sie zwei Arbeiten
für Ihr persönliches Studium.

1. "Sozialismus bei Karl Barth" aus der Feder von Dr. Marquardt.
2. Ein Ruhlsdorfer Protokoll, das sich mit dem Thema "Erziehung heute" beschäftigt.

Die erste Arbeit ist eine grundlegende Reflexion über die sozialistische Praxis von Karl Barth, die sicher auch sehr bedeutungsvoll für unsere Arbeit sein kann.

Das Ruhlsdorfer Protokoll zeigt Ihnen, wie in einer kleinen Gemeinde von uns gearbeitet wird. Die Seminartage sollten dazu helfen, verhältnismäßig selbständig an der Gesamthematik "Erziehung" weiterzuarbeiten.

Sie möchten bitte durch dieses Protokoll zur Kenntnis nehmen, wie von uns aus Gemeindebegleitung aussieht. Sie sollten prüfen, ob Sie nicht ähnliche Seminare durchführen können oder auch einen Mitarbeiter von uns in Ihre Gemeinde rufen. Für einen Unkostenbeitrag wären wir Ihnen dankbar.

Freundliche Grüße

Ihr
gez. Bruno Schottstädt

Anlagen

Verteiler:

Sup. G. Alpermann, Finsterwalde
Predigerseminar Brandenburg
P. Helmut Wolf, Gießmannsdorf
P. Karl Stosch, Neu-Schwadow
Pfr. H. Müller, Beeskow
Pfr. Kunert, Berlin
P. Wolfram Schulz, WP Stadt Guben
Pfr. Walter Kanitz, Blumberg
Pfr. Heinz Bräuer, Eisenhüttenst.
P. H. Haase, Lübben
Pfr. Alfred Luckau, Buckow
P. Hans Chudoba, Guben
Pfr. Klaus Michael, Wurzen
Pfr. Günther Baron, Berlin
Dir. Gisela Fengler, Berlin
P. Margarete Fritz, Berlin
Sup. Schreiner, Halberstadt
Pfr. Schöning, Berlin
P. Jürgen Baruth, Glienicke
Pfr. Dr. Gartenschläger, Bln.
Franz Stolle, Merseburg
Sup. Abel, Lohburg
Pfr. H. Gröpler, Berlin
Pfr. Gerhard Boß, Berlin
Pfr. H. Nocke, Berlin
Sup. Albrecht Barthel, Perleb.
Propst Dr. Munker, Halle
Werner Delf, Berlin
Sup. Ringler, Berlin
Pfr. Rudolf Schulz, Drehna
Pfr. Dr. Gloede, Berlin
Pfr. W. Rahner, Stolpe
P. Hans Lehmann, Fünfeichen
Pfr. Theuerkauf, Berlin
Pfr. E. Kahlbaum, Drahnisdorf
Pfr. Herbert Kurz, Ahrendsfelde
Pfr. Uwe Dittmer, Potsdam
Sup. R. Stubbe, Potsdam
Sup. Reinhard Kähler, Teltow
Pfr. Günter Berndt, Peitz
Pfr. Peter Krüger, Friedersd.
P. Krüger, Groß-Krausnick
Sup. Egon Rössler, Lebus
Pfr. Günter Bransch, Saarow
Sup. Ernst Gürtler, Storkow
P. Lauschus, Zeuthen
Pfr. G. Schmidt, Berlin
P. Heinz Milkereit, Niederlehme
Pfr. Dr. Gericke, Doberlug
Pfr. Eitel Teichert, Teupitz
Pfr. Reinald Elliger, Kleinmachn.
Pfr. G. Rosenau, Brandenburg
Pfr. Walter Schulz, Herrmannsw.
Sup. D. Telschow, Brandenburg
Pfr. J. Kschenka, Jänschwalde
Pfr. G. Großkopp, Niedergörsdorf
P. E. Rahmel, Möbiskrüge
P. Ilse Biedermann, Plötzin
Sup. W. Wurms, Luckau
Sup. Viebeg, Luckenwalde
Oberrat Wätzel, Gröben
Pfr. Peter Liebert, Dahme
Udo Semper, Oranienburg
Pfr. B. Rogge, Berlin
Pfr. Ebeling, Lieberose
Pfr. Bartos, Brandenburg
P. S. Haßfeld, Altdöbern
Pfr. H. Bolze, Falkensee
Pfr. G. Violet, Bergholz
Sup. Kees, Wilsnack
Chr. Vogel, Blankenfelde
P. Horst Thiemann, Schönfeld
Pfr. Günter Berger, Neuenhage
Pfr. E. Priester, Schildow
Pfr. Hoppe, Hohen-Neuendorf
Sup. Corbach, Eichwalde

Bericht Marquardt über Karl Barth erhalten:

Schrem
Kroel
Kunstmann
Strachotta
Mickley
H. Seidel
Meinel
H. Berger
Ch. Berger
Müller-Schlompka
Rißmann
Reimann
Schulz, Schöneiche
Gen. Sup. Hanse, Eberswalde
Sup, Karpinski
Frau Freudel
OKR Kupas
Gen. Sup. Lahr
Irmgard Lent
Langhoff, Brandenburg
Dr. Matz
Dr. Pietz
Pfr. Schulz, Drehna
Gen. Sup. Schmitt
H. Grüber
OKR Schröter
Gosmann
Kunkel
Sup. Brix
Sup. Freyebe (2ox) schon erhalten
Sup. Werdin
Sup. Richter
Sup. Stein
Sup. Genetzke
Esselbach
von der Heide
Bartel
Holländer
Albrecht
Pastn. Cynkiewicz
Imme
Hilsberg
Schäfer
Sup. Himmel
Traugott Vogel
Matschke
Mai
Sup. Schüler, Cottbus
" Wackwitz

M. Borchert
Buntorock
Eichfeld
Flade
Freier
M. Fuchs
Gubener
Hartmann
Heyroth
Koppehl
Krispin
Kühn
Kunzendorf
Lange
Leipoldt
Martins
Metzner
Mewes
Michel
Neuhof
Opitz
Otto
Paul
Peczat
Queißer
F. Richter
J. Richter
Rochelmeyer
Rüther
Saretz
Schlesier
Schliephacke
I. Schmidt
W. Schmidt
Schreier
Schweidler
Welk
Propst Märker
Krüger, Prohn
Zietz, Velgast
Sup. Haack, Sellin
Kasner, Templin
Brütge, Torgelow
Haberecht, Stralsund
Hildebrandt, Greifswald
X Pfr. Dr. Schulz, Greifswald,
Pfr. Torkler, Lubmin *nr 23615*
OKR Giering
Amme

Asse
Heinemann-Grüder

Bertheau
Dorgerloh, Potsdam

X Dürr, Wismar *er. W. 2402, v. v. 8 18*

Frau Führ
Großkopp

Günther, Potsdam

Hänisch, Leipzig

Hurtienne, Schwedt

Kschenka

X P. Müller, Leipzig 701, *W. 208 20*

X Pappe, Zeitz 49, *fr. W. 22*

OKR Schalge

Scheidacker

Pfr. Schönherr, Premnitz

Violet

Wittenberger (schon erhalten)

Wunnicke

X Dr. Gabriel *W. 18 18*

X Sup. Bäumer *W. 312 W. 18 18*

X Jäger, Eilenburg, *728 W. 15*

X Propst Brinksmeier, *43 W. 18*

X Cieslak, Seifhennersdorf *88 12, W. 9*

Haas, Magdeburg

Ingemall Ingelmann

X Dr. Jänicke, Bischof i.R.

X Schulze Halle *er. W. 402 W. 15*

Ludwig

Seeliger

X Lüdicke

Dr. Glöckner

X Orland, Bitterfeld

X Sattien, Hohenthurm *er. W. 4104*

X Dr. Schicketanz, *W. 301, W. 17*

X Pfr. Symanowski, Oschersleben 323, *W. 35*

Pasth. Thulin, *W. 79, W. 18*

Landesjugendpfr. *Treu W. 3301*

Ulewettler, *W. 18 18*

Schorlemmer, *W. 18*

Sup. Worrack 20 x (schon erhalten)

Friedrich-Wilhelm Marquardt:

SOZIALISMUS BEI KARL BARTH

1. Karl Barth war Sozialist.
2. Die Theologie Karl Barths hat ihren Sitz im Leben in seiner sozialistischen Aktivität.
3. Barths Wendung zur Theologie sucht den organischen Zusammenhang zwischen Bibel und Zeitung, der neuen Welt und der zusammenbrechenden bürgerlichen Gesellschaft.
4. Die sachliche Substanz dieser Wendung ist die Konstruktion eines Begriffes von "Gott".

1. Karl Barth war Sozialist. Er ist zweimal der sozialdemokratischen Partei beigetreten, beidemal in Augenblicken, in denen Parteimitgliedschaft etwas kostete. Zum erstenmal Ende 1915 in die schweizerische sozialistische Partei, d.h. in die Sozialdemokratie, als sie noch radikal war, vor ihrem Auseinanderfall in einen kommunistischen und einen revisionistischen Flügel. Der Zweck: Seine bis dahin nur religiös-soziale Kritik am Verlust sozialistischer Radikalität, der z.B. in der Frage des Verhältnisses der Partei zur Landesverteidigung und zum Militärwesen seit dem 4. August 1914 offenbar war, wollte er jetzt solidarisch, aber auch politisch effektiv innerhalb der Partei vertreten. Das zweitemal 1932 in die deutsche SPD, als der Sieg der Nationalsozialisten erkennbar wurde. Barth hat seine Parteimitgliedschaft gegen die Empfehlung der Parteispitze im Januar 1933 behauptet, die der beamteten Parteiprominenz den Austritt aus der SPD empfohlen hatte. Tillich folgte diesem Rat mit dem Bemerkens, der Sozialismus trete nun in eine Phase, in der seine Daseinsgestalt sich wandle, der Form der Partei nicht mehr bedürfe. Barth verteidigte seine Zugehörigkeit damit, daß Sozialismus für ihn keine ideologische, sondern eine politisch-praktische, d.h. konkrete Aufgabe sei. Er verstand seinen Sozialismus im Gegensatz zu Tillich als Praxis, nicht als gesellschaftlich-religiöse Theorie. Kurz danach verlangte Reichsminister Rust von Barth, daß er keine "Zellenbildung" betreibe, womit er bewies, daß ihm die Barthsche Praxis bekannt war. Barth hat Rust gegenüber ausdrücklich seine Parteizugehörigkeit als Integral seiner gesamten Tätigkeit dargestellt, und seine Entlassung ist - was bisher nie genügend betont wurde - nicht nur Ergebnis seiner Eidesverweigerung (auf der er gar nicht grundsätzlich bestand), sondern Ergebnis seiner sozialistischen Renitenz.

Sein Verhältnis zum Nationalsozialismus, das uns in der Regel nur als vom Kirchenkampf motiviert erscheint, ist in Wahrheit politisch diktiert. Er hat 1932 in beispielloser Radikalität in den Fall Dehn dergestalt eingegriffen, daß er ihn aus einem rein hochschulpolitischen Handel zu einem regelrecht politischen Thema machte. Er stellte sich im Morgenblatt der Frankfurter Zeitung vom 15. Februar 1932 unter der Überschrift "Warum führt man den Kampf nicht auf der ganzen Linie?" selbst in die gegen Dehn gerichtete Schußlinie und verschärfte die Auseinandersetzung dadurch, daß er aus einer Hitlerrede zitierte. So vertiefte er den Einzelfall auf das Thema Gesellschaft und Nationalsozialismus.

Sofort nach seiner Ausweisung aus Deutschland entfaltete er seine, z.T. in der "Schweizer Stimme" dokumentierte antinazistische Aktivität, die ihm in mehreren Fällen schweizerische Publikationsverbote eintrug. Um er arbeitete gegen Ende des Krieges aktiv in der Schweizerischen Sektion des Moskauer Komitees Freies Deutschland mit. Die Dokumentation dieser Zusammenarbeit steht noch aus. Barth hat schon vor dem Zusammenbruch in Briefen nach Deutschland intensiv darauf aufmerksam gemacht und für den Beitritt geworben. Er hat in Basel mit dem kommunistischen Führern des Komitees, Teubner, Goldhammer, Fuhrmann, Wolfgang Langhoff, Dr. Karl Mode u.a. eng zusammengearbeitet. Seine Mitarbeiterin Ch. v. Kirschbaum wurde als Vertreterin der BK-Gruppe in dieses Komitee delegiert. Da die Existenz einer BK-Gruppe, die diese Delegation hätte vornehmen können, sich bisher nicht nachweisen läßt und von vornherein unglaubwürdig ist, gewinnt diese Tatsache ein besonderes Interesse. Es handelt sich offensichtlich um eine von Barth und Ch.v.K. vorgenommene Selbstdelegation stellvertretend für die BK. Daran lassen sich womöglich Barthsche Vorstellungen für die Zukunft erkennen. Das Komitee arbeitete ja für die Zeit nach dem Zusammenbruch in Deutschland, und es wäre denkbar, daß Barth ernsthaft der Meinung gewesen ist, daß die BK mit Sitz und Stimme in diesem kommunistisch gelenkten Volksfront-Gremium hätte Platz haben sollen. Für sein Verständnis der politischen Funktion der christlichen Gemeinde wäre das hoch interessant. Wir kommen darauf noch zurück.

So gesehen haben auch Barths berühmt-berüchtigte Stellungnahmen zum osteuropäischen Kommunismus einen politischen Aspekt: den des Barthschen Sozialismus. Barth war kein Neutralist, weder was die Kirche, die er "zwischen Ost und West" stellen wollte, noch, was Staat und Gesellschaft betrifft. Sein Nein zum sowjetischen Imperialismus war gleichbedeutend mit seinem Ja zu einem radikalen, "mehr als leninistischen", also linksradikalen Sozialismus.

2. Die Theologie Karl Barths hat ihren Sitz im Leben in seiner sozialistischen Aktivität

Barths Sozialismus, wie immer er ideologisch näher zu bestimmen sein wird, war sozialistische Praxis. Ich bin z.Zt. damit beschäftigt, den Nachlaß sozialistischer Reden K. Barths zu entziffern und für die Veröffentlichung vorzubereiten. Er erlaubt, was man aus dem schon Publizierten auch ohnedies hätte entnehmen können, eine genauere Anschauung von den Anfängen der Barthschen Theologie. Sie wurzelt faktisch - und Barth selbst auch theoretisch bewußt - in seiner Praxis.

Der Praxisbezug der Barthschen Theologie ist bisher nur unzureichend, ja m.E. falsch beschrieben mit dem ewig wiederholten Zitat der sog. "Predigtnot" K. Barths: "Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben". Das steht im Elgersburger Vortrag "Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie" vom Oktober 1922, und seitdem wird immer weiter erzählt: dies sei sowohl Anlaß wie Summe und Inhalt der Barthschen Theologie. Daß Barth sogar in der KD sehr bald nicht mehr nur Wort-Gottes- und Offenbarungstheologie blieb, daß er mit der Hervorhebung der Person Jesu Christi die sogenannte Offenbarung entschlossen in den Hintergrund stellte, daß er mit den Sakramenten auch das Wort Gottes, sprich die Predigt aus ihrer theologischen und kirchlich-praktischen Herrschaftsstellung verdrängte, blieb bis heute genau so ungenügend beachtet, wie das Umgekehrte: daß Barth vor dem Oktober 1922, d.h. wesentlich auch: vor dem 2. Römerbrief auch schon Theologe war und daß Umstände wie Fragestellungen seines Theologisierens möglicherweise breiter angelegt, wissenschaftlich weiter differenziert und womöglich sogar ganz anders strukturiert gewesen sind, als uns meist bewußt ist.

(Exkurs I: Zur Barth-Rezeption in Deutschland.

Mehrere Faktoren bedingen eine Reihe der merkwürdigsten Mißverständnisse, denen je ein Denkwerk unserer Tage ausgesetzt war.

1. Die KD war im Hitler-Deutschland nur in den beiden Bänden I,1 und I,2 zugänglich: in der Lehre vom Worte Gottes. Die Lehre von Gott, Prädestinationslehre, Schöpfungslehre, die bis 1945 erschienen waren, blieben unbekannt.
2. Das allein Bekannte wurde sofort als "Schutz- und Trutzmittel" der BK verpraktiziert, der theore-

tische Gehalt, d.h. die allein in theoretischer Reflexion zugängliche Relativierung, speziell der Lehre von der Offenbarung und dem Worte Gottes, fast verschüttet.

3. Auf dem BK-Gebrauch der KD beruht der Vulgäreindruck von Barth. Dieser wurde nicht durch soziologische Analyse "kognitiver Minderheiten" aufgelöst, sondern auch kirchlich fixiert.
4. Bultmans Lob des 2. "Römerbriefs" bedeutet die akademische Salonfähigkeit für einen nach dem Schlüssel des 2. Römerbriefs interpretierten Barth.
5. Nur der Barth des 2. Römer-Briefs war akademisch salonfähig. Die idealistische Gott-Welt-Mensch-Dialektik, der größte gemeinsame Nenner aller modernen Theologie in Deutschland bis heute, schien in diesem Buch besonders drastisch ausgedrückt, so daß es zur Gründungsurkunde dieser Theologie werden konnte.
6. Bultmanns u.a. Verwerfung des 1. Römerbriefs, bedeutete sachlich-inhaltlich die Verbannung des gesellschaftlichen Bewußtseins aus der modernen Theologie in Deutschland.
7. Dadurch wurden die den deutschen Idealismus störende Besonderheiten des Barthschen Denkens verworfen.
8. Der 2. Römerbrief wurde ein deutscher Publikumserfolg wegen seiner vermeintlich antirevolutionären Tendenz. Er war genießbar als expressionistisch-existentialistische, moderne Theologie, mit scheinbar antirevolutionärem Akzent. Es war das Buch des sich demokratisch verändernden christlichen Bürgertums, speziell der jungen Generation, an die es sich ausdrücklich richtete.
9. Schlimmstenfalls interpretiert man das Barthsche Politikverhältnis als antirepublikanischen Dezisionismus (Marsch u.a.), Exponenten konservativer Revolution (Scholder) bestenfalls als sozialistischen Revisionismus und Sozialdemokratismus. Im Fall 1 gilt Barth wenigstens theologisch noch etwas, im Fall 2 gilt er als theologisch längst erledigt.)

Barths Nachlaß beweist, daß das Primärproblem seines Pfarramtes nicht die Predigtnot allein und also nicht das Thema des Wortes Gottes, unseres Redens von Gott allein war, sondern das Problem seiner Zugehörigkeit zu der gesellschaftlich begriffenen Religions-Organisation der Kirche. In einem Referat vom 24. Januar 1916 stellt er folgenden Fragenkatalog auf:

- "1. Anerkennen wir unseren eigenen Beruf oder müssen wir ihn eigentlich als ein Unding betrachten? 2. Sollen wir die kirchliche Tradition fortsetzen oder abbrechen? 3. Ist die Organisation der "Religion"

etwas Mögliches und Wünschenswertes? 4. Ist "Religion" etwas Beseitigtes oder muß sie durch ein anderes Verhältnis zu Gott überwunden werden?" Er antwortet in Postulaten: "Statt Pfarrer freie Geistträger, statt Tradition neue Formen (Sozialismus), statt Organisation der Religion praktische Arbeit, statt Religion Erlebnis Gottes". Er fragt also nach einem anderen, nichtreligiösen Verhältnis zu Gott, ist darin aber präziser als Bonhoeffer, daß er diese Frage im Hinblick auf Überwindung der religiösen Organisation und Tradition stellt. Er unterstellt keine geistesgeschichtliche Entwicklungstheorie vom Ende des religiösen Zeitalters (wie Bonhoeffer), sondern entwirft eine andere Aufgabe: Überwindung. Die neue Form, die die kirchliche Tradition ersetzt, heißt: Sozialismus.

Wie das allenfalls zu verstehen ist, kann an einigen praktischen Beispielen erläutert werden. Auf der Synode in Aarau stellt er den Antrag: "Die Synode beschließt: "Der übliche Synodalgottesdienst ist eine dem Geist der Synode als einer bloß staatskirchlichen Verwaltungsbehörde innerlich unverträgliche christliche Kundgebung. Er wird für die Zukunft fallengelassen." Ideologiekritische Begründung: die Verschleierungsfunktion eines solchen Gottesdienstes. "Alles, vor allem alles Staatliche wird hier 100 mal wichtiger genommen als Gott. Die Synode soll sich darüber klar werden, die Folgerungen ziehen. Wenn wir keine echten Propheten sein können, wollen wir doch keine falschen sein." Offensichtlich ist das das Gegenteil eines offenbarungspositivistischen, eben ein ideologiekritisches Verhältnis zu Predigt und Gottesdienst.

Der den Pfarrer ersetzende "freie Geistträger" des Barthschen Postulats ist weder der theios aner der hellenistischen Gnosis noch das "religiöse Genie" Schleiermachers, sondern der die christliche Gemeinde mitbetreuende Parteigenosse. Man muß, wie ich's jetzt sehe, die Akzente von Barths Pfarramtspraxis in dieser Relation sehen. Seine wesentliche Pfarramtstätigkeit bestand außer in Predigt, Kasualien und Konfirmandenunterricht hauptsächlich in seiner Gewerkschafts- und Parteiaktivität. Im Nachlaß sind die Notizen von über Monate hinaus fast wöchentlich gehaltenen Parteivorträgen und Arbeitervereinsansprachen und Diskussionen erhalten. Barth war nicht nur an der Gründung von mehr als drei Gewerkschaften in Wafenwil beteiligt, sondern er hat dort und im ganzen Aargau systematische Basisarbeit betrieben. Dazu gehörten während des

1. Weltkriegs kontinuierliche Berichte zur politischen Lage (die im Nachlaß vor allem aus dem Entscheidungsjahr 1917 erhalten sind). - gehörten historische Schulungsarbeit über die Geschichte des Verhältnisses der sozialistischen Parteien Europas zur Militär- und Verteidigungsfrage, die Barth in einem 7-wöchigen Kurs traktiert hat, - gehört z.B. die Erarbeitung einer kritischen Geschichte der Schuhfirma Bally und der Munitionsfabrik Sulzer, bei denen viele Arbeiter aus Safenwil im Dienst standen und wo insbesondere das christliche Selbstverständnis der gegenwärtigen Firmeninhaber oder der nächsten Vorfahren mit den sozialen Bedingungen, die sie diktierten, konfrontiert wurde - gehört ein 60 Seiten langes Exposé "Die Arbeiterfrage", in dem aus Zeitungen, Büchern, Lexika zusammengetragenes empirisches Material zur sozialen, ökonomischen und kulturellen Lage der Arbeiterschaft Europas - immer mit Zuspitzung auf Safenwiler Verhältnisse - kommentiert und analysiert wird. Hier findet sich auf dem Höhepunkt die eindeutige Bejahung des Klassenkampfes, des Streiks, der Revolution und die Verwerfung von unternehmerhörigen sogenannten "gelben Brüdern", Arbeitern, die sich als Streikbrecher hergegeben haben. Barth ist mehrmals zu schweizerischen Parteitage delegiert worden, wovon genaue Mitschriften erhalten sind, in denen er am Abend jedes Verhandlungstages sein Fazit schriftlich formuliert hat. Er war bei der ersten internationalen Sozialistenkonferenz nach dem Krieg in Bern anwesend (1919), wo unter Sozialisten die Schuldfrage für die Mitverantwortung der Sozialdemokratie am Krieg und das Verhältnis zum Bolschewismus unter der Überschrift "Diktatur oder Demokratie" verhandelt wurde. Unter gleicher Überschrift hat Barth zum gleichen Thema mehrmals referiert. Daß die Schweizerischen Sozialisten sich am Ende nicht der 3. Internationale anschlossen - ein Faktum, dessen sich der Schweiz. Relig. Sozialismus bis heute rühmt - ist jedenfalls nicht von Barth mitbetrieben worden. Vielmehr hat er unter der Überschrift "Bolschewismus" historisch-kritisch und wohlwollend über die Oktoberrevolution referiert und diskutiert.

Zwischen 1913 und 1922 lassen sich drei inhaltliche Schwerpunkte seiner sozialistischen Betätigung erkennen.

1. Vor Kriegsausbruch 1914 kämpft er um die Radikalisierung der einzelnen Parteigenossen und ihres sozialen Bewußtseins gegen kleinbürgerliche Ermüdungserscheinungen, gegen bloßen Beitrags- und Versammlungssozialismus, gegen bloße egoistische Motivierung der

sozialistischen Entscheidung, die für persönliche Verbesserungen eintritt, das umfassende und radikale sozialistische Endziel der Weltrevolution aber preisgibt, - gegen disziplineloses, ewiges Schimpfen über die Verhältnisse ohne Verwandlung des psychischen Drucks in revolutionäre Konkretion, gegen Alkohol als vermeintliches Heilmittel (Barth tritt dem Blaukreuzverein bei und stellt sich auch dort zur aktiven Propaganda zur Verfügung), - gegen Haß gegen den Klassenfeind und so, daß er die Verantwortung einschränkt, die der Revolutionär auch für den Bourgeois mitübernimmt. Kurz: Bis zum Krieg bietet Barth ein Beispiel für eine mögliche radikalisierende Funktion moralischer und ethischer Indoktrination. Das Motiv dafür ist das, was er die "Glut des marxistischen Dogmas" nennt, der weltrevolutionäre Endzielgedanke, den er im 1. Römerbrief jetzt "leider verlöschen" sieht. Das erweckt in ihm einmal sogar die Hoffnung auf die "Auferstehung einer sozialistischen Kirche in einer sozialistisch gewordenen Welt".

2. Der Kriegsausbruch bedeutet eine tiefe Desillusionierung und zwar nicht nur über die Impotenz der liberalen Bourgeoisie zumal der Wissenschaft (Harnacks und aller seiner deutschen Lehrer, einschl. Martin Rades).

(Exkurs II: Barths Verhältnis zur historisch-kritischen Theologie hängt ab von der Desillusionierung über ihr gesellschaftliches und politisches Versagen. Gesellschaft und Politik sind für ihn Kriterien des Sinns von historischer Kritik, wie sich auch sonst nachweisen läßt. Der Satz aus Röm¹ "Kritischer müßten mir die Historisch-Kritischen sein!" setzt zuletzt gegen den in der akademisch-bürgerlichen Theologie geläufigen idealistischen, individualistischen oder ontologisch orientierten Geschichtsbegriff einen historisch-materialistischen Begriff von Geschichte, setzt Wirklichkeit unter die Norm ihrer ökonomisch-gesellschaftlichen Basis; kompaktestes Beispiel: die Analyse der Theologie des 18. Jahrhunderts in Barths Protest. Theologiegeschichte. Das gilt auch für den Begriff der Urgeschichte im 2. Römerbrief, der nicht Geschichtsjenseits sondern Revolutionsgeschichte meint. Die Ablehnung des Barthschen Geschichtsbegriffs und die Verwerfung seiner Exegese und seines Denkens überhaupt als unhistorisch beruht auf jener absoluten Unwissenheit herrschender akademischer Theologie, die den subversiven Sinn des Barthschen Transzendentalismus und damit das Ende ihrer eigenen bürgerlichen Befangenheit darin wittert).

Mindestens ebenso tief sind Barth und Thurneysen (von dem hier fast immer mitzureden wäre: das, worum es hier geht, steht mindestens auf zweier Zeugen Munde!) von der empirischen Sozialdemokratie desillusioniert. Barth hat etwa 10 Vorträge über das Thema "Sozialismus und Krieg" hinterlassen. Die Preisgabe der sozialistischen Internationale an die Vaterländer war ihm untrügliches Zeichen für das Verlöschen sein der Glut des marxistischen Dogmas. Wissenschaft, Sozialismus und Christentum, die drei größten "Geistesmächte" Europas sah er so im gleichen Boot totalen Versagens und der Stunde Null, vor einem absoluten Neuanfang.

3. Sozialistisch bedeutete dies nun eine endgültige Radikalisierung, die ihn zwischen 1917 und 1919 in Konflikt mit dem Leninismus brachte; das ist die dritte Phase seines frühen Sozialismusverhältnisses und bleibt die endgültige. Die Auslegung von Römer 13 in Röm¹ ist implizit und explizit eine Auseinandersetzung mit Lenins Schrift "Staat und Revolution". Barth saß an Römer 13 ungefähr in den Novembertagen der deutschen und schweizerischen Revolution 1918, Lenins Schrift war gerade in Deutsch zugänglich geworden. Barth hat sie bei seiner Rezeption von Römer 13 im Sinn. Einig mit Engels und Lenin ist er in der Ablehnung jeder Staatsmetaphysik. Barth nennt den Staat trotz des "unter Gott" von Römer 13, 1 ein "höchst zufälliges Abkommen", verbietet mit Lenin, ihm die "Transzendenz einer höchst immanenten Ordnung" zuzuerkennen: "Ihr sollt ihm das Pathos, den Ernst, die Wichtigkeit des Göttlichen verweigern". Wir bekämpfen ihn grundsätzlich, radikal". Der "jetzige Staat" ist "nicht zu verbessern, sondern zu ersetzen, die Gewalt der Ungerechtigkeit oben und unten abzulösen" durch die Gewalt der Gerechtigkeit. Der Staat ist ihm überall der konkrete, der jetzige Staat, nicht der Staat an sich, sondern der Staat der bürgerlichen Gesellschaft, der auch als "Rechtsstaat" Inbegriff des Bösen ist, "Organisation zur systematischen Gewaltanwendung einer Klasse gegen eine andere, eines Teils der Bevölkerung gegen den anderen". Er ist nicht zum Absterben sondern zum Ersetztwerden bestimmt. Freilich tritt nun Barth - wie er sagt -; "mehr als leninistisch" - gegen Lenins Konzept der Diktatur des Proletariats auf die von Lenin in Staat und Revolution bekämpfte anarchische Seite, auf die Seite der "Kinderkrankheit des linken Radikalismus". Dies tut er nicht etwa wegen der mit der Diktatur des Proletariats notwendig gegebenen Gewalttätigkeit - über christliche Gewaltablehnung hat Barth damals nur ironisch sprechen können -;

sondern weil ihm die Leninsche Revolution nicht radikal genug war und den Staat nur durch den Staat ersetzen wollte. Lenins revolutionäre Taktik wollte "mit den Leuten rechnen, wie sie nun einmal sind" - und darum mit der Diktatur des Proletariats. Typisch anarchistisch und konsequent ist Barths Gegenentwurf: Der neue Mensch, hier und heute, an dessen Herstellbarkeit Barth keinen Augenblick gezweifelt, den er vielmehr zum Inhalt seines Denkens und Handelns gemacht hat, - die Radikalisierung dieses Einzelnen (d.h. nicht des "Einzelgängers": Barth hat genau wie Lenin vor revolutionären Ausbrüchen Einzelnen gewarnt und sie als Vergeudung revolutionärer Energie und Entspannung der objektiven revolutionären Situation kritisiert -) sollte die Radikalisierung der Gruppe dienen, zu der der Einzelne gehört, und so die objektive Bedingung für die Situation einer radikalen, totalen Revolution schaffen, die den Staat nicht mehr nötig hat und die schon während des revolutionären Kampfes unter den befreiten Bedingungen des revolutionären Ziels existieren kann. Versagt sich dem das sozialistische Proletariat, dann muß u.a. die christliche Gemeinde als "Subjekt von Neuem" und so als "Subjekt der Gesellschaft" existieren lernen. Hier hat die Barthsche Ekklesiologie ihren Ursprung. Die Christengemeinde wird revolutionäres Subjekt in der Identität des "mehr als leninistischen", des anarchistischen Parteigenossen, der zugleich Pfarrer von Saferwil ist.

Mir geht's nicht drum, mit Marsch und anderen darüber zu streiten, ob diese Subjektivität einer Gemeinde eine Illusion ist. Ich persönlich glaube nicht, daß dies eine Illusion ist, sondern daß es in Zukunft auch bei uns, wie schon an anderen Stellen der Erde heute, die einzige Lebensform empirischer Christengemeinden sein wird. Mir ist hier nur wichtig die Profilierung Barths als zum anarchistischen Flügel gehörig. Dies bestimmt bleibend Barths offenes Verhältnis zur Sowjetunion, die im Ganzen positiv war, mit der bestimmten anarchistischen Negation, die dazu gehört. (Im Nachlaß findet sich ein noch nicht entziffertes Referat über Kreputkin!) Und mir ist wichtig, daß auch Barth's spätere sogenannte Staatslehre, etwa die von "Christengemeinde und Bürgergemeinde" falsch verstanden ist, wenn sie als theologische Staatsbegründung ausgelegt wird, während sie in Wirklichkeit, da die Bürgergemeinde hier ganz vom Subjekt der Christengemeinde aus gesehen ist, der mühsame Versuch ist, überhaupt ein Verhältnis der Christen zum Staat zu

begründen, was nach Römerbrief und Nazizeit für Barth ungeheuer schwierig war. Was man allenfalls hier "Begründung" nennen könnte, ist eher eine Relativierung, d.h. In-Beziehung-Setzung des Staates zur Gemeinde und am Ende auch hier seine eschatologische Negation. Barths ganze Ethik, z.B. auch die der Ehe, ist nicht verstanden, wenn nicht von ihrem anarchistischen Ansatz her, und Barths Theologie ist nicht umsonst Theologie der Freiheit, die das gleicherweise bürgerlich - Hegelsche wie marxistisch-leninistische Schaukelspiel von "Freiheit und Bindung" nicht mitmacht, sondern unter "wahrer" Freiheit etwas von der absoluten Freiheit versteht, von dem Concretissimum des Hier und Jetzt, von Freiheitsverwirklichung anstelle von ewiger Freiheitsverheißung.

Nur auf dem radikalsozialistischen Hintergrund kann man auch die "Demonstration gegen den roten Bruder" richtig verstehen, die Inhalt der Auslegung von Römer 13 im 2. Römerbrief ist. Man hat sie bisher, wenn man überhaupt ihren politischen Gehalt erkannte oder sich dafür interessierte, entweder als antirevolutionäre Wendung Barths, als Überlaufen von Lenin zu Dostojewsky, Nietzsche, Kierkegaard, von Revolution zur Literatur ausgegeben oder aber als Grundlegung einer Entscheidung Barths für den sozialistischen Revisionismus. Nichts falscher als das! Richtig ist, daß Barth 1922 offenbar der inzwischen installierten Weimarer Republik eine Chance geben wollte (- also das Gegenteil von dem, was Scholder ihm unterstellt: daß er zu denen gehörte, die dabei waren, als die Republik sturmreif geschossen wurde -), richtig ist, daß er jetzt Mitarbeiter in der Sozialdemokratie, in Staat und Gesellschaft, Kampf um einzelne "Remeduren", die "kleinen Schritte" bejahte, - richtig ist auch, daß - wie er nicht anders erwartet hatt - die bolschewistische Revolution 1922 nicht weiter als bis zur weißgardistischen Konterrevolution gelangt war. Der 2. "Römerbrief" steht ausdrücklich unter dem Zeichen der aktuellen Ereignisse in Rußland, des Unentschieden zwischen Revolutionär und Konterrevolutionär; es wäre aber ein Irrtum, wenn man in der sozialdemokratischen Mitarbeit eine prinzipielle Position Barths erblicken wollte. Sie ist rein taktisch. Ihr Sinn ist Subversion. Sie hat keinen anderen Zweck, als die gegebenen Verhältnisse für die eigenen, ungebrochen marxistisch-dogmatischen Endzielzwecke auszunutzen. Die "Demonstration gegen den roten Bruder" ist nicht Negation des Roten, sondern Bekämpfung des revolutionären "Dampfes", "Pathos", "Rechthaberei", "Metaphysik", die z.Zt. mehr

versprechen als sie halten können und übrigens typische Kennzeichen für noch nicht befreite Menschen sind. Barth kämpft nach 1919 genau wie vor 1914 um die Radikalität wirklicher Revolutionäre gegen die unradikale Art, Revolution zu machen, die doch nur ein Bestehendes durch ein anderes ersetzt. Und gerade im 2. "Römerbrief" liest man, daß das Bestehende, das Establishment, als solches das Böse sei: auch das Bestehen eines nur noch pseudorevolutionären Establishments. Empirisch ist das kein Parteistandpunkt mehr, weder der der SPD, noch der USPD, noch der KPD. Aber umgekehrt konnte Barth sich nicht mit anarchistischem Einzelgängertum begnügen. So setzt er auch hier wieder die christliche Gemeinde in radikal-sozialistische Funktion ein, bis hin zu der im 2. "Römerbrief" zu lesenden Aufforderung, daß die Gemeinde, wenn es sein muß, an Straßen- und Barrikadenkämpfen sich beteiligt.

Auch der Barthsche Sozialdemokratismus nach 1919 bleibt revolutionär, nur daß er die bolschewistische Revolution noch nicht als wirkliche Revolution anerkennen kann. Dieser politischen Situationsbestimmung werden bei Barth auch theologische Implikationen unterstellt. Die "mehr als leninistische" Revolution wird mit dem religiös-sozialen Begriff "Revolution Gottes" belegt werden.

Aber es wäre methodisch falsch, den Ursprung der Barthschen Theologie in dieser an sich logisch-schlüssigen Konstellation ansetzen zu wollen. Die "Revolution Gottes" ist bei Barth kein Lückenbüßer für die zum Establishment erstarrende bolschewistische Revolution.

Mir liegt jetzt nicht daran, traditionsgeschichtliche Elemente der Barthschen Theologie zu benennen. Kant - Hegel, Marburger, Harnacks historische Kritik, die Blumhardts, Kutter gehören hierher. Mehr als Elemente ergibt das alles nicht. Der Ursprung der Barthschen Theologie ist seine Safenwiler theologische Existenz, die als solche Safenwiler sozialistische Praxis ist, deren Vereinigung sich in den über 500 nachgelassenen Safenwiler Predigten vollzieht, die als eigentliche Ursprungsdokumente der Theologie Karl Barths anzusehen sind.

3. Barths Wendung zur Theologie sucht den organischen Zusammenhang zwischen Bibel und Zeitung, der neuen Welt und der zusammenbrechenden bürgerlichen Gesellschaft.

Hier ist nur auf einen einzigen Tatbestand aufmerksam zu machen. Der erste wirkliche Begriff, den Barth sich von etwas machen kann, weil er in unmittelbarer Anschauung und in direkter Kommunikation gewonnen wird, ist die Lage des Proletariats, die er nach eigener Aussage zuerst als Vikar in Genf, dann als Pfarrer in Safenwil erfahren hat. Seine Theologie entsteht als Begriffsbildung von dieser Erfahrung.

(Exkurs III. Es gehört also zum "vorbarthianischen" liberalen Erbe, wenn Barth Theologie auf Erfahrung statt auf Offenbarung begründet. Er war sich der Sache prinzipiell bewußt und formulierte 1914: "Das Erleben, die Praxis, oder wie man es nennen will, ist also die selbstverständliche Voraussetzung, die Quelle aller religiösen Aussagen". An diesem Satz ist ebenso interessant, daß ausgerechnet Barth ihn formuliert hat, wie daß er bereits hier den religiösen "Erlebnis"-Begriff mit dem linkshegelianisch-marxistischen der "Praxis" synonym setzen kann. Wenn er in dem oben mitgeteilten Zitat "statt Religion Erlebnis Gottes" postuliert, ist das demnach zu verstehen: Praxis als Religionsüberwindung. Um was für eine Art es sich handelt, kann schon nach dem Bisherigen nicht zweifelhaft sein. Wir werden aber nachher noch die theoretische Explikation dafür vernehmen, daß Barths Theologie aus gesellschaftlicher Praxis kommt. Barth hat mehrfach das Theorie-Praxis-Verhältnis grundsätzlich reflektiert.)

Zum religiös-sozialen Erbe Kutters gehört die religiöse Interpretation der Lage des Proletariats, das er zugleich bedauert und idealisiert. Religiös-sozialer Grundbestand sind: 1. Das Proletariat ist in einer so verzweifelten Lage, daß ihm nicht mehr Remeduren, sondern nur Umsturz aller Verhältnisse helfen kann, also Revolution. 2. Der Begriff der "Revolution Gottes" ist gebildet als Zweckbegriff, um die christliche Bourgeoisie mit Revolution zu bedrohen und auf die Lage des Proletariats aufmerksam zu machen. 3. Die Begriffe "Mammon" und "Mammonismus" qualifizieren nicht moralisch individuelle Geldabhängigkeit, sondern sind Begriffe zur Bezeichnung des herrschenden und unterdrückenden kapitalistischen Systems. 4. Die Verwendung religiöser und biblischer Begriffe und Vorstellungen bei der gesellschaftlichen Analyse der Religiös-Sozialen ist, von heute aus

gesehen, vorwissenschaftlich, diente aber auch von vornherein der kerygmatischen Applikation der proletarischen Lage an die bürgerliche Gesellschaft.

Indem Barth von daher kommt, unterscheidet er sich durch eine doppelte Zuspitzung davon: 1. Er appliziert nicht das Proletariat von außen, deutet es also nicht religiös, sondern er solidarisiert, ja identifiziert sich in einer, wie wir sehen werden, sehr bestimmten Weise mit dem Proletariat. Er interpretiert nicht, sondern es "kommt ihm darauf an, zu verändern". 2. Er verwendet bei seiner theologischen Verarbeitung nicht einzelne religiöse Begriffe und Anschauungen, sondern benutzt ganze biblische Textzusammenhänge, um die Bibel als Ganze mit der Gesellschaft im Ganzen und in ihren aktuellen Details zusammenzubringen. In Safenwil ist das Proletariat das Material der Schriftauslegung.

(Exkurs IV. Schriftauslegung und Gesellschaft. Barth hat mehrfach sowohl erfahren wie behauptet, daß zeitgeschichtliche Umstände neue exegetische Situationen schaffen. Obwohl, wie Thurnoysen sagte, sie die Bibel schon kannten, waren der August 1914 und der November 1918 für sie Augenblicke ihrer Bibelentdeckung.

1. "Es widerfuhr uns etwas im Grunde sehr Einfaches: wir wurden ganz neu aufmerksam auf die Bibel. Wir hatten sie wahrhaftig auch bisher schon gekannt. Aber wir hatten sie durch die Brille gewisser Deutungen gelesen. Diese Deutungen zerbrachen in dem Maße, als uns die Theologie und Weltanschauung ins Wanken kamen, die diese Deutungen erzeugt und gestützt hatten". Gemeint ist

a) Behandlung der Bibel als "Literaturwelt" d.h. als Überbau- und Ideologiefunktion, statt als Basisphänomen.

b) Stützung der Auslegung durch schon vorhandene "bürgerlich oder religiös-soziale, kritische oder konservative", also gesellschaftlich-determinierte "Meinungen".

2. Stattdessen war jetzt die Bibelzuwendung "ganz und gar beherrscht von dem aktuellen Interesse an der Lage, in die wir uns mit allen anderen Zeitgenossen verstrickt sahen". Die neue Erkenntnis wird vom neu bewußt gewordenen politischen Interesse diktiert.

3. Barth am 11. November 1918: "Wie sollte man jetzt mit vollen Händen schöpfen, deuten, erhellen, Wege weisen und öffnen können - und wie mager fließt das Bächlein der Erkenntnis..." "Hätten wir doch früher uns zur Bibel bekehrt, damit wir jetzt festen Boden

unter den Füßen hätten! Man brütet abwechselnd über der Zeitung und dem Neuen Testament und sieht eigentlich furchtbar wenig von dem organischen Zusammenhang beider Welten, von dem man jetzt deutlich und kräftig sollte Zeugnis geben können." (Der Ursprung der 2-Naturenlehre: Bibel und Zeitung!)

4. Ganz parallel hat Barth 1948 in Ungarn die These aufgestellt: Wenn "politische Verhältnisse sich verändern, dann werden Christen das schlicht zum Anlaß nehmen, die heilige Schrift neu zu lesen..." "Und oben dies: ein neues Schriftverständnis ... ist die entscheidende Beteiligung der Gemeinde am Wechsel der Staatsordnung". Konkrete Folgerungen daraus: Anlaß zur Revision der Grundlagen ihres Tuns, Aufforderung zu neuer Sammlung, "Aufgebot zu neuem Zeugnis." Hintergrund: Genau wie 1914 - 1918, so in Ungarn: Versagen in der Prophetie, zu der sie zweifellos berufen und ausgerüstet wäre", "Unfähigkeit, die politische Lage zu verstehen, zu beleuchten, zu deuten" (also Geschichtstheologie zu betreiben, und zwar dies sowohl retrospektiv in "prophetischer Würdigung der Vorgeschichte" wie prospektiv in "prophetischer Würdigung der Konsequenzen eines solchen Wechsels").

Hinter diesem Verhältnis von Exegese und Gesellschaft, das hier nicht weiter analysiert werden kann, steht als systematisches Prinzip, was Barth bereits in seiner Marburger Zeit formuliert hat: "Wir bemühen uns, die unerschöpflichen Kräfte der christlichen Religion nach den Seiten, die uns besonders wichtig sind, energisch zum Ausdruck zu bringen". Das ist das typisch Marburgisch-W.Hermansche Systemprinzip: *tua res agitur*. "Religion ist uns streng individuell gefaßte Erfahrung". Nur nennt Barth schon in seiner liberalen Epoche einen völlig anderen Inhalt dieses Prinzips: Die Pflicht, unter die er sich als liberaler Theologe gestellt sieht, besteht darin: von der streng individuell gefaßten Erfahrung aus "uns klar und positiv mit dem allgemeinen menschlichen Kulturbewußtsein nach seiner wissenschaftlichen Seite hin auseinanderzusetzen". Wenige Jahre später ist aus dem subjektiven "Kulturbewußtsein" die "Kultur der objektiven sozialen Werte geworden, also die Gesellschaft. Wie auf der Bultmannschen Rezeptionslinie der liberalen Theologie die individuelle Existenz und ihre ontologische Basis, nämlich Sein und Zeit, zum Woraufhin der Befragung biblischer Texte geworden ist, so bei Barth die überindividuelle, "menschliche" d.h. gattungsgeschichtliche Kultur der objektiven sozialen Werte, die gattungsgeschichtliche "Gesellschaft". Das ist der

Schritt von Marburg zu Feuerbach und Marx, vom Liberalismus zum Sozialismus statt zum Existentialismus. Und dies ist die, im verschiedenen Verständnis des Sinns von historischer Kritik sich ausdrückende, spezifische Differenz im Geschichts- und Wirklichkeitsverständnis zwischen Bultmann und Barth. Historisch-kritische Schriftauslegungen hat es bei Barth nicht nur mit der Differenz der Zeiten nach rückwärts, also nicht nur mit dem historischen Problem, sondern auch mit der Differenz der Zeiten nach vorwärts, also mit dem gesellschaftlich-kritischen Problem zu tun. Barth kann sich mit Paulus auf die gleiche Ebene stellen, weil ihm die historisch-kritische Differenz, die ihm mit Paulus verbindet, ungleich wichtiger ist als die bloß historische Differenz, die ihn von Paulus trennt. Gemessen an der Zukunft befinden wir uns mit der Bibel in der gleichen Zeit und mit ihr gemeinsam im Kampf um die in ihr verheißene und von uns als dringendstes Desiderium unserer eigenen Situation postulierte neue Welt. Exegese hat beide Differenzen zu berücksichtigen. Unter der primären Direktion der Zukunft bilden aber nicht Glaube und mein Verstehen, sondern Liebe, Hoffnung und das Heil der menschlichen Gattung die Struktur der Exegese.)

Als Beispiel für eine Exegese am Material der Kultur der objektiven sozialen Werte nannten wir schon die Auslegung von Römer 13 in beiden Auflagen, deren "Material" Lenin und die bolschewistische Revolution sind. Ein wichtiges anderes Beispiel bietet die Auslegung von Römer 8, 19-25, der Text vom ängstlichen Harren der Kreatur, die auf die Offenbarung der Herrlichkeit der Söhne Gottes wartet. Dieser apokalyptische Text gehört schon zum Standardmaterial der Weltanschauung beider Blumhardts: Vater Blumhardt wandte ihn mehr auf das Harren derer an, die unter dem Naturgesetz der Krankheit und der Sünde versklavt sind, der Sohn schon übertrug ihn auf das Harren des unterdrückten Proletariats auf seine Freiheit. In dieser Form wurde er im religiösen Sozialismus wirksam, in diesem Sinn kann auch Barth ihn gebrauchen.

Denn auch für Barth ist die apokalyptisch-eschatologische Verkündigung der Bibel schlechterdings anschaulich in der Lage des zeitgenössischen Proletariats, ja umgekehrt: die himmelschreiende proletarische Situation interpretiert den Realgehalt der biblisch-apokalyptischen Eschatologie, ist einer der exogetischen Tatbestände, füllt die apokalyptische Denk- und Vorstellungsform mit Anschauung,

ja mehr: mit Inhalt. Biblische Eschatologie und Proletariat sind in den Saferwiler Predigten Barths und in den Leutwiler Predigten Thurneysens gegenseitig realpräsent. Diese im Grunde allgemeine These des Religiösen Sozialismus ist bei Barth besonders präzise gefaßt.

Für ihn ist das Harren, Warten, die proletarische Angewiesenheit auf die Zukunft nicht nur ein negativer Begriff, nicht abstraktes Nicht-Sein oder Noch-Nicht-Sein, sondern das Feuer dieser Situation ist die Radikalität der Veränderungsbedürftigkeit und das Positive des Veränderungswillens, der unter dem Druck der Negation unablässig wächst. Die Situation ist nur zu verstehen, wenn man in ihr das marxistische Revolutionsdogma bereits glühen, die Freiheit sich zur Explosion stauen sieht. Ins Theologische übersetzt heißt das, daß Barth das Proletariat nicht abstrakt-heilsgeschichtlich, also nicht alttestamentlich, also nicht bloß "auf Gott hin", nicht als das Volk, das bloß im Finstern wandelt, versteht, sondern als das Volk, das im Finstern ein großes Licht sieht. Die theologischen Interpretamente dafür sind das Wehen des Heiligen Geistes, der schon ausgegossen ist über die Welt, und das Dynamit der Auferstehung, das die Grenzen, Negationen bereits gesprengt hat und das tiefste eigentliche Novens der politischen Unruhe ist. Barth zitiert, genau wie Bultmann, Augustin mit dem "cor inquietum, das erst Ruhe finden wird in dir". Schon im Lebenskontext Augustins war das ja nicht nur ein mystisch-neuplatonisches, rein individualgeschichtliches Unruhemotiv: Die Lage der civitas terrena seiner Zeit war, ideologiekritisch gesehen, mit Sicherheit mit im Spiel. Vollends Karl Barth hat dies theologische Unruhemotiv gesellschaftlich ausgelegt: Das Proletariat war nicht nur Anlaß, sondern Subjekt des Rufs nach Freiheit, um den es Barth in seiner Theologie ging; Theologie baut nicht auf anthropologische Phänomene im allgemeinen, wie bei Bultmann, sondern auf begrenzt und konkret-gesellschaftlichen Situationen.

Eine zweite Zuspitzung im Verständnis der apokalyptischen Lage: Die leidende Kreatur harret auf die Offenbarung der Söhne Gottes, d.h. auf uns. Sartres Philosophie des Blicks wird hier vorweggenommen. Die ganze Lage des Proletariats blickt zuerst vor allem uns an. Wir sind neben den von dem Elend des Kapitalismus zuerst betroffenen Proletariern die ersten Mitbetroffenen. Und das nicht in romantisch-subjektiver Beliebtheit, sondern unter dem objektiven Zwang der auf Zukunft sich zusammenbrauenden Situation. Der Begriff der Solidarität,

den der junge Barth aus der sozialistischen Kampfsprache geholt und zu einem stehenden Begriff seiner Theologie gemacht hat, bezeichnet die Identität der gesellschaftlichen Situation zwischen Proletariat und "uns". Indem "wir Pfarrer" als erste Mitbeteiligte zu den Proletariern gehören, sind wir nicht von Eros und Agape, nicht von Diakonie oder Innerer Mission motiviert, sondern von der objektiven Lage. Unser Harren und Warten auf das, was wir mit dem ominösen Wort "Gott" belegen, ist die Innenseite, deren Außenseite die proletarische Unruhe ist. Unser Warten auf Gott zwischen den Zeiten hat dieselbe Objektivität wie die Unruhe des revolutionierten Proletariats. Der Begriff "Solidarität" verbindet Proletariat und die werdende Theologie Barths, den "Genossen" und den "Bruder" Barth in einem gemeinsamen Wirklichkeitszusammenhang: den der gesellschaftlichen Determination, und Barth ist sich, wie man aus allen Perioden seiner Arbeit bis in den letzten Monat vor seinem Tod nachweisen kann, dieses Zusammenhangs und des besonderen Charakters seines Religionsverständnisses bewußt gewesen.

Es ist ein Märchen und Aberglaube, den Harnack in die Welt gesetzt hat und den darum bis heute alle glauben, daß Barth Marcionit, Diastatiker oder dergleichen gewesen sei. Das Gegenteil ist richtig. Sein Rückgriff auf die Zweinaturenlehre in der Dogmatik ist der theologisch-objektive Ausdruck, der religiöse Begriff für die Erfahrung der sozialistisch-christlichen Solidarität, für das Postulat des organischen Zusammenhangs von Bibel und Zeitung für den im sozialistischen Nachlaß immerzu wiederkehrenden Doppelsatz: "Ein richtiger Christ muß Sozialist, ein richtiger Sozialist sollte Christ sein."

4. Die sachliche Substanz der Wendung Barths zur Theologie ist die Konstruktion eines Begriffs von "Gott".

Der Begriff "Wendung" ist biographisch und sachlich exakt. Barth war nicht immer und wollte nicht von vornherein Theologe sein, er wurde es erst, etwa 1916, im Prozeß der Römerbriefarbeit. Vorher reflektierte er seine Praxis theologisch, bildete aber keine Theologie auf der Basis seiner Praxis, d.h. suchte nicht den Begriff seiner Praxis.

Daß man seine Theologiebildung im ganzen so sehen muß, zeigt das Urteil Harnacks, das heute überall wieder aufgewärmt wird: hier werde Lehrstuhl mit Predigtstuhl verwechselt. Es ist nützlich, den gegenteiligen Vorwurf von Kutter, Ragaz, Menniken ebenfalls zur Kenntnis zu nehmen: hier werde die Flucht vor der Praxis in die tote Theorie, die Flucht vor der "Wirklichkeit" Gottes ins bloße "Wort" Gottes angetreten.

Den Begriff, den Barth sucht, ist der Hauptbegriff der Theologie, der Begriff Gottes - wobei wir jetzt wissen, daß "Begriff" bei Barth hegelisch verstanden werden muß: nicht also als positiv-technische Definition, sondern als Substrat unabgeschlossener Erfahrung im Denken, das als solches Erfahrung neu aufschließt; der Gottes-Begriff Barths verläßt nicht, sondern exponiert die Dialektik von Praxis und Theorie.

1. Als grundlegendes Element, als Basis des Begriffs, gehört hierher vor allem Barths geschilderte, am Proletariat und in der Solidarität mit ihm gemachte Transzendenzerfahrung. Barths "Gott" wird in der Tat das Kennzeichen von Transzendenz tragen, aber eben nicht der von Plato und Marcion, auch nicht der eines idealen Begriffs, einer Ideologie von Revolution, sondern das der realen revolutionären Situation der in ihren Klassen determinierten Menschen der kapitalistischen Gesellschaft. Wenn überhaupt von "Gott" etwas begriffen werden soll, dann in Bezug auf diese Wirklichkeit, oder es wird nichts von "Gott" begriffen.

2. Die Gesellschaftserfahrung determiniert Barths theologisches Denken so stark, daß die Bedingungen der kritisch aufgefaßten "Logik der (bürgerlichen) Gesellschaft" das Diktat für die Gewinnung einer "Logik Gottes" werden. Der Begriff des "ganz anderen" Gottes behauptet im Rahmen Barthscher Transzendenzerfahrung von vornherein nicht eine jenseitige und abseitige, ganz andere Ontologie Gottes, sondern setzt Gott in Zusammenhang mit dem "ganz anderen" der neuen Welt, des neuen Menschen, des neuen Himmels, der neuen Zeit: also der Inhalte von Revolution. Ein weiterer Bedeutungsinhalt des "ganz anderen" ergibt sich aber aus der Logik der jetzigen gegenwärtigen Gesellschaft, die ein wenn auch "innerlich brüchiges, so doch außen in sich geschlossenes Ganzes (ist) - ohne Fenster gegen das Himmelreich". "Die Gesellschaft ist nun beherrscht von ihrem eigenen Logos", dessen Inhalt die gesellschaftliche Totalität ist. Barth analysiert: In dieser Gesellschaft erfährt man "sich selber gegenüber der Totalität des Seins und Geschehens als einen Anderen, als Leidenden,

als Unterliegenden, als antwortlos Fragenden, als machtlos Protestierenden und Rebellierenden, in der gänzlichen Unfähigkeit etwas anderes zu tun als zu schreien oder - zu schweigen" - und zwar dies alles sozial konkret: "im Wahnsinn unserer Städte und im Stumpfsinn unserer Dörfer, in der banalen Gewalt unserer primitivsten Lebensbedürfnisse und in der ideologischen Weltfremdheit unseres Wissens und Gewissens, in der Ergebnislosigkeit der Kreisläufe der Weltgeschichte".

Dieser entfremdenden gesellschaftlichen Totalität entspricht es, wenn das Göttliche nun als "etwas Ganzes, in sich Geschlossenes, etwas der Art nach Neues, Verschiedenes gegenüber der Welt" definiert wird. Die Totalität Gottes steht hier im Spiegelbild gesellschaftlicher Totalität, die "Logik Gottes" im Spiegel des "Logos der Gesellschaft".

Jede Ideologiekritik an diesem Gottesbegriff kommt zu spät, da hier der Begriff Gottes bewußt als gesellschaftlicher Spiegel konstruiert wird. Wie wird aus der ideologischen Struktur des Gottesbegriffs eine theologische? In der Funktion, die "Gott" als Spiegel der Gesellschaft der Gesellschaft gegenüber hat: Seine Ganzheit, Geschlossenheit, Verschiedenheit gegenüber der Welt hat doppelten Sinn:

a) Dies so beschriebene Göttliche "läßt sich nicht auftragen, aufkleben, anpassen" Es gibt kein *aggiornamento* (Angleichung) an die Gesellschaft, keine angepasste Theologie - es sei denn die der Revolution. Denn b) das Göttliche, das sich nicht anpassen, aufkleben läßt, "will stürzen und aufrichten". Das ist der begriffliche Sinn des ganz anderen. Die "Logik Gottes" stürzt den "Logos der Gesellschaft", d.h. dieser jetzigen, heutigen Gesellschaft, nicht der Gesellschaft überhaupt. Auch die Logik Gottes ist gesellschaftliche Logik, aber die einer anderen, auch in der Sowjetunion noch nicht erreichten Gesellschaft.

3. Genau in diesen Zusammenhang gehört es, wenn Barth an anderer Stelle die Tradition von der Absolutheit Gottes aus dem Erfahrungsinhalt des in der Kultur der objektiven sozialen Werte sich selbst verlierenden, aber auch den einzigen Sinnauftrag seines Lebens empfangenden Menschen neu begründet (Der Glaube an den persönlichen Gott, 1914).

4. Und noch einmal den gleichen Sachverhalt entdecken wir in einer merkwürdigen Beobachtung, mit der ich meinen Bericht abschließen möchte: Was 1914, noch im Begriffskleid liberaler Theologie, Gottes

"Persönlichkeit" genannt wird, heißt in der Kirchlichen Dogmatik Gottes "Liebe" und Gottes "Freiheit": dort ist der "Begriff" Gottes der des "Liebenden in der Freiheit".

Der Begriff von "Liebe in Freiheit" war aber in einem etwas früheren Zustand des Marthschen Denkens der Inhalt der die Ethik leitenden "Idee einer Totalität guten Handelns" - gleich dem "Begriff des ethischen Objekts" - gleich dem Handlungsziel, das wir angehen, wenn wir gefragt werden: Was sollen wir tun? - gleich nämlich der "Vorstellung vom tausendjährigen Reich", die Barth als Handlungsziel angenommen hat (er hat sich zum Quentchen Chiliasmus für die Ethik, nicht zu einer abstrakten Heilsgeschichte bekannt). "In diesem Sinn: als Aufgabe, nicht als Wunschobjekt, als Ziel, nicht als Ende des sittlichen Kampfes ist das gemeint, was der enthusiastischen, idealistischen, kommunistischen, anarchistischen und (trotz aller echt lutherischen Belehrung) wohl zu merken auch immer wieder der christlichen Hoffnung als Wirklichkeit hier auf Erden vor Augen steht: Freiheit in Liebe und Liebe in Freiheit als reines direktes Motiv gesellschaftlichen Handelns und eine in Gerechtigkeit verfaßte Gemeinschaft als sein direkter Gegenstand".

Mit anderen Worten: das ethisch-gesellschaftliche Handlungsziel wird in Barths Begriff Gottes exponiert. Sein anschaulicher Inhalt heißt: "Aufhebung der Bevormundung oder vielmehr der Ausbeutung und Unterdrückung der einen durch die anderen, Aufhebung der Klassenunterschiede und und Ländergrenzen, des Kriegs, des Zwangs und der Gewalt überhaupt, Kultur des Geistes an Stelle der Kultur der Dinge, Menschlichkeit an Stelle von Sachlichkeit, Brüderlichkeit an Stelle des allgemeinen Gegeneinander." Das ist ein sozialistisches Zielprogramm als Inbegriff einer christlich-chiliasmatischen Ethik und ist Inhalt alles dessen, was für Barth "Gott" ist: nicht "bedeutet", sondern "tut" und "will" und darum: "ist".

In der LD nennt er "Gott" (wiederum mit dem Totalitätsbegriff operierend) die die "Totalität" der menschlichen Existenz betreffende "Alle und in Allem Alles nicht nur neu beleuchtende, sondern real verändernde Tatsache". Das ist Marxens 11 Feuerbach-These auf den Begriff Gottes angewandt: Gott ist kein Interpretament von Welt, sondern: sie real verändernde Tatsache; wobei sowohl der Realitäts- wie der Tatsachenbegriff den empirischen Gehalt von Barths Gottesverständnis anvisieren.

Meine These ist: Die Kirchliche Dogmatik unterwirft die dogmatische Tradition des Christentums dem Kanon dieses gesellschaftlich reflektierten Gottesbegriffs. Alle diejenigen verstehen sie falsch, die sie als Etablissement einer theologischen Jenseitsontologie interpretieren, alle diejenigen richtig, die sie in allen ihren noch so intim theologischen Details politisch verstehen, entsprechend der Selbsterklärung ihres Vorworts von 1932, wo das "Unternehmen einer Dogmatik in der heutigen Zeit" gerechtfertigt wird: "Weil ich fest überzeugt bin, daß es zu den Klärungen auf dem weiten Feld der Politik, die heute nötig sind und zu denen die Kirche heute ein Wort sagen möchte (wie sie denn in der Tat ein Wort dazu zu sagen haben sollte), nicht kommen kann, ohne daß es zuvor zu denjenigen umfassenden Klärungen in der Theologie und über die Theologie selbst gekommen ist, um die es hier gehen soll. "Mit anderen Worten: Wie 1914 - 1918 die Bibelentdeckung, so soll 1932 die Dogmatik durchaus in gesellschaftlich-politischem Zusammenhang verstanden werden, und zwar nicht etwa nur als Grundlegung für eine aus ihr erst nachträglich abzuleitende politische Ethik. Wie die Bibel, so soll auch die Dogmatik selbst politisch gelesen werden, wie immer das im einzelnen aussehen mag. "Weil ich tatsächlich glaube", fährt Barth fort, "daß eine bessere kirchliche Dogmatik (auch abgesehen von allen ethischen Nutzenanwendung) ein letztlich wichtigerer und soliderer Beitrag auch zu Fragen und Aufgaben wie etwa der der deutschen Befreiung sein möchte, als das meiste von all dem Wohlgemeinten, was so viele auch unter den Theologen angesichts dieser Fragen und Aufgaben dilottantischernd meinen leisten zu sollen und zu können".

Mit anderen Worten: Politische Prognose dirigiert die Barthsche Dogmatik. Warum sie das kann, weiß man erst, wenn man den Sozialismus in der Theologie Karl Barths entdeckt.

P-Q

ZUR SOGENANTEN GRUNDLAGENKRISE IN DER MISSION

Interview mit Philip Potter, Direktor der Abteilung für Weltmission und Evangelisation, Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf.

Frage: Gibt es die von der "Frankfurter Erklärung" behauptete "Grundlagenkrise der Mission"?

Potter: Diese Krise ist nicht neu. Es gab sie in neutestamentlicher Zeit, in der Kirchengeschichte, während der Reformation. Auf allen großen Weltmissionskonferenzen - Edinburg 1910, Jerusalem 1928, Tamberam 1938, Willingen 1952 - gab es, offen oder verdeckt, fundamentale Meinungsverschiedenheiten über Wesen und Auftrag der Mission. Die Krise gehört zum Wesen der Mission, weil der christliche Glaube geschichtlich ist und die Auseinandersetzung mit den Spannungsfeldern der Geschichte und den Glaubenskrisen innerhalb unserer Kirchen fordert.

Frage: Läßt sich grundsätzlich und für alle Zeiten Wesen und Auftrag der Mission definieren? Ist die Aussage des Evangeliums "durch das apostolische Zeugnis" - so die "Frankfurter Erklärung" - "ein für allemal normativ vorgegeben"?

Potter: Sogar Paulus hat seinen Glauben niemals stereotyp formuliert, weil sein Zeugnis immer einer konkreten Situation galt...

"Kern" des Evangeliums - europäischer Exportartikel

Frage: Aber gibt es nicht einen "Kern" des Evangeliums, der nicht der Situation angepaßt werden darf?

Potter: Der Kern des Evangeliums ist nicht Gegenstand geschichtlicher Veränderung. Aber die Debatte geht darum, wie dieser "Kern" weitergegeben wird. Die Unterstellung der "Frankfurter Erklärung", wir glaubten nicht die gleichen Dinge, ist für mich unannehmbar. So wird das wahre Problem verdeckt, das lautet, wie wir ausdrücken, was wir glauben.

Frage: Brauchen wir also statt zusammenfassender Generalformeln die offene Auseinandersetzung zwischen verschiedenen theologischen Positionen? Brauchen wir den missionstheologischen Pluralismus? Oder besteht dann die Gefahr der Häresie, des Synkretismus?

Potter: Wer in die Mission hineingezogen wird und den christlichen Glauben andern Völkern mitteilen will, muß auf die andern hören, muß ihre Religion und Denkweise kennen lernen. Das ist ein gefährliches aber notwendiges Unterfangen und schließt das Risiko der Ketzerei ein. Aber billiger geht es nicht. Die Mission der Kirche wäre nicht vorangekommen, wenn sie auf den Konsensus der Missionswissenschaftler gewartet hätte. Mission verbindet Menschen. Sie kann niemals abstrakt sein, weil Menschen nicht abstrakt sind.

Frage: Mit "abstrakt" meinen Sie, daß eine Formel für alle Zeit Gültigkeit haben soll ...

Potter: ...in Wahrheit aber nur für jene Gültigkeit hat, die sie innerhalb des jeweiligen geistesgeschichtlichen Kontextes formuliert haben. Und der geistige Kontext der abendländischen Theologie war das griechische und lateinische Erbe. Sehen Sie: In Evian (während der

Umdr. B 162/70

der Fünften Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes) fand eine Diskussion über das Wesen des Evangeliums statt. Wie zu erwarten war, definierten die lutherischen Gelehrten: Rechtfertigung durch den Glauben. Ein Inder widersprach sofort: "Ich glaube leidenschaftlich an die Rechtfertigung durch den Glauben. Ich wurde als Hindu geboren und habe niemals bereit, ein Christ geworden zu sein. Aber", so fuhr der Inder fort, "wenn ich im Gespräch mit meinen Hindufreunden die Darstellungskategorien der Rechtfertigungslehre anwende, schaffe ich mit Sicherheit bei ihnen ein Mißverständnis des Evangeliums."

Bedeutet dies nun, daß einer kein Christ ist - Lutheraner ist er vermutlich nicht -, wenn er eine andere biblische Kategorie benutzt und nicht den Begriff der Rechtfertigung, um dem Hindu den "Kern" des christlichen Glaubens zu verdeutlichen?

Frage: Also Relativierung des "Kerns" des Evangeliums und Infragestellung des "normativ Vorgegebenen" durch dieses situationsbezogene Verfahren?

Potter: Das ist ein rein intellektualistischer Einwand, der uns, die wir aus den sogenannten Missionsländern stammen, nicht einleuchtet. Ich bin überzeugt, daß wir am Jüngsten Tag nicht nach unseren Denkkategorien und Formeln, sondern nach unserer Fähigkeit zu Kommunikation und Kommunion gefragt werden.

Frage: Könnte unter Umständen die organisierte christliche Weltmission gar nicht so sehr durch einen mangelnden theologischen Generalkonsensus gefährdet sein als vielmehr dadurch, daß sie nach wie vor allzu oft lediglich abendländisches Christentum exportiert?

Potter: Das ist genau das Problem der Kirchen der sogenannten Missionsländer. Es wird uns oft nicht einmal erlaubt, für uns selbst und auf unsere Weise zu denken. Wir mußten lange Zeit mit einer Art theologischem Imperialismus leben. Ich nenne das Rassismus. Solange wir Nicht-Westlichen uns nicht exakt der Kategorien der westlichen Scholastik bedienen, werden wir nicht für Theologen, nicht für klug genug für die Weitergabe des Evangeliums gehalten. Ich war in Neu Delhi dabei, als bedeutende Evangelisten, wie z.B. D. T. Niles von den Europäern des Synkretismus und der Häresie verdächtigt wurden. Diese Haltung von Leuten, die nicht in der neuen missionarischen Situation leben oder die sehr wenig Kontakt mit Nicht-Christen haben, bedarf meiner Meinung nach dringend der Überprüfung, einer eingehenden Überprüfung.

Unseren Freunden in Europa sagen wir: Gewiß, Ihr habt Eure normative Art, das Evangelium auszudrücken, aber wenn wir uns die missionarische Wirkung Eurer theologischen Formeln in Euren Ländern betrachten, dann sind wir bestürzt.

Frage: Bestürzt - worüber?

Potter: Über die Tatsache, daß die Mehrheit der Menschen sehr wenig mit der Kirche zu tun haben will, über die Tatsache, daß man trotz aller Glaubensbekenntnisse und Formulierungen nicht in der Lage ist, zwischen gut und böse zu unterscheiden und man den Ausweg in billigen Kompromissen sucht, daß es den Christen Europas und Nordamerikas gelungen ist, das Evangelium für den modernen Menschen langweilig zu machen. Es spannend machen zu können wäre für mich das Kriterium für alle Formulierungen des Glaubens.

Frage:

Umdr. B 162/70

Frage: Nun habe ich hier in Evian durchaus den Eindruck, daß auch die Vertreter der nicht-westlichen Kirchen Schwierigkeiten haben, ihren Glauben so zu artikulieren.

Potter: Das ist leicht zu verstehen. Sie mußten sich schließlich der westlichen theologischen Ausbildung unterziehen. Sie hatten kaum Gelegenheit, auf ihre Weise über ihren Glauben nachzudenken. Wären sie nicht "good boys", folgsame Bublein, gewesen, sie hätten es nicht zum Kirchenführer gebracht. Darum hört man in Evian kaum neue Formulierungen. Aber hinter den traditionellen Ausdrücken spürte ich ihre Ungeduld mit sich selbst und die Gewißheit, daß dies nicht lange so weitergehen dürfe.

"Falsche Lehre"? - Angst vor dem Dialog?

Frage: Ist es richtig, daß sich, wie die "Frankfurter Erklärung" sagt, seit der Weltkirchenkonferenz in Neu Delhi die "falsche Lehre" verbreitet, daß sich Christus anonym auch in den Fremdreigionen, dem geschichtlichen Wandel und den Revolutionen offenbare, "daß Ihm der Mensch ohne die direkte Kunde des Evangeliums begegnen und sein Heil in Ihm finden könne"?

Potter: Gesagt worden ist in Wahrheit, daß Menschen nicht deshalb verloren sind, weil sie das Evangelium niemals gehört haben. Wir wissen dies aus der Bibel und aus der lebendigen Erfahrung mit Menschen. Wir wissen, daß sich Gott in allen Situationen nicht ohne Zeugnis gelassen hat. Wir wissen, daß diese unsere Welt, auch wenn die Menschen Gottes Gnade nicht annehmen, eine durch Christus erlöste Welt ist und daß er in ihr lebendig und aktiv ist. Wir wissen nicht wie. Darum müssen wir Augen und Ohren offenhalten, um zu spüren, wann und wo er am Werke ist.

Daraus ziehen wir aber nicht die Konsequenz, die vielleicht logisch richtig, theologisch aber falsch wäre, der Mensch könne auch ohne Antwort auf das Evangelium gerettet werden. Dies scheint uns aber die "Frankfurter Erklärung" zu unterstellen. Wir haben dies jedoch in keinem offiziellen Dokument je behauptet.

Frage: Sehen Sie einen Gewinn im Dialog mit den nicht-christlichen Religionen?

Potter: Für uns ist der Dialog eine tiefgründige und sehr humane Sache. Er ist eine der Implikationen des Evangeliums, nämlich, einem andern Menschen als Bruder zu begegnen, für den, auch wenn er es nicht weiß, Christus gestorben ist. Darum begegnen wir uns in der Tiefe unserer Existenz. Und wenn Menschen sich so begegnen, sind sie gezwungen, vom Wesentlichen ihres Lebens zu sprechen, von dem, was sie zu dem macht, was sie sind, von dem, was sie glauben.

In Europa scheint der Dialog allerdings eine intellektuelle Übung zu sein. Für uns dagegen gehört der Dialog zum Wesen des Menschen. Schließlich drückt sich unsere Kultur nicht literarisch, sondern mündlich, "dialogisch", "Auge in Auge" aus. Darum ist der Dialog für uns kein Wortgefecht, bei dem - wie in der "Frankfurter Erklärung" - die Argumente schriftlich fixiert und dem andern an den Kopf geworfen werden.

Frage: Und die Gefahren des Dialogs?

Potter: Ein offener Dialog geht bewußt das Risiko ein, seine eigenen Prämissen in Frage stellen zu lassen. Dieses Risiko gilt für den Christen und den Nicht-Christen. Das ist die Grundlagenkrise

der

der heutigen Mission, daß sie das Risiko des Dialogs scheut, Physische Risiken - Krankheit, Angriff, Überfall -- nahm man in Kauf. Aber auf jenen Dialog "Auge in Auge" warteten wir umsonst. Mir scheint es zu Gottes Handeln zu gehören, daß er uns heute zwingt, endlich diesem eigentlichen Risiko der Mission nicht mehr auszuweichen.

Verfremdung der Mission in Entwicklungshilfe

Frage: Kann sich Mission partiell und auf Zeit mit Entwicklungshilfe identifizieren? Wenn nicht - muß sich dann Mission von den herausfordernden sozialen und politischen Problemen der Gegenwart distanzieren? Dürfen Mission und Entwicklungshilfe in eine Rang- oder Reihenfolge auseinandersetzt, polarisiert werden?

Potter: Milliarden Menschen wollen in unseren Tagen vom Elend, von jeder Form der Unterdrückung, die sie an der Entfaltung ihrer menschlichen Würde hindert, befreit werden. Das ist der unausweichliche Kontext von Mission heute.

Das ist keine neue Erkenntnis. In den großen Tagen der missionarischen Bewegung war diese gezwungen, sich an der Überwindung der Krankheit (Spitäler) und der Unwissenheit (Schulen) zu beteiligen. Ich halte das für einen wesentlichen Teil der Verkündigung des Evangeliums. Auch Jesus hielt dies nicht für zweitrangig. Aber nun kommt das Interessante: Wenn Missionare Krankenhäuser und Schulen bauten, fühlte sich niemand bedroht. Wenn wir aber heute das Evangelium als Hoffnung auf Befreiung und Gerechtigkeit verstehen, ringen alle die Hände. Es kommt zur Polarisierung der Meinungen. Warum? Ein Beispiel: In Westindien, woher ich komme, war die Sklaverei für Großbritannien recht einträglich. Die dort arbeitenden Missionsgesellschaften erhielten einen Großteil ihrer Gelder von Leuten, deren Einnahmen aus dem Sklavenhandel stammten. Missionare, die sich gegen die Sklaverei wendeten - und sie taten dies - setzten also die Existenz ihrer Missionsgesellschaft aufs Spiel.

Heute stellt die Dritte Welt die sozio-ökonomischen und politischen Strukturen in Frage, die die Menschen in den nördlichen Ländern zu Unterdrückern des Südens macht. Unter anderem profitieren auch die Missionsgesellschaften von den Gesellschaftsstrukturen, die für die Unterdrückung der Dritten Welt verantwortlich sind. Begreiflich, daß eine Mission, die diese Strukturen in Frage stellt, auf Widerstand stößt.

Frage: Worin aber liegt der Unterschied zwischen Mission und Entwicklungshilfe? Weshalb wird er ständig thematisiert?

Potter: Durch die gegenwärtige Entwicklungshilfe versuchen die sogenannten entwickelten den sogenannten unterentwickelten Ländern mit Geldspenden zu helfen. Das ist nicht sehr kostspielig und berührt den Kern der Sache nicht, nämlich die Veränderung jener Gesellschaftsstrukturen, unter denen sich die Selbstsucht und Sünde des Menschen ungestraft ausbreiten können. Die Mission sollte ein Instrument der Kritik sowohl an den entwickelten, wie auch an den unterentwickelten Ländern sein. Die Mission sollte die kritische Frage aufwerfen: Wozu dient die Entwicklungshilfe? Diese Kritik geht über den technischen und ideologischen Aspekt von Entwicklung hinaus. Sie fragt nach der Absicht Gottes mit den Menschen, wie sie uns in Christus, dem "Menschen für andere" offenbart ist.

Frage:

Umdr. B 162/70

Frage: Als Programm ist das klar. Aber wird in der Realität, in der deutschen Realität, diese Kritik der Entwicklung durch die Mission geleistet und ist sie dazu imstande?

Potter: Das ist genau das Problem. Was ich an manchem Schriftlichen, das gegenwärtig aus Deutschland kommt, so traurig finde, ist die Ver-
kennung dieser Realität. Man macht sich keine Gedanken darüber, was unsere theologischen Formulierungen, unsere normativen Erklärungen in bezug auf die Entwicklungspolitik von Mission, Kirche und Staat eigentlich bedeuten. Welche kritische Funktion haben die Missionsgesellschaften gegenüber der Entwicklungshilfe? Inwiefern drängt das Evangelium die Kirchen und Missionsgesellschaften dazu, qualitativ über das, was sie jetzt tun, hinauszugehen? Ich sehe nichts von solchen Bemühungen. Statt dessen werden Ökumenischer Rat und Abteilung für Weltmission und Evangelisation zu Prügelknaben gemacht.

Ein "profunder Mangel an christlicher Höflichkeit"

Frage: Noch einmal direkt zur "Frankfurter Erklärung". Sie scheint sich ohne genaueres Ziel direkt auf die Weltkonferenzen von Genf und Uppsala zu beziehen und auf eine Missionstheologie, wie sie nach Ansicht der Autoren der Erklärung von der Abteilung für Weltmission und Evangelisation betrieben wird. Treffen die erhobenen Vorwürfe auf die Arbeit der Abteilung zu?

Potter: Die Arbeit der Abteilung gilt allen sechs Kontinenten. Beispielsweise sind wir auf vielfältige Art mit der großen evangelistischen Bewegung in Indonesien verbunden. Wir waren in der Lage, einige Kirchen zu einer gemeinsamen Missionsaktion in Dahomey zu inspirieren, in einem Gebiet mit einer Million Menschen, in dem der evangelische Glaube noch nicht verkündigt worden ist. In den Studienzentren führen wir sinnvolle Dialoge mit Buddhisten, Hindus und Muslimen, die noch nie mit Christen Kontakt hatten. Wir sind an Programmen der "Urban and Industrial Mission" beteiligt. Auch hier werden Kontakte mit Menschen aufgenommen, die noch nie mit Kirche oder Mission Berührung hatten. Wir haben 15 Studien über das Wachstum der Kirchen in der Mission abgeschlossen. Absicht der "Studie über die missionarische Struktur der Gemeinde" war, den Kirchen die Augen für die missionarische Chance und Aufgabe des ganzen Volkes Gottes zu öffnen, usw.

Natürlich ist die Abteilung für Weltmission und Evangelisation keine Supermissionsgesellschaft. Sie sammelt keine Geldsummen und sendet keine Armee von Missionaren aus. Wir fungieren als Hilfsorganisation, als Katalysator. Ab und zu sind wir an einigen experimentellen Projekten beteiligt. Der Arbeitsbericht unserer Abteilung kann eingesehen werden. Wenn aber jemand diesen Bericht nicht zur Kenntnis nehmen will oder ihn völlig falsch interpretiert, dann müssen wir uns fragen, was er unter christlicher Lauterkeit versteht.

Frage: Halten Sie die Auseinandersetzung mit den durch die "Frankfurter Erklärung" angesprochenen Fragen für nützlich, notwendig oder überflüssig?

Potter: Einesteils für nicht sehr nützlich. Die positiven Aussagen der "Frankfurter Erklärung" könnte ich zwar bejahen, ihre Verurteilungen halte ich für schlecht. Es lohnt sich nicht, darauf zu antworten, weil alle diese Beschuldigungen, ehe sie erhoben wurden, von

integren

Umdr. B 162/70

integren Menschen mit den Betroffenen hätten besprochen werden müssen. Es ist aber kein Versuch unternommen worden, diese Dinge mit uns zu erörtern. Darum zeigt sich in der "Frankfurter Erklärung" ein profunder Mangel an christlicher Höflichkeit und eine Verleugnung dessen, was Ziel und Absicht der ökumenischen Bewegung ist.

Andererseits halte ich das Papier deshalb für nützlich, weil es uns hilft, die Gesinnung der Verfasser und Unterzeichner zu verstehen. Im übrigen gebe ich zu, daß auf eine Reihe vitaler Fragen hingewiesen wird, die im persönlichen Gespräch debattiert werden müssen, aber nicht im Stil der Anschuldigung. Wir müssen gemeinsam herausfinden, wie wir den christlichen Glauben unserer Welt bezeugen können. Die "Frankfurter Erklärung" schafft leider nicht die Atmosphäre, in der man voneinander lernen und einander korrigieren könnte.

Frage: In Deutschland wird von manchen Seiten den Autoren der "Frankfurter Erklärung" der Vorwurf gemacht, eine Spaltung der Missionsbewegung zu provozieren. Halten Sie es für möglich oder wahrscheinlich, daß sich auch international eine solche Polarisierung abzeichnet?

Potter: Es gibt eine gefährliche Tradition, nach der alle theologische Weisheit aus Deutschland kommt. Darum müssen dann die Brüder in Deutschland, wenn sie "hier stehen und nicht anders können", in der ganzen Welt recht haben. Ich glaube freilich nicht, daß die "Erklärung" auf lange Sicht die Wirkung haben wird, die sich unsere Freunde vielleicht wünschen.

Wir sind bereit und offen dafür, alle Fragen mit unseren Freunden zu diskutieren. Sollten sie aber weiterhin Uneinigkeit stiften wollen, so ist das ihre Sache. Wir werden uns darauf nicht einlassen.

DWME/70/58

A k t e n n o t i zzum Gespräch am 29.5.72 in P r o h n

Teilnehmer: Die Pfarrer mit ihren Frauen aus der Ostregion des Kirchenkreises Barth

Zietz und Frau
 Krüger und Frau
 Brosch
 Meinel
 Jost (nur kurz)

Die Brüder in der Ostregion haben einen gemeinsamen Arbeitsplan erstellt und wollen weitere Beratung durch Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR. Aus diesem Grunde nahmen Schottstädt und Tischhäuser an diesem Gespräch teil.

Die Gruppe ließ die Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR wissen, daß ein Arbeitsplan erstellt wurde. Danach sind folgende Dienste abgesprochen:

1. Krüger - Ältestenarbeit
2. Gräber und Jost - Besuchsdienste (themengebunden)
3. Frau und Herr Zietz - Kinder- und Jugendarbeit
4. Brosch - Musik
5. Frau Krüger - Kinderarbeit
6. Meinel - Gemeindeseminare
7. Frau Gräber - Gesundheitswesen
8. Alle - Unterrichtsarbeit.

Diese Einteilung nach dem Arbeitsplan ist eine vorläufige und auch nur ganz formal ohne inhaltliche Angaben.

Das Gespräch kreist um diesen Plan, und im Gespräch wird von den Mitarbeitern der Gossner-Mission in der DDR klargemacht, daß darum wohl Schwierigkeiten im Kirchenkreis da sind, weil

1. keine Beschlüsse für Gruppenarbeit bzw. bruderschaftliche Leitung im Kirchenkreis vorliegen,
2. die ganze Leitungsstruktur nur als eine ideologische Erklärung angesehen werden kann. Sie ist praktisch nicht da und kann von daher schwer reflektiert werden,
3. der Superintendent als Person in der neuen Arbeitsform seine Rolle nicht gefunden hat,
4. es keine Beschlüsse in der Region gibt. Dadurch ist die Regionalarbeit sehr schwierig,
5. zuviel von Barth von einem Bereich der Landeskirche geredet wird. Erst wenn Beschlüsse da sind, kann auch die Landeskirche insgesamt ins Auge gefaßt werden.

Tischhäuser macht im besonderen auf zwei Punkte aufmerksam:

1. Die Wirksamkeit in der Region könnte als Modell für weitere Regionen benutzt werden. Die Arbeit muß aber inhaltlich beschrieben werden, und die Gruppe muß sich inhaltlich den Auftrag klarmachen.
2. Die Wirksamkeit im Kreis ist aus strategischen Gesichtspunkten wichtig. Hier muß auch ganz strategisch gearbeitet werden.

Insgesamt kreist das Gespräch um folgende acht Punkte:

1. Die Gruppe in der Ostregion sollte themengebundene Arbeiten beginnen - in Kooperation mit dem Kreiskirchenrat. Zwei solcher themengebundenen Arbeiten könnten gleich in Angriff genommen werden:
 - a) Christsein in der Landwirtschaft
 - b) Ältestenarbeit.
2. Die regionale Arbeit verlangt gemeinsame Tage und gemeinsame Gottesdienste. Die Gruppe will sich überlegen, wie es zu gemeinsamen Veranstaltungen kommt.
3. Die Bruderschaft ist ein wichtiges Merkmal aller kreiskirchlichen Leitung und aller regionalen Arbeit. Sie verlangt sehr viel Disziplin und ist die Grundlage für gemeinsames Leben in der Region.
4. Die Gruppe will sich überlegen, wie es zu Kirchentagen in der Region kommt, damit von größeren Veranstaltungen her viele Multiplikatoren erreicht werden, die die inhaltlichen Dinge, die in solchen Tagen verhandelt werden, in die Gemeinden weitertragen.
5. Konventsarbeit - hier sollte geprüft werden, ob es nicht möglich ist, so oft es geht, mit den Katecheten zusammen zu tagen.
6. Unerlässlich ist die Zusammenarbeit mit den gewählten Organen, d.h. mit Gemeindegemeinderäten und Kreiskirchenrat.
7. Die Gruppe soll prüfen, wieweit Ökumene am Ort realisiert wird. (Schottstädt verweist auf die gute Situation in Riebnitz, wo zwei katholische Theologen tätig sind. Außerdem Riebnitz-Damgarten, das als Eckpfeiler zwischen zwei Landeskirchen betrachtet werden kann).
8. Der "neue Superintendent" muß faktisch die Gruppe sein. Die Gruppe muß sich überlegen, wie sie einen weiteren Theologen aufnehmen kann, der wohl den Titel "Superintendent" führt, aber faktisch sein Amt aufgliedert.

Mit der Gruppe in der Ostregion wird vereinbart:

1. Inge Tischhäuser wird der Gruppe alle Arbeitspapiere der Gossner-Mission in der DDR und der AST zuleiten.
2. Sie wird zu einem Kirchentag kommen, in dem ein Thema für die Region erarbeitet wird. Die Probleme der Leute in der Landwirtschaft sollen behandelt werden. Der Prozeß der Umwandlung der Landwirtschaft muß theologisch reflektiert werden, und durch diesen Prozeß ist die Kirche gezwungen, neue Arbeitsformen einzuführen.
3. Die Gruppe in der Ostregion wird ihre Gemeindegemeinderäte zu gemeinsamer Arbeit anleiten und die Gemeindegemeinderäte Beschlüsse fassen lassen, die das gemeinsame Arbeiten unterstreichen.
4. Die Katechetik im umfassenden Sinn wird gemeinsam in Angriff genommen.
5. Es sollen sehr viele Besuche durchgeführt werden, und mit den Besuchen werden gemeinsam Seminare vorbereitet.

Die Arbeitsverbindung zur Ostregion wird im besonderen von Inge Tischhäuser wahrgenommen.

R

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, im Juli 1972
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

Liebe Freunde,

anbei erhalten Sie zwei Arbeiten
für Ihr persönliches Studium.

1. ~~"Sozialismus bei Karl Barth"~~ aus der Feder von *vergniffen*
~~Dr. Marquardt.~~
2. Ein Ruhlsdorfer Protokoll, das sich mit dem
Thema "Erziehung heute" beschäftigt.

~~Die erste Arbeit ist eine grundlegende Reflexion
über die sozialistische Praxis von Karl Barth, die
sicher auch sehr bedeutungsvoll für unsere Arbeit
sein kann.~~

Das Ruhlsdorfer Protokoll zeigt Ihnen, wie in
einer kleinen Gemeinde von uns gearbeitet wird.
Die Seminartage sollten dazu helfen, verhältnismäßig
selbständig an der Gesamtthematik "Erziehung"
weiterzuarbeiten.

Sie möchten bitte durch dieses Protokoll zur Kenntnis
nehmen, wie von uns aus Gemeindebegleitung
aussieht. Sie sollten prüfen, ob Sie nicht ähnliche
Seminare durchführen können oder auch einen
Mitarbeiter von uns in Ihre Gemeinde rufen.
Für einen Unkostenbeitrag wären wir Ihnen dankbar.

Freundliche Grüße

Ihr
gez. Bruno Schottstädt

Anlagen

Verteiler:

Pfr. Harald Bertheau, Cottbus
Pfr. Werner Rosenow, Dissen
P. Hella Grengel, Bad Freienwalde
Pfr. Herbert Schulze, Zühlen
Pfr. Goetz Pfundt, Erkner
Pfr. Alfred Storath, Hohenstein
Sup. Dr. Jentzsch, Beelitz
P. Joachim Rinn, Bralitz
Pfr. Lunkenheimer, Zerrenthin
Pfr. Siegfried Arndt, Bertikow
P. Gerd Dalchow, Kränzlin
P. Hans-Georg Schramm, Zeuden
P. Alfred Baase, Schönfeld
Pfr. Friedrich Pehla, Burg
Pfr. Heinz Schulz, Kasel-Golzig
P. Fritz Köhne, Golzow
Pfr. Eberhard Iskraut, Letschin
Alfred Böhme, Letschin
P. Ulrich Lumbée, Wilmersdorf
P. Herbert Lüpnitz, Criewen
Pfr. Wilhelm Manz, Woltersdorf
Pfr. Robert Koll, Rheinsberg
Pfr. Thomas Passauer, Petersdorf
P. Klaus Köller, Zehdenick
P. Gerhard Rohr, Falkenberg
Pfr. Dr. Glöckner, Treuenbrietzen
Pfr. Ulrich Buchholz, Brandenburg
Pfr. Jürgen Schöller, Brandenburg
Pfr. Fritz Dorgerloh, Potsdam
Pfr. Ulrich Heilmann, Caputh
Pfr. Eckard Beyer, Potsdam
Pfr. Siegfried Jotzo, Groß-Zischt

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, am 20.5.72
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

Sehr verehrte Freunde,

anbei eine kleine Nachschrift
zu zwei weiteren Ruhlsdorfer Gesprächen, die Sie sicher auch
interessieren könnte.

Was das Gebet angeht, so werden wir neu darüber
nachzudenken haben.

Friendly Grüße

Ihr
gez. Bruno Schottstädt

Verteiler wie beim ersten Ruhlsdorfer (die abgehakten)

Zu zwei Ruhlsdorfer Gesprächen - am 18.1.72 um 19.00 Uhr
und am 12.3.72 nachmittags

1. Am 18.1.72. Teilnehmerzahl ca. 15 Personen
(sechs aus Groß-Schönebeck)

Schottstädt liest mit der Gruppe seine Thesen zur offenen Gemeinde und spricht mit der Gruppe zum Versöhnungsdienst heute.

Es wird die Meinung vertreten, daß wir uns im wirklichen Dienst für andere in der Welt noch wenig geübt haben. Die charismatische Gemeinde muß erklärt werden. Vor allen Dingen sind Gaben bei den Gemeindegliedern zu entdecken, Gaben der Leitung, der Seelsorge, der Gesprächsführung, hauptsächlich auch des Sprechens in die Welt hinein. Für ganz wichtig wird in der Gruppe erkannt, daß eine neue Orientierung an neuen Bildern in der Gemeinde zu passieren hat. Der Pfarrer als Hirte der Gemeinde wird weiterhin abgelehnt.

Die Ökumene am Ort ist nicht entwickelt. Es gibt auch kaum ökumenische Beziehungen zu Kirchengemeinden in den Volkedemokratien. Das bewußte Gespräch mit der katholischen Kirche findet noch nicht statt.

Zusammenfassend wird festgestellt, daß der Dienst nach draußen (5a) wenig ins Bewußtsein der Gemeinde getreten ist. Es spielen immer noch zu sehr gemeindliche Zusammenkünfte eine Rolle. Zu den Fragen 5b und 5c wird erklärt, daß solche Zusammenkünfte, wie sie in der Gossner-Mission in der DDR praktiziert werden, bedeutungsvoll für die ganze Gemeinde werden können.

5f-h. Die Lehre der Kirche muß gründlicher bedacht werden. Dabei sollten Gemeindeglieder den Mut haben, in den Grundwahrheiten des Glaubens verantwortlich mitzudenken und zu formulieren, und sie sollten den Mut gewinnen, das offene Gespräch mit Nichtchristen in dieser Sache zu führen.

5i wurde als diakonischer Punkt akzeptiert, und es wurde die Meinung geäußert, daß dieser Punkt auszubauen ist. Es gibt nicht nur Geschädigte und Benachteiligte in der Gesellschaft, denen die Menschenumsorge zu dienen hat. Es gibt auch solche, die in Beruf, Familie und Ehe nicht mehr zurechtkommen und Gesprächspartner brauchen.

Am 23.1.72 wurde das Gespräch in Groß-Schönebeck fortgesetzt. Noch einmal spielten die Thesen zur offenen Gemeinde eine Rolle. Sie wurden dort in einem großen Kreis (ca. 40 Personen) in drei Gruppen behandelt.

Am 12.3.72 in Ruhlsdorf. Teilnehmerzahl ca. 20, darunter sechs Vertreter aus Groß-Schönebeck.

Schottstädt verteilt das Ruhlsdorfer Protokoll und wiederholt die Diskussion zum Thema Gemeindeverständnis vom 18. und 23.1.72. Er verweist besonders auf die Punkte 8,5 ff, 9 und 10, erklärt diese Thesen und liest dann aus der Regel von Taizé:

"Das Gebet unseres Gottesdienstes hat seinen Ort in der Gemeinschaft der Heiligen.

Um aber diese Gemeinschaft mit den Gläubigen aller Zeiten wirklich werden zu lassen, sollen wir uns einer glühenden Fürbitte für die Menschen und die Kirche hingeben.

Der Herr ist nicht auf unsere Fürbitte und unser Lobsingem angewiesen. Es ist jedoch Gottes Geheimnis, daß er von uns, seinen Mitarbeitern, fordert, allezeit zu beten und nicht nachzulassen.

Der Lobpreis Christi, wie er in der Liturgie zum Ausdruck kommt, ist in dem Maße wirksam, als er sich auch in den bescheidensten Arbeiten fortsetzt. In der Regelmäßigkeit der Gottesdienste keimt die Liebe Jesu in uns, wir wissen selbst nicht, wie.

Das gemeinsame Gebet entbindet uns nicht vom persönlichen Beten. Eins trägt das andere. Nehmen wir uns jeden Tag einen Augenblick, um uns zu erneuern in unserer innigen Verbindung mit Jesus Christus.

Wenn du unaufmerksam bist, kehre in das Gebet zurück, sobald du deine Zerstreuung bemerkst, ohne darüber zu jammern, wenn du mitten im Gebet deine Schwachheit erfährst, so besitzt du dennoch das Unterpand des Sieges Gottes.

Es gibt Tage, wo für dich der Gottesdienst schwer wird. Wisse dann deinen Loib darzubieten, da ja schon deine Anwesenheit ein Zeichen ist für dein im Augenblick nicht zu verwirklichendes Verlangen, deinen Herrn zu loben. Glaube an die Gegenwart Christi in dir, auch wenn du keine spürbare Resonanz davon feststellst."

Danach referiert Schottstädt vier eigene Thesen:

1. In der brüderlichen Gemeinde betet die Gemeinde - sie dankt, bittet und hält Fürbitten! Sie bekennt ihre Schuld, ihr Versagen. Das Beten vollzieht sich in Gemeinschaft, es wird vorbereitet. Es bedarf besonderer Verteilung für den Gottesdienst (Gruppe).
2. In der brüderlichen Gemeinde betet jedes Glied allein. Das tägliche Stillesein bekommt für uns neue Bedeutung. Dazu ein Bonhoefferwort "Der Segen des Morgengebets":

"Aus der gewonnenen Einheit des Tages empfängt der ganze Tag Ordnung und Zucht. Im morgendlichen Gebet muß sie gesucht und gefunden werden, in der Arbeit wird sie bewährt. Das Gebet in der Frühe entscheidet über den Tag. Vergeudete Zeit, deren wir uns schämen, Versuchungen, denen wir erliegen, Schwäche und Mutlosigkeit in der Arbeit, Unordnung und Zuchtlosigkeit in unseren Gedanken und im Umgang mit anderen Menschen haben ihren Grund sehr häufig in der Vernachlässigung des morgendlichen Gebetes. Ordnung und Einteilung unserer Zeit wird fester, wo sie aus dem Gebet kommt. Versuchungen, die der Werktag mit sich bringt, werden überwunden aus dem Durchbruch zu Gott. Entscheidungen, die die Arbeit fordert, werden einfacher und leichter, wo sie nicht in Menschenfurcht, sondern allein vor Gottes Angesicht gefällt werden. "Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen" (Kol. 3,23). Auch mechanisches Arbeiten wird geduldiger getan, wenn es aus der Erkenntnis Gottes und seines Befehles kommt. Die Kräfte zur Arbeit nehmen zu, wo wir Gott darum gebeten haben, er wolle uns heute die Kraft geben, die wir für unsere Arbeit brauchen."

3. In der brüderlichen Gemeinde beten die Glieder in der Familie, sie danken bei Tisch, sie danken für den Tag und für die Nacht, und sie bitten um Beistand und Führung.
4. In der brüderlichen Gemeinde helfen Erwachsene den Kindern zum Gebet durch ihr Vorbild. (Siehe "Katechetische Neuorientierung" in methodische Überlegungen Punkt 1c):

"Zum Gebet

Wenn wir die Kinder in das Gebet einüben, so geht es nicht um die Auslösung göttlichen Wirkens dort, wo Menschen sich ohnmächtig fühlen.

Der Versuch, durch ein Gebet unmittelbaren Einfluß auf das Geschehen zu nehmen, etwa die unmittelbare Beendigung einer Krankheit zu erwarten, mißbraucht das Gebet.

Der christliche Glaube betet wie Jesus in Gethsemane:

"Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." -

Auch ein äußerlich nicht erhörtes Bittgebet kann zu voller Erfüllung kommen. Wie bei Jesus in Gethsemane macht es den Beter gewiß, daß in der aktuellen Angelegenheit Besseres geschehen wird, als der Beter im Augenblick denken und wünschen kann. Diese Loslösung vom eigenen Denken und Wünschen mit ihrer Angst und das Erwecken des kindlichen Vertrauens in das Verborgene ist das Ziel christlicher Gebetserziehung.

Das Gebet kann nur dann einen "Sitz im Leben" bekommen, wenn die Kinder begreifen, daß in ihm die ganze Alltagswirklichkeit, vom persönlichen Erleben bis hin zu den ungelösten Problemen unserer Welt (z.B. Hunger, soziale Ungerechtigkeit, Krieg) zur Sprache kommen kann, und wenn dies in der

gewohnten Alltagsprache geschieht.

Die Kinder sollen aber wissen, daß das Gebet das Tun nicht ersetzt. Es ist die dankbare Besinnung auf die Fülle des Geschehens gegenüber der eigenen Sicht und Möglichkeit. Es entlastet unser Tun vom Unmöglichen und befreit dadurch gerade zu der Tat, die in der aktuellen Angelegenheit zu tun möglich ist. Diese Besinnung gehört zu jeder Tat. In sie sollen die Kinder eingeübt werden. Es soll ihnen deutlich werden, wie nötig solche Besinnung bei allem Tun- oder Nichttun-Können des Alltags ist."

Aus Zeitgründen war es nicht möglich, am Gebetsbuch der Bibel (Psalter) die Struktur des Gebetes tiefer zu bedenken.

In der Diskussion werden folgende Punkte behandelt:

1. Beten und Glauben gehören für uns zusammen.
2. Wir sollten von den Traditionsgebeten absehen, die oft falsche Vorstellungen bei den Kindern entwickeln. (Besonders, wenn wir das Wort Engel ohne Erklärung einfügen).
3. Es wurde die Frage gestellt, wie betet die Jugend? Einige Jugendliche erklärten, daß ihnen ein Nachdenken oft wie ein Gebet erscheint, ein Nachdenken über sich selbst, über den Sinn des Lebens, aber auch ein Denken an andere Menschen.
4. Es könnte die Gefahr bestehen, eigene Meditationen an die Stelle von Gottes Wort zu setzen und auf das eigene Herz und die eigene Stimme mehr zu achten als auf Gottes Wort.
5. Allgemein wurde anerkannt, daß zum Beten eine große Disziplin gehört. "Fromme Papperei" sollte überall vermieden werden. Wer vor Gott schwatzt, kann nicht diszipliniert loben.
6. Sehr lange Zeit wurde für das Gespräch über Kindergebete verwandt. Die meisten traditionellen Gebete wurden abgelehnt, weil sie der Nüchternheit des Wortes Gottes nicht standhalten. Wenn mit Kindern gesprochen wird, sollte ihnen gegenüber alles Böse reduziert werden, vor allen Dingen das, wo sie selbst dem Bösen nachjagen. Mit ihnen sollte auch offen über das 5. Gebot gesprochen werden, im Blick auf die großen und kleinen Dinge. Schließlich wurden bestimmte vorgefertigte Gebete als Einübung zum Gebet nach einer Prüfung zugelassen. Aber keiner sollte leichtfertig einfach unbedacht etwas übernehmen. Unser "frommes, verkorkstes Verhalten ist abzubauen".

gez. Schottstädt

Berlin, am 14.4.72 - Scho/He

Gossner-Mission in der DDR

1058 Berlin, am 9.3.72
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

Liebe Freunde,

eine kleine Kirchengemeinde am Stadtrand von Berlin hat im Winterhalbjahr 1970/1971 vier Gemeindegottesdienste in seminaristischer Form und in gemeinschaftlicher Gestaltung durchgeführt.

Zwei Gemeindeglieder, der Pfarrer von Ruhlsdorf und der Unterzeichnete haben nach Beendigung ein erstes Ruhlsdorfer Gemeindeprotokoll zum Thema "Erziehung heute" erstellt, und wir bieten dieses Protokoll gern als Informations- und Diskussionsmaterial an.

Wir hoffen sehr, daß Sie sich die Mühe nehmen können, die beiliegenden 10 Seiten einmal nachzuarbeiten. Vielleicht finden Sie auch Zeit, uns Ihre Meinung wissen zu lassen.

Mit guten Wünschen und freundlichen Grüßen

Ihr
gez. Bruno Schottstädt

Anlage

b.w.

Verteiler:

Dr. Ruh
Pfr. Bäumlín
Pirkko Lehtiö
Frere Christophe
Prof. Weber
Albert van den Heuvel
Prof. Nagy
Pfr. Schlimp
Pfr. Girardet
Pfr. Thurneysen
Pfr. Schaffert
Prof. Casalis
Pfr. Ochsenbein
Dr. Williams
Tullio Vinay
Prof. Smolik
Dr. Toth
Albert Vass
Prof. Kocsis
Pawlik
Toivo Palo
Prof. Cox
Ulrich Trinks
P. Werner Koch

Sehr verehrte Freunde,

anbei überreiche ich Ihnen zwei
Texte, die hier in unserer Arbeit entstanden sind.

1. Ein Ruhlsdorfer Gemeindeprotokoll, das die Gemeindeglieder Sixdorf und Calbe sowie Pfr. Klopp und ich erstellt haben.
2. Ein Protokoll über eine Klausurtagung zum Thema "Feiern".

Ich hoffe sehr, daß Sie beide Arbeiten interessieren und daß Sie sich uns gegenüber einmal dazu äußern.

Das Ruhlsdorfer Protokoll ist thesenartig geschrieben; auch die Diskussion ist in Thesen zusammengefaßt. Wir meinen, daß gerade dieses Ruhlsdorfer Protokoll anderen Gemeinden Anregung zum Arbeiten zu gleicher Thematik bieten kann.

Ich lege Ihnen eine Zählkarte bei und würde mich freuen, wenn Sie durch die Überweisung einer Spende anzeigen könnten, daß Sie auch in Zukunft unsere Arbeit wollen.

In der Hoffnung, mit Ihnen den Kontakt ausbauen zu können, bin ich mit guten Wünschen und freundlichen Grüßen

Ihr
gez. Bruno Schottstädt

Anlagen

b.w.

Verteiler:

Gen.Sup Schmitt ✓
Gen.Sup. Hanse ✓
Pfr. Albrecht, Berlin
Pfr. Theuerkauf
Pfr. Greulich ✓
Pfr. Mickley
Pfr. Ahlsdorff
Pfr. Meinel
Pfr. Horst Berger ✓
Pfr. Christfried Berger ✓
Pfr. Müller-Schlompka
Holläner
Schrem
Rißmann
Sup. Brix ✓
Propst Verwiebe ✓
Propst Hoffmann ✓
Sup. Richter, Seelow ✓
Sup. Dammann
Sup. Wackwitz
Sup. in Freienwalde
Buntrock
Scheidacker
Stachat
Wunnicke
Sup. Rößler ✓
Sup. Stein ✓
Sup. Kopp ✓
Pfr. Linn ✓
Dr. Fink ✓
Pastn. Führ ✓
Sup. Bäumer ✓
Dr. Schicketanz ✓
Pfr. Kramer ✓
Bischof Dr. Krusche ✓
Pfr. Haas
Dr. Hinz ✓
Dr. Falcke ✓
Pfr. Groh
Pfr. May
Pfr. Matschke
Pfr. Mendt ✓
Pfr. ZinBer ✓
Prr. Mieth ✓
Dr. Althausen ✓
Dr. Blauert ✓
Pastn. Hennig
Arbeitsgruppe Buckow

Ruhlsdorfer Protokoll

Thema: Erziehung heute

1. In der Kirchengemeinde Ruhlsdorf, Kirchenkreis Bernau, trafen sich im Winter 1970/1971 ca. 25 Gemeindeglieder an vier Sonntagen, um miteinander über vorgetragene Thesen zu sprechen, zu essen und das Herrenmahl zu feiern. Die Gruppe kommt regelmäßig zu Gemeindegottesdiensten zusammen, sie versucht, einen neuen Arbeits- und Lebensstil für sich zu finden. Der Pfarrer ist ein Glied der Gruppe und sieht seine Hauptaufgabe in der theologischen Beratung der Gemeindeglieder. Die Leitung der einzelnen Gemeindegottesdienste nimmt ein Glied der Gruppe wahr. Das gesamte Programm wird von einer Leitungsgruppe beraten und beschlossen.

1.1. Das Thema des Winters 1970/1971 für die genannten vier Sonntage lautete: "Erziehung heute" und gliederte sich in vier Unterthemen:

- Erziehung zum Jahre 2000
- Erziehung zum Zusammenleben mit Nichtchristen
- Erziehung zum Feiern
- Wie leben und reden wir von unserem Glauben
heute mit unseren Kindern?
(Ein Beitrag zur Erziehung)

1.2 Zu allen vier Themenkreisen referierte Pastor Bruno Schottstädt, der Leiter der Dienststelle der Gossner-Mission in der DDR aus Berlin. Er trug Thesen vor, die dann in Gruppen diskutiert wurden. Im folgenden werden wir die Thesen mitteilen und aus den Diskussionen zu den angeschnittenen Fragen zu berichten versuchen.

2. Thesen zum Thema "Die Verantwortung der Christen bei der Erziehung der Menschen zum Jahre 2000"

2.1 Den Thesen ging ein kurzes Referat voraus, in dem die voraussichtlichen Verhältnisse in Wissenschaft und Technik im Jahre 2000 geschildert wurden. (Z.B. Transplantation vieler Organe, Maschinen übernehmen die Arbeit, künstliche Befruchtung bei Menschen, verbunden mit der Herausbildung von gewünschten Leistungsmerkmalen beim Kind, Städtebau im Meer, Nahrung für 8 Millionen Menschen etc.)

Auf Grund dieser voraussichtlichen Verhältnisse werden sich für die Zukunft folgende Probleme ergeben: Freizeitgestaltung, da es nur noch zwei bis drei Arbeitstage pro Woche geben wird, Ernährungsprobleme, Verantwortung für die medizinischen Veränderungen. Und auch die Kirche wird in neuer Weise Verantwortung tragen müssen. Die Frage ist nun: ist die Kirche von der Pastorenkirche weggekommen?

Bleibt die Kirche nicht bewußt bei alten Formen?
Ist nicht alles in Frage gestellt, was von den Vätern
gelehrt wurde? Was können wir von der vorhandenen
Kirche für die Zukunft gebrauchen?

Die Thesen:

- 2.21 Die Kirche kann die Erziehungsziele der Gesellschaft nur unterstützen - zum Frieden hin, zum Zusammenleben mit allen Menschen, zur Offenheit für die Zukunft.
 - 2.22 Die Kirche kann durch Beispiele mithelfen zu einem brüderlichen Miteinander der Menschen. Sie kann in besonderer Weise Jugend Chancen geben. In der brüderlichen Gemeinde kommt es auf ein neues Miteinander von Pfarrern und Laien an, und auch Nichtchristen sollten immer dabei sein.
 - 2.23 Die Kirche kann durch ihre theologische Arbeit einen Beitrag geben. Das heißt, sie sollte das Modell der brüderlichen Gemeinde in der Urgemeinde herausstellen, mit alten Vorstellungen aufräumen und das was des Glaubens stärker artikulieren.
 - 2.24 Die Kirche kann durch ihr Gebet helfen
 - a) durch ihr Friedensgebet
 - b) Gebet für konkrete Menschen
 - c) für konkrete Kirchen.
 - 2.25 Die Kirche muß zum Wandel erziehen, in dem sie sich selbst wandelt. Das heißt, sie muß die traditionellen Formen überwinden, und die Aufgaben des Pfarrers werden völlig neu.
 - 2.26 Die Kirche tut gut, wenn sie auf Grund ihrer Voraussetzungen ganz neu die Fragen von Ehe, Familie, Lebensbewältigung aus Glauben ganz allgemein, (Erziehung zum Altwerden) angeht und zu bewältigen sucht.
 - 2.27 Die Kirche tut gut, wenn sie ihre eigenen Ausbildungszentren ändert. Auch hier ist Erziehung im Sinne von Selbsterziehung geboten.
33. Die Diskussion zum Thema "Verantwortung der Christen zur Erziehung der Menschen zum Jahre 2000".
- 3.1 Wir können wohl nicht alle Erziehungsziele unterstützen. Wir sehen ein, daß wir als Christen nicht prinzipiell gegen Erziehungsziele der Gesellschaft sein können, aber wir müssen genau unterscheiden, was den Menschen dient und was nicht. Heute wird zum Teil Haß gelehrt. Dies kann die Kirche nicht dulden. Gott gibt dem Menschen die Freiheit, sich zum Guten zu entscheiden.
 - 3.2 Gott ist kein Diktator, sondern ein großer Demokrat. Zu bejahen sind daher Programme, die Erziehung zum Frieden beinhalten und gleichzeitig eine gute Allgemeinbildung betreiben. (Erwachsenenqualifizierung).

- 3.3 In den Gemeinden sollte stärker die Donkarbeit in Angriff genommen werden, damit die Glaubensaussagen zeitgemäß formuliert werden können.
- 3.4 Ältere Glieder unseres Kreises empfanden die Kritik an den alten Glaubensbekenntnissen nicht gut und lehnten sie ab.
- 3.5 Die Kirche - so war die Meinung allgemein - darf nicht konservativ bleiben. Sie muß sich wandeln, um Menschen für den Wandel auch und gerade innerhalb der Kirche bereit zu machen. Hierfür wäre es sehr hilfreich, wenn die Kirche als eine einheitliche Gruppe in der Gesellschaft arbeiten könnte.

4. Thesen zum Thema "Zusammenleben mit Nichtchristen".

- 4.1 Es wurden die Thesen des ersten Sonntags wiederholt und von der Diskussion her noch einmal stark unterstrichen, daß die Kirche Beispiel geben kann im Blick auf demokratische Verhaltensweisen, in der Gestalt von brüderlicher Gemeinde, daß sie durch ihre Arbeit für den Frieden beispielhaft wirken kann und daß eine ihrer Aufgaben das Friedensgebet sei.
- 4.2 Thesen:
Vom Glauben her wissen wir: Christus ist für alle Menschen gestorben. Dies hat für uns die Konsequenz: Wir können und betreiben keine Abgrenzung gegen andere Menschen und Gesellschaften. (Abgrenzung geschieht durch die anderen). Welt und Gesellschaft sind unsere Themen - ohne Abgrenzung. (s. Eph. 2 - der Zaun zwischen Juden und Heiden ist niedergorissen).
- 4.3 Vom Glauben her haben wir Hoffnung für die Welt (Evanston). Dies hat für uns die Konsequenz: Wir haben Hoffnung für den Sozialismus, und diese treibt uns zur Eingliederung in die Gesellschaft. (Jor. 29 - suchet der Stadt Bestes).
- 4.4 Vom Glauben her leben wir im Vorletzte. Das Vorletzte verlangt von uns das Experiment. Wir experimentieren
 - a) im Beruf
 - b) in der Familie
 - c) in der Kirche
 - d) in der Freundschaft
 - e) in der politischen Mitverantwortung.Und unsere Freiheit: Experimente dürfen scheitern.
- 4.5 Das gesellschaftliche Ziel aller Erziehung: Der vollverantwortliche Mensch in der sozialistischen Menschengemeinschaft. Dieses Ziel muß uns vor Augen bleiben. Die Kirche hat kein eigenes Erziehungsziel und -programm. (Unterweisung im Glauben ist etwas anderes).

- 4.6 Wenn wir Erziehung zum Zusammenleben mit Nichtchristen treiben, dann geht das nur auf dem Wege der Partnerschaft, im Verständnis der Partnerschaft.
- 4.7 Das Zusammenleben mit Nichtchristen fordert von uns ein neues Verständnis von Mission, Mission wird das gelebte Zeugnis. Und erst, wenn wir durch unser Leben Zeugnis gegeben haben, können wir vielleicht einmal sprechen.
- 4.8 Erziehung zum Zusammenleben mit Nichtchristen verlangt ein Beitragsverständnis. Mit Nichtchristen zusammen bauen Christen die eine Welt des Friedens. Dies verlangt auch ein neues Verständnis des Glaubens. Der Glaube wird ein offener Glaube, der auch mit Nichtchristen Wirklichkeit wird.
- 4.9 Die Erziehung zum Zusammenleben mit Nichtchristen heißt Erziehung zur Freiheit. Christen haben die Freiheit, in jeder Gesellschaft verantwortlich mitzuarbeiten. Sie sind frei, weil sie wie kein anderer "Vater" sagen dürfen. (Gal. 3,26 ff. und Lukas 10, 43 ff.).
5. Die Diskussion zum Thema "Zusammenleben mit Nichtchristen"
- 5.1 Die Thematik des Referates hat Fragen aufgeworfen, die von den Älteren unter uns als unbequem empfunden wurden. Die Jugend hat alle Fragen offenbar diskutiert. Bei den Erwachsenen hingegen wurde nicht so offen diskutiert. Sie sahen sich in ihren Meinungen und Ansichten oft festgelegt.
- 5.2 Es wurde allgemein festgestellt, daß wir Christen von unserer Seite her oft Abgrenzung betreiben. Die Ursachen liegen weithin in der Unsicherheit gegenüber unserer Gesellschaft begründet. Wir haben Angst vor Fragen, die wir nicht beantworten können. Und in der Endkonsequenz resultiert die Angst daraus, daß wir nicht mehr in der Lage sind, ein einfältiges Zeugnis zu geben.
- 5.3 Vom Glauben her haben wir Hoffnung für die Welt. Wir sehen, daß es konsequent ist, Hoffnung für den Sozialismus zu haben und sich in die Gesellschaft einzugliedern. Unsere Fragen sind: Muß alles mitgemacht werden? Gibt es nur das Opponieren? Oder ist nicht doch das Entscheidende "Suchet der Stadt Besten"? Was die Experimente angeht, so war es unter uns schwierig, darüber zu sprechen, weil die meisten unter uns unter Experiment nur große weltbewegende Dinge verstehen und nicht die kleinen Dinge des Alltags. Uns ist klar geworden, daß wir in der Erziehung in der Ehe, in Familie und Beruf experimentieren müssen, wir haben Wagnisse einzugehen.

Und wir erkannten es als eine große Freiheit, daß unsere Experimente scheitern dürfen.

- 5.4 Was das Erziehungsziel angeht, so stieß diese These auch bei uns auf großen Widerspruch. Wir haben aber nicht genügend Zeit gehabt, diesen Komplex gründlicher zu durchdenken.
- 5.5 Wir haben erkannt, daß die Atheisten unsere Partner sind. An Jesus sahen wir, daß er sich immer zu Verlorenen und Sündern gehalten hat. Er wurde von seinen Zeitgenossen und Gegnern in Frage gestellt. So dürfen wir getrost uns in Frage stellen lassen. Wir meinen, daß die Partnerschaft mit Nichtchristen nicht ohne das gemeinsame Gespräch zustande kommt und daß die Gemeinden zu lernen haben, mit jedermann über jede Frage zu sprechen.
- 5.6 Wenn es stimmt, daß wir zu Zeugen Jesu in unserer Welt bestellt sind, dann müssen wir immer wieder neu über die Fragen des Zeugnisses nachdenken. Dabei werden wir erkennen, daß uns Christus immer voraus ist und daß er uns aber zugleich benutzen will, um anderen in seinem Geiste zu begegnen.
- 5.7 Wir meinen, daß es wichtig ist, einen Beitrag für die Gesellschaft einzubringen. Als besondere Schwerpunkte erkannten wir die Friedensarbeit, das gleiche Recht für alle und die Kooperation anstelle von Trennung zu praktizieren.
- 5.8 Als Gemeinde Jesu Christi stellen wir eine besondere "Freiheitsgruppe" dar. Wir müssen uns nicht um erfolgreiche Arbeit mühen. Unsere besondere Freiheit liegt darin, daß wir "Vater" sagen können.

6. Thesen zum Thema "Erziehung zum Feiern"

- 6.1 Das ganze Leben ist ein Fest. Wer es recht feiert, braucht Mitmenschen, Freunde, mit denen er gemeinsam Erinnerungen hat und kollektive Hoffnungen erzeugt. Die Frage an uns: Feiern wir unser Leben?
- 6.2 Alle Freundschaften geben dem Gesellschaftlichen Wärme, und damit wird Einsamkeit aufgehoben. "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" - dieser Dreiklang schwingt in jeder feiernden Freundschaft. Frage an uns: Wie steht es mit Freundschaften unter uns?
- 6.3 Festlichkeit geht nicht ohne Spannungen. Ein jedes echtes Fest erlebt so etwas von Tragik und von Tragikomischem, sogar von Gegensätzlichem. Frage an uns: Können wir in Spannungen feiern?

6.4 Rechte Feier schafft Gelegenheit, daß der Mensch sein Verhältnis zur Geschichte, zur Zeit und zur Ewigkeit neu herstellen kann. Der Mensch darf sich erinnern, woher er kommt und wohin er geht, er darf sich erinnern an Daten, Namen und an das Ziel.
Frage an uns: Haben wir je so etwas erlebt und getrieben?

6.5 In der feiernden Gemeinschaft entwickeln sich Kommunen und Kooperationen. Menschen, die zusammen etwas wollen. Sie schaffen die Welt neu. Sie flüchten nicht aus der Welt, sie machen vielmehr Politik, einer spricht dem anderen zu (das gute Wort).
In einer feiernden Gemeinde kann aber auch geschwiegen werden. Feiern auf diese Weise hilft zur Vormenschlichung. Wo aber der Feiertag allein der Tag des Menschen wird, (und nicht Tag Gottes bleibt), verkümmert alles soziale Tun. Es ist die Aufgabe, Gott zu feiern. Das Du.

Frage an uns: Wo und wie können wir uns zu einem neuen Feiern erziehen?

- a) In der Gemeinde
- b) in der Familie
- c) in der Freundschaft
- d) im Kollektiv, in der Brigade.

Hinter allen Fragen und Thesen steht letztlich die Frage nach dem Sinn des Lebens. Können wir unser Leben als Fest verstehen?

7. Die Diskussion zum Thema "Erziehung zum Feiern":

7.1. Wir diskutierten hauptsächlich die Frage: Feiern wir unser Leben? Es ist Tatsache, daß unser Leben nicht immer ein Fest ist. Dies wurde von der älteren Generation besonders stark herausgestellt. Uns wurde aber auch klar, daß hier ein falsches Verständnis über den Sinn des Lebens vorliegen kann. Wir arbeiten, um zu leben - nicht umgekehrt! Und die falsche Haltung der älteren Generation - Nachkriegsgeneration - könnte die Folge des Existenzkampfes der Hungerjahre sein. Der Mensch ist zu sehr an die Arbeit gebunden.

7.2 Eine Frage an die Jugend hat ergeben, daß sie nicht ohne weiteres mehr bereit ist, ein Wochenende zu opfern (ein freies Wochenende!), um Geld zu verdienen. Und dies empfanden wir, steht doch sehr im Gegensatz zu den Meinungen der Älteren.

- 7.3 In unserem Gespräch wurde herausgearbeitet, daß auch unser Arbeitstag ein Freudentag, ein Festtag des Lebens sein kann. Und wir meinten alle, daß dies von uns eine neue Einstellung zum Beruf verlangt. Wahrscheinlich wird es eine der Hauptaufgaben der Zukunft sein, daß wir ein neues Verhältnis zu unserem Beruf bekommen, den wir leider oft nicht mögen.
- 7.4 Wir erkannten, daß zum Feiern Freundschaften Voraussetzung sind und daß zum rechten Feiern immer ein echter Anlaß gebraucht wird. Feiern entstehen manchmal auch unter Zwang. Und wir erkannten, daß auch diese einen positiven Erfolg für uns haben können.
- 7.4 Es lohnt sich, wenn wir in der Gemeinde einmal daran gehen können, gemeinsame Erinnerungen zu schaffen. Dies würde für uns eine Art Lebensgemeinschaft bedeuten und sicher für die gesamte Gemeindearbeit ein wichtiger Grundstein sein können.
- 7.5 Wir meinen, daß es sich lohnt, auf Feiern sich vorzubereiten. Gäste sollten, wenn sie zu Festen eingeladen sind, um ihre Pflichten wissen. Sie haben etwas einzubringen.
- 7.6 Aus der Situation von uns allein, die wir im Arbeitsprozeß tätig sind (Unruhe und Haß), erwächst uns neu das Bedürfnis nach Stille und Einsamkeit. Auch wir sind in unserem Dorf soweit, daß viele von uns die Stille und Einsamkeit als ein Gegenstück zu Unruhe und Hast brauchen, um so wieder neu sich einzugliedern in den gesellschaftlichen Prozeß. So kann für einen jeden von uns das Schweigen ein Stück Feiern sein.

8. Thesen zum Thema "Wie leben und reden wir von unserem Glauben her mit unseren Kindern"? (Ein Beitrag zur Erziehung)

- 8.1 Wir können unseren Kindern nur Partner im Hören und Suchen nach dem rechten Weg des Lebens werden - im Hören, Suchen und Gestalten geht es um den bescheidenen Versuch, Jesus Christus nachzufolgen.
- 8.2 Wir wissen: In Christus hat Gott die Welt mit sich versöhnt. Die Welt ist versöhnte Schöpfung. Darum müssen wir uns abgewöhnen, von der bösen Welt zu reden. Versöhnung ist den Kindern als Bereitschaft zur völligen Offenheit vorzuleben.
- a) Mit der Gesellschaft im ganzen
 - b) der Partei
 - c) und jedem einzelnen.

- 8.3 Wenn es stimmt, daß Gott für alle Menschen in Jesus Christus gestorben ist, dann trachten wir danach, aus den Möglichkeiten der Gestaltung der Beziehungen und des Zusammenlebens das Beste zu machen. Wir leben ein offenes Haus und versuchen ein Leben für andere.
- 8.4 Wir können den Kindern nur sagen, was wir selbst zu leben wagen. Alles fertige Reden vom Glauben her sollte uns verboten sein. Darum sind wir gegen das Sprüche-lernen und Sprüchehersagen, wir sind auch dagegen, daß man nur Katechismusstücke auswendig lernt.
- 8.5 Dennoch gestaltet sich unser Leben mit den Kindern zusammen als Experiment im Glauben. Wir sollten keine Scheu haben, mit den Kindern zusammen zu beten, aber auch nicht in fertigen frommen Formeln. Eine Hilfe ist uns die Sprache der Psalmbeter.
- 8.6 Die Partnerschaft mit den Kindern verlangt ein Bewußtsein der Kindschaft vor Gott. Dieses Bewußtsein wächst in uns, wenn wir mit Glaubensgenossen nach dem Woher und Wohin in unserem Leben fragen, wenn wir es tun mit Hilfe der Bibel. Bei solchen Fragen sollten unsere Kinder immer getrost dabei sein.
- 8.7 Wir fragen nach der Wirklichkeit Gottes, seinem Weg und Ziel und nach der Wirklichkeit der Welt. Und wir müssen den Versuch wagen, beide Wirklichkeiten in Übereinklang zu bringen. Biblische Geschichten und Texte sollten für uns heute immer Weltbezug bekommen. (Wer mit Jesus allein gegen die Welt "durchbrennen" will, lebt wahrscheinlich an Jesus vorbei). Es gibt keine zeitlose Wahrheit.
- 8.8 Alles Hören auf das Wort Gottes sollte für uns gleichzeitig Einübung in den Glauben werden, d.h., wir müssen Verantwortung übernehmen vor Gott und Menschen - Angst, Haß, Selbstsicherung und Mißtrauen abbauen helfen, mutig in die Zeit hineindenken und an Weltfragen mitarbeiten und den Versuch machen, vor Gott im Gebet zu bleiben.
- 8.9 Die Gemeinde, die brüderliche Gemeinde, ist der Ort, wo wir solch ein Leben einüben können. Hier wird tägliche Existenz geübt - im Gespräch! - im Blick auf alle versäumten Gelegenheiten, alle Niederlagen, allen Pessimismus, der immer wieder hochkommen will. Aber auch im Blick auf alle Plätze unserer Verantwortung in Beruf und Familie. Und auch hier gehören für uns die Kinder dazu. In der Gemeinde führen wir das Gespräch mit unseren Kindern und gestehen auch getrost unser Versagen ein.

8.10 In der Gemeinde und mit ihrer Hilfe versuchen wir, die Erkenntnisse der heutigen Bibelwissenschaft zu betrachten. Wir können uns ein neues Vorstellen biblischen Denkens angewöhnen. Dies Angewöhnen ist ein Prozeß, in den wir auch die Kinder mit einbeziehen.

8.11 In der Bibel wird von Gott geredet, aber nicht von einem Gott, der über den Sternen sitzt, sondern von einem, der in den Alltag der Menschen geht, in einen merkwürdigen und harten Alltag. Angesichts dieser Alltagshärten (Abraham hat keine Kinder, Israel verliert, Christus stirbt den Galgen- todt, Paulus ist schwach - heute hungernde Kinder in Lateinamerika und Asien, Katastrophen und Seuchen auf der ganzen Welt, viele sterbende Menschen in Vietnam und die Gemeinde ist schwach) kann und darf geglaubt werden.

8.12 Es wird darauf ankommen, immer wieder deutlich zu machen: Wir sind Beschenkte. Keiner von uns hat seinen Glauben aus sich heraus. Wir leben aus Gnaden, nicht von der Leistung. Und dieses Wissen verlangt: Wir sind nicht besser als andere, aber wir wissen, anderes, und von daher loben wir in Demut. Und so werden wir auch von jedem Alleingang befreit und boten gemeinsam: Vater unser.

9. Die Diskussion zum Thema "Wie leben und reden wir von unserem Glauben her mit unseren Kindern?"

9.1 Wir empfanden die Thematik als sehr heikel für uns, die wir sehr hilflos in diesen Fragestellungen sind, aber zugleich als sehr aktuell.

9.2 Als Eltern sind wir bereit zur Partnerschaft mit unseren Kindern. Uns tauchte aber die große Frage auf: Wie diese Partnerschaft verwirklicht werden soll. Wir spüren auch, daß der Erfahrungsaustausch zwischen Eltern und Kindern nötig ist, und wir möchten auch den ersten Schritt anbieten. Allgemein bestimmt uns aber Hilflosigkeit.

9.3 Wir fragten die Jugend, wie steht ihr zur Partnerschaft? Sie antwortete uns, daß sie bereit sei dazu.

9.4 In unserem Gespräch erkannten wir, daß die Partnerschaft nach allen Seiten hin - in diesem Falle besonders zu den Kindern hin - von uns auszugehen habe, im Blick auf die Kinder von uns Erwachsenen.

9.5 Wir möchten auch falsche Bilder, die aus der Christenlehre mitgebracht werden, abbauen helfen, und vor allem Dingen möchten wir den Kindern helfen, von den falschen Vorstellungen über Gott im Himmel loszukommen.

9.6 Ganz wichtig scheint uns die Vorbildfrage für den Alltag des Lebens zu werden. Und hier wollen wir getrost ein Lernen beginnen. Die Kinder sollen durch uns spüren,

- daß wir als Eltern nicht mehr sicher sind und daß wir gemeinsam mit ihnen Lösungswege suchen wollen.
- 9.7 Im Blick auf die gesellschaftlichen Fragen wollen wir uns nicht abkapseln, wir wollen auch die Fragen angehen, die uns oft nicht passen.
- 9.8 Wir wagen in unserem Leben eigentlich zu wenig. Deshalb ist auch das, was wir anderen sagen, viel zu wenig. Wir möchten mit unserem Leben wieder experimentieren, lernen und dies auch und gerade in Glaubensfragen.
- 9.9 In den Gesprächen ist uns klar geworden, daß wir Glaube und Altes nicht trennen können, im Gegenteil, wir haben beide Wirklichkeiten durch unser Leben zu verbinden.
- 9.10 Im Blick auf das Gebet mit unseren Kindern ist uns klar geworden, daß wir auf keinen Fall an starren Formen und Formeln hängen bleiben dürfen, daß wir das freie Gebet üben können, daß wir Psalmengebete als Vorlage nehmen können und so eine Flexibilität auch auf diesem Gebiet üben.

Insgesamt kann gesagt werden, daß zu unserem Thema wie loben und reden wir von unserem Glauben her mit unseren Kindern viele Fragen offen geblieben sind. Wir werden erneut dieses Thema aufgreifen und daran weiterarbeiten.

Zusammenfassung:

Die Ruhladorfer Gemeindegruppe ist durch die Thematik Erziehung heute erneut auf den Auftrag der Christen in der vorbildlichen Existenz gestoßen. Das vorbildliche Leben der einzelnen ist Herausforderung im Blick auf unsere Jugend und auch im Blick auf die Nichtchristen. Und dieses Leben ist zu üben. Der Übungsplatz bleibt für uns die Gemeinde. Die Ruhladorfer Gemeindegruppe hat darum die Absicht, zusammen mit Pastor Schottstädt im Winter 1971/1972 in mehreren Zusammenkünften über die "Erdedorliche Gemeinde heute" nachzudenken. Es wird eine der Aufgaben der Zukunft für uns sein, dazu mitzuhelfen, daß Gemeindeglieder mutiger als bisher bereit werden, sich unter dem Ruf, der aus dem Worte Gottes kommt, zu wandeln und als "Gewandelte" im Wandel der Zeiten Entscheidungen zu fällen.

S

Lieber Bruder Richter!

Ich erhielt deinen Brief vom 3. 10. 71 vor langer Zeit. Ich bedaure zu sagen, dass ich in den letzten vier Monaten nicht antworten konnte. Dies lange Schweigen wird dich nicht veranlassen haben zu meinen, dass ich dich vergessen habe. Es ist eine Tatsache, dass unter so vielen Freunden und Bekannten nur du und J.K. aus Deutschland mir dann und wann schreiben. So stelle ich fest, dass ihr beide von meinen Bekanntschaften in Deutschland übrig geblieben seid. Ich möchte, dass unsere goldenen Beziehungen bestehen und lebendig bleiben möchten durch die Korrespondenz unser Leben lang.

Mein Land ging im letzten Jahr durch viele Wechselfälle, aber es stieg triumpfierend heraus. Wir hatten furchtbare Regenfälle im letzten Jahr. Der Ganges und viele andere Flüsse waren viele Male überschwemmt. Daher sahen riesige Teile des Landes tagelang wie die See aus. Da gab es unvorstellbare Not für die Leute. Wir standen den Flüchtlingsproblemen von Bangla Dsch gegenüber. Dessen folgte der Krieg mit Pakistan, welcher mit dem Sieg Indiens endete und Bangla Dsch wurde befreit. Wir sind sehr glücklich über den Sieg unseres Landes. Gestern besuchte Ranchi der Oberkommandierende der Ostfront Lt. Jagdish Singh Arora. Er wurde mit einem warmen Willkommen begrüßt. Eine riesige Menschenmenge war versammelt um ihn zu hören. Ich hatte auch das Glück, ihn zu sehen und zu hören. Er sprach kaum drei Minuten und sagte, Der Dank gebühre den ritterlichen Soldaten und der allgemeinen Hilfe der ganzen Nation, nicht ihm allein. Bangla Dsch ist von Indien als unabhängiger Staat anerkannt. Ich hoffe, dass dein Land es auch in Kürze tun wird.

Die verdrissliche Situation unseres Landes ist, dass die Armen noch immer arm sind und die Reichen noch reich. Die Kapitalisten haben noch immer die Macht. Das Proletariat lebt unter Bedrängnis dahin. Immer wieder gibt es hier und da akuten Mangel an Lebensnotwendigem. Heutzutage sind wir hart getroffen infolge des Mangels an Zucker, Öl, Geschirr und Nahrung. Die Preise für alle Dinge steigen höher und höher. Für Menschen mit festem Gehalt ohne "Teueres Taschengeld" Dearness Allowance ist es ungeheuer schwierig, es mit der Situation aufzunehmen. Wir stoßen überall an. Das ist alles in dieser Hinsicht.

Die staatliche legislative Versammlung ist vor kurzem aufgelöst worden. Als Folge davon wird im März eine zwischenzeitliche Wahl sein. Das gewöhnliche Volk hat nur geringes Interesse, seine Stimme abzugeben. In Bihar ist die Wahl jedes Jahr schon ein normales Merkmal geworden.

Und nun etwas über meine Kirche. Wir haben eine neue Verfassung entworfen. Sie muss noch vollendet werden. Aber sie ist noch in der Schwebe, weil verfassungsmäßige Bestimmungen nicht erfüllt sind. Wie lange es noch dauern wird, kann nicht bestimmt gesagt werden. Wir hatten versucht, auf unsern Gebieten stehen zu bleiben. Aber infolge der Armut unseres Volkes sind wir finanziell nicht weiter gekommen. Unsere Pastoren und Katechisten erhalten nicht ihr volles Gehalt. Wir haben 145 Schulen verschiedener Grades. Wir betreiben sie mit staatlichen Unterstützungen. Aber das ist nicht genug. So ist die Kirche mit der Erhaltung der Schulen überbeanspruchert. Wenn unsere finanzielle Lage sich nicht bessert, so muss ich, müssen in Zukunft einige dem Staat übergeben werden.

Da ist ein Teil des Volkes, der entscheidet sich für eine Kirchenverfassung ganz anderer Art. Ihrer Meinung nach sollte die Kirche ihrer Verwaltung nach den kommunalen Grenzen geteilt werden. Diese

Politik ist zum Schaden für ihren Fortschritt. Joel Lakra und andere sind die Hauptexponenten dieser Vorstellungen. Diese Leute haben sich selbst organisiert und nennen sich Dharam Pradesh. Sie halten gesonderte Gottesdienste. Rev. Joel Lakra ist ihr Haupt. Wenn die neue Kirchenverfassung eingeführt wird, dann wollen diese Leute ihre Kirchenmitgliedschaft lösen.

Zuletzt gestatte mir, etwas über meine Familie zu erzählen. Meine Frau ist chronisches Opfer einer Anämie. Sie ist nicht fähig, der Kälte Widerstand zu leisten. Ihre Fähigkeit zu hören, ist sehr gering. Wir haben ihr eine Kur verschafft aber ohne Erfolg. Am Ende ist Taubheit zu erwarten. Wir sind durch ihren Zustand sehr beunruhigt. Meinen fünf Kindern und mir geht es gut. Ich wünsche dir, deiner Frau und den Kindern ein frohes und gesundes Leben

Dein ergebener

H Samad

Jahrelanges Wohnen im "Farbigen Wohngebiet" in der Stadt gab besondere Möglichkeiten des Zusammenlebens; man konnte die Perspektiven solcher Gemeinschaft kennenlernen und diese Gemeinschaft praktizieren. Man hat ganz intensiv das Erlebnis des "Leidens", aber man erlebt ebenso intensiv die Spannung zwischen Person und Identifikation, und dann aber auch, wie diese Spannung geistlich getragen werden kann in der Praxis des gemeinsamen Lebens. Man lernt in Südafrika das Differenzieren, ohne jem Gruppendenken zu verfallen, kein Pauschalieren nach irgendeiner Seite. Gerade auch zur Solidarität im Sinne des Einsseins in Christus gehört das Verständnis für die spezielle Lage des anderen.

1. Südafrika

Es besteht eine gewisse Gefahr, in der Missions-Berichterstattung Südafrika überzubetonen. Man sollte sich davor hüten, Südafrika dauernd in der falschen Perspektive zu sehen, etwa der menschenrechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Sicht eines seiner großen Probleme, d. h. des Konzepts der "Apartheid". Dennoch ist Südafrika auf der anderen Seite ein sehr gutes Beispiel für das Leben und Sterben der Kirche Jesu Christi. Die Situation in Südafrika ist in ihrer Schärfe und Vielgestaltigkeit symptomatisch für Afrika und für die weltweite Kirche typisch in den Nöten und paradigmatisch in den Segnungen.

Von den 16 Millionen Menschen in Südafrika bezeichnen sich 12 Millionen als Christen: 94 % der Weißen, 67 der Schwarzen, 91 % der Farbigen, aber nur 7 % der Asiaten. Im Südafrikanischen Rat der Kirchen sind etwa 30 Kirchen zusammengeschlossen mit etwa 3 Millionen Mitgliedern.

- Die Not zeigt sich für uns Christen in ganz besonderer Weise. Es geht nicht nur um Einzelmaßnahmen des Unrechts, sondern um Tieferes, wie uns gestern an Hand der "Botschaft" dargestellt wurde. Der Zentralbegriff der theologischen Studienarbeit, die der Botschaft voraufging, ist das Evangelium, genauer gesagt, der Begriff des "Pseudo-Gospel" (nicht im Sinne der neutestamentlichen Textgeschichte). "Pseudo-Gospels in Church and Society" war das Thema der Konferenz, die die Botschaft unmittelbar vorbereitete. Es richtet sich darauf, daß Politik, Wirtschaft und die gesamte Lebensatmosphäre in Südafrika auf eine bestimmte Ideologie gegründet sind, die ihrerseits wieder (pseudo)christlich und (pseudo)biblich begründet wird. Das ist die eigentliche Not. Diese Ideologie wird als Heilsweg betrachtet und auch von ernstesten Christen als Glaubenssatz empfohlen. Diese christlichen Brüder und Schwe stern meinen es, bis hin zum Opfer und zum Dienst, und /auch durchaus ernst und ehrlich und haben ein Sendungsbewußtsein, etwa das, daß Gott den Weißen, besser den weißen Christen in Südafrika, das Evangelium in der unlösbaren Verbindung mit der westlichen Zivilisation anvertraut hat. Ihre Berufung liegt darin, dies zu bewahren und zu propagieren. Das ist das eigentliche Problem, mit dem wir uns dort auseinandersetzen haben.

Das neueste Erziehungsprogramm ist demgemäß auch das der "Christian National Education", der christliche, nationalen Erziehung. Dies mag uns zeigen, daß es viel zu einfach ist, in die allgemeine Kritik an schmerzlichen Einzelmaßnahmen des Unrechts in Südafrika einzustimmen. Damit tut man den Geschwistern dort keinen Dienst, und richtet auch nichts bei denen aus, die für das Unrecht verantwortlich sind. Die Lage ist viel verworrener, komplexer, verflochtener und auch viel ernster. Sie bezieht sich nicht nur auf Wohnen, Arbeiten, Kranksein, Erholung usw., sondern auf das Bild vom Menschen insgesamt und vor allen Dingen auf das Evangelium. Dies aufgezeigt zu haben ist auch der eigentliche Segen der "Botschaft", übrigens gerade auch im Blick auf die Kirchen selbst, die durchaus ganz deutlich in die "Kritik der Buße" dieser Botschaft einbezogen sind. Man darf nicht nur gegen verblendete Politiker reden, sondern muß versuchen, das Gespräch mit Menschen zu suchen, die sich einer ganz bestimmten Berufung bewußt sind und dieser mit Eifer und Ausdauer nachkommen. Schlimm ist, daß dieses Gespräch nicht immer direkt geführt werden kann. Bei der jetzt fast totalen gesetzlichen Regelung der Trennung sind die Eingriffe in die Intimsphäre des Menschen besonders schmerzlich, weil sie eine bürokratische Regelung des Lebens mit sich bringen, das auf individuelle Entfaltung drängt.

2. Kirchliche Lage

Die Geschichte Südafrikas hat das Bild der totalen Zersplitterung der Kirche mit sich gebracht. Alle Kirchentümer der Welt und alle Sekten sind wohl dabei vertreten. Dazu gibt es unter den Schwarzen eine große Bewegung der "African Independent Churches", die jetzt eine Mitgliederzahl von etwa 2.2 Millionen haben und in 2.500 Kirchen und Gruppen zerfallen. Wie immer in der Lage der Spannung und des Drucks von außen kann man in der Kirche eine doppelte Bewegung erkennen: auf der einen Seite werden die Kirchen zusammengeführt (Christenrat, Christliches Institut), auf der anderen Seite ist man nervös, aneinander irritiert und versucht das eigene Kirchentum über die großen Gefahren zu retten.

Manche Kirchen haben im Zeitraffertempo die Entwicklung von der Missions- zur Volkskirche mitgemacht, wobei sich zeigt, daß die Kategorien Volks- und Freikirche heute überholt sind. Viele Kirchen sind mit missionarischer Arbeit befaßt, die zu erstaunlichen Erfahrungen oft nicht spektakulärer Art führen. Im übrigen aber zeigt gerade Südafrika, wie schwer den "alten" Kirchen die Mission fällt, vor allem, wenn sie gerade erst "alt" geworden sind. Das Christliche Institut mit seiner Arbeit an den unabhängigen afrikanischen Kirchen weist da gute und gangbare Wege.

Drei Gedanken im Blick auf Kirche und Mission:

- a) Die Kirche Jesu Christi ist eine "Kirche dazwischen". Gut abzulesen an der Situation der Farbigen, die in jeder Weise "dazwischen" leben. Es geht nicht nur um das Leben zwischen Menschengruppen und Machtblöcken, dem alten Leben Afrikas und

der modernen technischen Welt westlicher Prägung, zwischen Stamm und neuen soziologischen Formen, zwischen Land und Stadt, konservativen Lebensformen und radikaler Erneuerung, es geht auch um die grundsätzliche Spannung zwischen dem alten Aow und dem neuen (1. Kor. 7, 29-31; 13, 12). Für die Kirchen stellt sich diese Spannung u. a. dar als Weg zwischen Nationalismus und Legalismus, zwischen "Aufsaugung im Volkstum" und "Lähmung durch westliche Zwangsformen" (Dammann, Beyerhaus).

- b) Es ist auch bezeichnend für Südafrika, wie dort die Mission in der "nachchristlichen Situation" zutage tritt. Das zeigt sich etwa an Röm. 10, 12-17 sehr deutlich, wo die notwendige Kette, die zum Bekenntnis zu Christus führt (V. 15e-13 von hinten gelesen) an der entscheidenden Stelle unterbrochen ist: es mangelt am Gehorsam (V. 16), sowohl bei denen, die gesandt werden, als auch bei denen, die hören. Diese Unterscheidung ist natürlich keine zwischen Europäern und Afrikanern, alten und jungen Kirchen. Sie geht durch alle Bereiche mitten hindurch.
- c) Die Aufgabe der Kirche scheint mir die der "Pro-Existenz" zu sein, etwa im Sinne von 2. Kor. 1, 3-7, (vgl. das griechische "hyper..."). Solche Pro-Existenz der Kirche, - wo die Kirchen insgesamt wissen, wir haben ein Leben für andere zu leben, die das entweder nicht leben können oder nicht leben wollen - kann sich dort selbst wie auch hier vollziehen bei allen, die an dieser Stelle der Welt zu einem besonderen Dienst gerufen sind.

3. Theologie

Mir sind drei uns allen wohlbekannte Aspekte an der theologischen Arbeit in nicht nur der Ausbildung, sondern auch des geistlich begründeten theologischen Gesprächs mit den Christen anderer Kirchen in Südafrika neu aufgegangen:

- a) Theologie als Schule zum verantwortlichen Denken (etwa im Sinn von 1. Kor. 10, 5).
- b) Theologisches Erarbeiten der Grundlagen unserer Verkündigung
- c) Verantwortliche theologische Erarbeitung eines gemeinsamen gezielten Bekenntnisses in einer speziellen Situation (z.B. "Botschaft").

Es ist manchmal schmerzlich zu sehen, daß etwa über die Rolle der Theologie in einer selbständigen jungen afrikanischen Kirche große Verwirrung herrscht. Nur das Beste ist hier gut genug, damit die unbedingt nötige Vorbereitung der Afrikaner auf die großen Auseinandersetzungen, die erst noch bevorstehen, geschieht. Hier spielt die Ideologie eine große Rolle, die Frage der Bildung, aber auch die Frage der "Afrikanisation". Ich persönlich glaube nicht, daß man von so etwas wie einer "Theologia Africana" in so einseitigem oder umfassendem Sinn sprechen kann. Wohl aber gibt es einen spezifischen afrikanischen Beitrag zu der einen großen weltweiten Aufgabe der Theologie. Und dazu müssen wir die Afrikaner zurüsten. Der Christenrat und das Christliche Institut sind mit solcher theologischen

Arbeit in Südafrika befaßt, ebenso die Arbeitsgemeinschaft theologischer Einrichtungen im südlichen Afrika (ASATI), die mit Hilfe des Weltrats der Kirchen zustande gekommen ist. Dort finden z. B. jährliche Dozentenkonferenzen auf breiter Grundlage statt, praktisch wird z. B. im südlichen Afrika mit den katholischen Brüdern an einem gemeinsamen Lehrplan gearbeitet (mit gemeinsamen Examen und theologischem - akademischem - Grad), an gemeinsamen Textbüchern für das Studium und gegenseitige Hilfe bei Rekrutierungsschwierigkeiten geleistet.

Einzelne Kirchen haben auch Einzelprobleme: Entwicklung zur Volkskirche, Fragen der Kirchenordnung, der Kirchenzucht, der Begegnung gegenüber afrikanischen Praktiken (etwa der Zauberei in stark säkularisierter Form) usw.. Ganz entscheidend ist die Erfahrung der Ökumene gerade bei dieser theologischen Bemühung.

4. Kirche

Hervorstechend war und ist die Erfahrung von Glaubensnöten und anderen geistlichen Schwierigkeiten in Kirche und Gemeinde, beim einzelnen sowie in der zwischenkirchlichen Gemeinschaft. Die Bedrückung hat oft zu Verbitterung und Resignation geführt, deren Ausmaß und lähmende Auswirkung man sich wohl manchmal nicht recht klarmacht. Wie die Trennung auf der einen Seite als Heilsweg geglaubt wird, so wird sie auf der anderen Seite als Unheilsweg "gezweifelt".

Dabei haben viele Kirchen gerade in Südafrika eine besondere Berufung. Lutheraner und Brüdergemeine etwa können zwischen dem "katholischen" Flügel (röm.-kath. Kirche und Anglikaner) und dem "presbyterianischen" oder "calvinistischen" (Presbyterianer, Kongregationalisten) eine Mittelstellung einnehmen. Ihre Stimme fehlt manchmal im ökumenischen Konzert, und gerade in dem immer wieder gesuchten Gespräch mit den Reformierten südafrikanischer Prägung hätten sie vielleicht oder sicher ein besonderes Charisma.

Gemeinschaft haben wir in Südafrika auf vielfältige und immer wieder überraschende und ermutigende Weise als Wirklichkeit erfahren. Der Dienst ist in seinen Möglichkeiten unübersehbar. Aber in allen diesen Beziehungen wird auch das Versagen besonders deutlich. So ist eine Beschreibung Südafrikas eigentlich eine Einladung zur Buße, zur Umkehr, zur Erneuerung.

- - - - -

"Glaubensverkündigung für Erwachsene" -- Deutsche Ausgabe
des Holländischen Katechismus --

Der Ursprung Jesu

Niemand hat es gemerkt. Unter den Menschen, die Johannes taufte, steht eines Tages der lang Ersehnte.

Wer ist er? Woher kommt er?

Er wird wohl den Dialekt der Galliäer gesprochen haben, denn er stammte aus der halb heidnischen, nicht sehr geschätzten Provinz im Norden, Galiläa. Ein kleines Nest auf den Hügeln, Nazaret war seine "Vaterstadt". "Kann aus Nazaret etwas Gutes kommen?" fragt jemand, als er davon hört (Joh. 1,46). Er ist ungefähr 30 Jahre alt (Lukas 3,23); sein Name ist nicht zufällig: Jeschus. Wir sagen: Jesus.

Die Kindheitsgeschichte

Wer ist er?

Der erste Hinweis, den wir in den ältesten Schichten des Neuen Testaments finden, kündigt nicht von seiner Jugend, selbst nicht von seinem Lebenslauf, sondern von dem Höhepunkt seines Daseins: von seinem Tod und der Rettung daraus durch Gott: der Auferstehung. Das göttliche Ereignis überstrahlt alles. Berichtet wird also zuallererst, daß er jetzt lebt.

Wenn man danach seinen Lebenslauf und seine Worte verkündet, geschieht das aus der gläubigen Antwort auf die Frage: Wer ist dieser? Und wenn als letztes seine Jugend erzählt wird (man geht stromaufwärts zum Quell), dann wird diese nicht beschrieben mit der Absicht, für nur neugierige Augen Stoff für ein Leben Jesu zusammenzustellen. Wohl sind diese Kindheitsberichte (Matth. 1 und 2 und Lukas 1 und 2) nicht ohne geschichtliche Erinnerungen zusammengestellt. Aber ihre tiefste Absicht ist, Menschen, die glauben, daß er lebt - und die ihn schon aus dem Leben und dem Gebet kennen -, die ungeheure Bedeutung seines Erscheinens klarzumachen: daß Gottes Prophezeiungen sich zu erfüllen beginnen, daß das Licht durchbricht. Sie sind im echten Sinne Evangelium, Frohe Botschaft.

Ist es nicht schade, daß wir nicht besser über einzelne historische Details unterrichtet sind? Ganz offensichtlich findet etwas in unserer Natur diesen Mangel bedauerlich. Zeugnis dafür ist das Bedürfnis der Menschen in früheren Jahrhunderten, Legenden über die Kindheit Jesu zu ersinnen (Das Kind macht Vögel aus Lehm, schlägt in seine Hände, und die Vögel fliegen weg). Zeugnis dafür ist auch das Bedürfnis unserer Zeit, in jeder historischen Andeutung etwas von den konkreten Umständen entdecken zu wollen.

Das ist Neugier, eingegeben durch die Liebe, um den Herrn besser kennenzulernen.

Aber ist das der richtige Weg dazu? Wird eine Aufzählung aller Einzelheiten imstande sein, uns jemals die Heilstatsachen des lebendigen Gottes vor Augen zu stellen, so wie die vom Glauben durchdrungenen Worte des Evangeliums es tun? Sicher nicht. Die Kindheitsberichte von Matthäus und Lukas sind Frohe Botschaften für sich selbst: sie spiegeln in all ihrer Einfachheit die wirkliche Größe seines Erscheinens auf lautere Weise wider, und zwar so, daß man mit ihnen Feste feiern kann: Weihnachten, Dreikönig, Lichtmeß.

Wenn wir in diesem Buch über das Leben Jesu sprechen, hoffen wir, der Haltung der Evangelien treu zu bleiben. Wir wollen nicht versuchen, aus den Evangelien eine Lebensbeschreibung zu rekonstruieren, als ob wir Informationen über irgend jemand suchten, der tot ist. Wir wollen versuchen, die lichte Klarheit der Evangelien zu uns sprechen zu lassen, die Botschaft von jemandem, der lebt.

Geboren aus den Menschen

Die Berichte über den Ursprung des Herrn verkünden ausdrücklich sowohl die Herkunft des Herrn aus der Menschheit als auch seine Herkunft von Gott. Die Einheit seines menschlichen und göttlichen Wesens, die später der Glaube formulieren wird mit den Worten des Konzils von Chalcedon, ist bereits ausdrücklich enthalten in den ersten Seiten von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.

Matthäus und Lukas verkünden die Wurzeln des Herrn in der Menschheit auf die feierlichste Weise, die überhaupt möglich ist: durch einen Stammbaum (Matth. 1, 1-17, Lukas 3, 23-38). Vor allem bei Matthäus, der sein Evangelium damit beginnt, spürt man die eindrucksvolle Wirkung dieser Aufzählung. Es hebt an mit den Worten: "Buch der Abstammung Jesu Christi; dem entspricht in Griechischen das Wort, das über dem ersten Buch Moses steht: Genesis.

Die Liste ist aufgebaut aus drei gleichen Teilen. Die literarische Wirkung steht über der genauen Information. Es geht um eine Ouvertüre, wobei die Aufmerksamkeit auf bedeutungsvolle Höhepunkte gerichtet ist. Die Genealogie von David her ist nicht ganz klar. Es gibt einen Unterschied zwischen Matthäus und Lukas, den man vielleicht erklären kann, indem man irgendwo eine Schwägerheirat (Deuteronomium 25, 6) annimmt. Mehr auf der Linie der Absicht der Autoren bewegt man sich, wenn man darauf achtet, wie Lukas noch eine weitere Abstammung hervorhebt, nämlich die von Adam. Hiermit ist gemeint, daß Jesus zur ganzen Menschheit gehört.

Im Stammbaum von Matthäus wird viermal auch eine Frau erwähnt, Tamar, Rahab, Rut und die Frau des Urija. Warum diese vier? Vielleicht, weil sie alle Ausländerinnen, Fremde, sind. Matthäus würde damit

dann vielleicht etwas Ähnliches sagen wollen wie Lukas mit dem Hinweis auf Adam: daß Jesus aus der ganzen Menschheit geboren ist. Hat Matthäus sie auch erwähnt, weil das Alte Testament drei von ihnen in einer sündigen Situation oder einem sündigen Beruf zeichnet? Vielleicht. In jedem Fall stehen sie dort (nächst vielen sündigen Männern) als unzweifelhafte Zeichen für die Herkunft Jesu aus der sündigen Menschheit. Die Listen schließen mit Joseph. Durch ihn zeigen sie die Verbundenheit Jesu mit der Menschheit. Dieser bescheidene Mann an der Morgenröte des Heils, dieser Arme Jahwes, war nach dem Gesetz das Band Jesu mit dem Volk Israel: "der letzte der Patriarchen".

Geboren aus Gott

Zugleich mit der menschlichen Abstammung Jesu zeigen die Evangelien auch seinen Ursprung aus Gott.

Von großen Männern aus dem Alten Testament wird häufig berichtet, wie sie erbetet wurden. Nach sehnüchtigem Verlangen, Gebet und der Verheißung Gottes trug die eheliche Gemeinschaft von Menschen, die zunächst keine Kinder bekamen, endlich Frucht. So wurden erbetet die Stammväter von Israel, Isaak und Jakob, so Simson, Samuel und das Kind aus dem Hause Achaz, das Zeichen der Treue Gottes in bedrückender Zeit war. So Johannes der Täufer. In diesen Berichten kommt besonders zum Ausdruck, was in jeder Elternschaft lebt: daß ein neuer (zugleich wiederum einzigartiger) Mensch im letzten nur von Gott empfangen wird. Unser gewöhnlicher Sprachgebrauch drückt diesen Sachverhalt treffsicher aus, wenn gesagt wird, daß Eltern mehr ein Kind bekommen, als daß sie es zeugen.

Unter allen Kindern, die Gott in Israel verheißt hat, ist Jesus der Höhepunkt. Als er zur Welt kam, war er von einem ganzen Volk erlebt und verheißt durch eine ganze Geschichte. Er war ein Kind der Verheißung wie kein zweites! Das tiefste Verlangen der ganzen Menschheit! Er wurde geboren ganz aus Gnade, ganz aus Verheißung: "Empfangen vom Heiligen Geist". Das Geschenk Gottes an die Menschheit!

Dies drücken die Evangelisten Matthäus und Lukas aus, wenn sie sagen, daß Jesus nicht durch den Willen eines Mannes geworden ist. Sie verkünden, daß diese Geburt unendlich herausragt über die jedes Menschenkindes und in keinem Verhältnis steht zu dem, was Menschen aus sich können. Das ist der tiefe Sinn des Glaubensartikels "geboren aus einer Jungfrau". Es gibt nichts im Schoß der Menschheit, nichts in der menschlichen Fruchtbarkeit, das ihn erwecken kann, ihn, von dem die ganze menschliche Fruchtbarkeit und der ganze Werdegang unseres Geschlechtes abhängt: In ihm ist alles geschaffen. Diesen Verheißenen hat die Menschheit letzten Endes niemand anderem zu verdanken als dem Geist Gottes. Sein Ursprung ist weder aus dem Blut noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen eines Mannes, sondern aus Gott, aus unendlicher Höhe, aus unendlicher Ferne.

Ebenbild des Wesens Gottes

Es ist ein Mysterium, so göttlich, daß der Mensch es fast nicht zu glauben wagt. Wir können es vielleicht am besten in seiner ganzen Tiefe erfassen, wenn wir zuerst einmal den menschlichen Versuchen nachgehen, es zu verkleinern. Denn schon seit den ersten Jahrhunderten der Christenheit besteht in uns eine Neigung, dieses Geheimnis nicht in all seiner Herrlichkeit anzunehmen. Dreimal hat damals die Kirche Entscheidungen fällen müssen, durch die das ganze Mysterium offen blieb.

Worin besteht denn nun diese Neigung, die Menschwerdung Jesu zu verkleinern und das Geheimnis abzuschwächen?

Man könnte es vielleicht so beschreiben: Von unseren eigenen Gedanken und vielleicht auch von unserem unvollständigen und unvollkommenen Verständnis des Alten Testaments her haben wir uns eine Vorstellung von Gott gemacht, von seinem unsichtbaren Wesen, seiner Macht, seiner Unangreifbarkeit. Diese Vorstellung nun vergleichen wir unwillkürlich mit Jesus und sagen dann von ihm: Er kann nicht Gott sein.

Als ob wir eigentlich wüßten, wer Gott ist! Als ob unsere angenommene Idee von Gott vollständig Gott wiedergäbe! Tatsächlich wissen wir erst durch Jesus, wer Gott ist. Nicht durch unsere Idee von Gott lernen wir Jesus kennen, sondern durch Jesus lernen wir Gott kennen. Sein Erscheinen ist die einzig wahre Entfaltung der Offenbarung Gottes.

Aufgewachsen in Nazaret

Jesus ist in Nazaret aufgewachsen. Joseph war Zimmermann (Matth. 13,35). Auch Jesus übte diesen Beruf aus (Mark. 6,3). Bis etwa zu seinem 30. Lebensjahr hat er sich also in die Ordnung einer gesellschaftlichen Aufgabe eingefügt und in einer einfachen Familie gelebt.

Vor einem Jahrhundert noch haben sich unsere Großeltern gern in das Familienleben Nazarets vertieft. Es rührte sie das Beispiel des Friedens, des Gehorsams und der Liebe, das man für die Familie in Nazaret annehmen darf. Deshalb ist im Jahre 1892 zur Ehre der "Heiligen Familie" ein kirchliches Fest eingeführt worden, das auf den ersten Sonntag nach Dreikönig fällt.

Aber noch in einer anderen Beziehung ist das Leben Jesu im Verborgenen ein Vorbild für uns. Sein Leben in dem Dörfchen zeigt, wie Gott ist und wie er handelt. Nazaret bedeutet, daß der Sohn Gottes uns im alltäglichen Leben der Menschheit erschienen ist, in dem Leben, das wir Menschen führen, von den Jägern aus der Urzeit bis hin zu den Stadt- und Dorfbewohnern von heute, den Ernährern, den Schuljungen, der Hausfrau. Das Leben in Familie und Gruppe, mit all seinen Lasten und

Freuden der Arbeit, ist ein Leben, das scheinbar keine Geschichte macht. Aus einem solchen Leben tritt der Sohn Gottes in Erscheinung. Wir sehen dadurch wieder ein wenig deutlicher, wer Gott ist. Gott ist derjenige, der in gewöhnlicher Weise erscheinen will, der immer schon im Verborgenen das alltägliche Leben der Menschen mitgelebt hat, der uns in unserem Leben nahe ist, der kein Aufsehen erregen und keine Geschichte machen will. Nazaret zeigt, daß Gott mit uns ist, in unserer Arbeit, in unserem Familienleben.

Glaube

Jesus hat uns eingeladen, in dem gleichen Gehorsam zu leben. "Kehret um und glaubet an die Heilsbotschaft" (Mark. 1,15).

Glauben ist das erste. Zur Erkenntnis dieser frohen Botschaft gelangt man durch die Hingabe seiner ganzen Person, indem man aus sich selbst heraustritt. Diese Haltung heißt Glauben. Wir haben oben schon gesehen, daß die Wunder dazu ein Weg sein können und daß sie niemals losgelöst werden dürfen vom Wort Jesu, das viel wichtiger und wesentlicher ist. Bei Johannes 6 fragt der Herr die Apostel, ob sie sich vielleicht von ihm zurückziehen wollen wie die anderen. Aber Petrus antwortet: "Herr, zu wem sollen wir weggehen? **D u h a s t W o r t e e w i g e n L e b e n s**" (Joh. 6,68). Nirgendwo auf der Welt findet der Mensch, ob er mit seinem Verstand oder auch mit seiner ganzen Person sucht, so viel Wahrheit wie in Worte Jesu. Allerdings darf man seine Worte nicht losgelöst von der Einfachheit und Majestät seiner Persönlichkeit sehen: eine himmlische Autorität, die nicht hypnotisiert, sondern gerade den Menschen zu sich selbst bringt. Schließlich muß man diese drei Dinge (die Wunder Jesu, seine Worte und seine Persönlichkeit) im Zusammenhang mit dem Zeugnis des Vaters sehen, worauf das Evangelium des Johannes hinweist. Einmal, so berichtet Johannes, wurde Jesus nach seinen Zeugen gefragt. Er antwortete:

"Auch in eurem Gesetz steht geschrieben, daß das Zeugnis zweier Menschen gültig ist. Ich lege Zeugnis über mich ab, und auch der Vater, der mich gesandt hat, legt Zeugnis über mich ab". Da sagten sie zu ihm: "Wo ist dein Vater?" Jesus antwortete: "Ihr kennt weder mich noch meinen Vater. Wenn ihr mich kennet, würdet ihr auch meinen Vater kennen" (Joh. 8, 17-19).

Wenn man Jesus wirklich kennt und sich ihm ganz übergibt, besitzt man zugleich ein inneres Zeugnis. Der Vater läßt solch einen Menschen innerlich wissen, daß dieser den richtigen Weg zur Wahrheit und zum Leben gefunden hat. Der Weg zu Jesus ist nicht ungerechtfertigt. Der letzte Schritt jedoch ist ein Akt des Vertrauens. Aber auch der ist nicht unüberlegt, sondern eine Art und Weise des Kennens, die mehr ist als nur kühle Überlegung. Sie geht tiefer. Denn wie hoch man auch analytisch-intellektuelle Arbeit veranschlagen mag, sie ist nicht das Tiefste und Letzte des Menschen und auch nicht sein Wissen.

Der Glaube ist nicht von intellektueller Begabung abhängig

Weil Gott den Glauben in das Tiefste des Menschen legt, ist der Glaube auch nicht an verstandesmäßige Begabung gebunden, wie etwa die Philosophie. Wäre der Weg zu Gott nur verstandesmäßig zu erreichen, dann fänden die Klugen und Gebildeten Gott am leichtesten. Die weniger Gebildeten oder Begabten wären, was ihr letztes Lebensziel angeht, im Hintertreffen. Aber Gott wird durch eine Erkenntnisform gefunden, die mehr mit der inneren Ausrichtung des Menschen als mit seiner intellektuellen Begabung zusammenhängt.

"In derselben Stunde jubelte er im Heiligen Geiste und sprach: "ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Klugen verborgen, Einfältigen aber geoffenbart hast: Ja, Vater, so war es wohlgefällig vor dir". (Luk. 10,21).

Mit dieser orientalischen Gegenüberstellung ist natürlich nicht gemeint, daß der Vater sich Intelligenten verschlossen hat, wohl aber, wie wenig ausschlaggebend hierbei Intelligenz ist. Diesen Weg des Glaubens deuten die ersten beiden Kapitel des 1. Korintherbriefes an.

"Wo ist ein Weiser, ein Schriftgelehrter, wo ein Wortfechter dieser Welt? Hat Gott nicht die Weisheit der Welt als Torheit erwiesen? Denn da die Welt in der Weisheit Gottes durch ihre Weisheit Gott nicht erkannte, hat Gott es für gut befunden, durch die Torheit der Predigt jende zu retten, die da glauben." (1. Kor. 1, 20-21)

"Denn die göttliche Torheit ist weiser als die Menschen, und die göttliche Schwäche ist stärker als die Menschen". (1. Kor. 1,25).

"Was in der Welt ohne Tadel dasteht und nichts gilt, was nichts ist, das hat Gott auserwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit kein Fleisch sich brüste vor Gott". (1. Kor. 1,28-29).

"Weisheit aber verkünden wir unter den Vollkommenen, jedoch nicht die Weisheit dieser Welt... nein, wir verkünden Gottes geheimnisvolle, verborgen gehaltene Weisheit, die Gott vor aller Zeit zu unserer Verherrlichung vorausbestimmt hat". (1. Kor. 2, 6-7).

Die Herrlichkeit des Kreuzes

In den Evangelien ist von Zeichen die Rede, die uns auf die Bedeutung des Todes Jesu hinweisen: solche Zeichen sind: ein Erdbeben (das welterschütternde Gewicht dieses Sterbens), das Zerreißen des Tempelvorhanges (das Ende des Alten Bundes), Erscheinungen von Toten (eine rätselhafte Mitteilung von Matthäus, die sonst nirgends im Neuen Testament vorkommt und auch als Ereignis

nicht wichtig; doch die Bedeutung ist klar: die lebensspendende Kraft dieses Todes).

Und dann gibt es seit diesem Augenblick das Zeichen des Kreuzes. Als Silhouette steht es vor dem sich aufklärenden Abendhimmel. Von nun an wird das Kreuz die Welt erneuern. Das konnte damals freilich noch niemand sehen. Golgata war eine Anhöhe mit Abscheu weckenden Leichen und Sterbenden: die Schädelstätte. Doch die an jenen Augenblick zurückdenkende Erinnerung des Johannes hat dort Zeichen der Herrlichkeit erblickt: Diesem neuen Lamm wurde kein Bein zerbrochen, gerade wie beim Osterlamm; doch vor allem, wie mit einem Lanzenstich Jesu Inneres geöffnet wurde (um sicherzustellen, daß er tot war) und wie Blut und Wasser herausflossen, gemäß den Worten "Ströme lebendigen Wassers werden aus seinem Leibe fließen" (Joh. 7,38) und "mein Blut ist wahrhaft ein Trank" (Joh. 6,55). Darum hat Johannes von Wasser und Blut beim Gekreuzigten berichtet. Sie deuten auf die geistspendende Taufe und die lebensspendende Eucharistie hin: die Sakramente der Kirche. Auch spielt das Evangelium darauf an, daß Jesu letzter Seufzer seine letzte Gabe bedeutet. Denn viel nachdrücklicher als bei Matthäus steht da: "Er gab den Geist auf" (Joh. 19,30). Der Geist ist die Gabe, die nun von ihm auszugehen anfängt, wie der Herr ja auch drei Tage danach seine Apostel anhauchen und sagen wird: "Empfanget heiligen Geist" (Joh. 20,22).

Am Kreuz wird also schon sichtbar, wovon die Kirche lebt: Taufe, Eucharistie, Heiliger Geist. In seinem ersten Brief nennt Johannes sie wieder: "Drei sind es, die Zeugnis geben: der Geist und das Wasser und das Blut, und diese drei stimmen überein" (Joh. 5,7-8). Übereinstimmend sind sie, weil sie aus dem Personkern, aus dem Herzen Jesu hervorgehen. Dieses Herz strömt über von Liebe, Gnade, Rettung, Heilung: Wasser, Blut, Hauch - Taufe, Eucharistie, Geist.

Über dem Zeichen des Kreuzes, an dem der Leichnam hängt - er ist ja der neue Tempel mit dem ewig flutenden Tempelquell (Joh. 2,21; Sacharja 13,1) -, steht die ruhmreiche Aufschrift, als bittere menschliche Ironie gedacht, doch zur heilbringenden göttlichen Ironie geworden: Jesus von Nazaret, König der Juden.

"Dieser Mensch war in Wahrheit Gottes Sohn"
(Mark. 15,39) sprach der die Wache haltende Hauptmann.

Hingerichtete sollten ohne Totenwache und Leichenzug irgendwo in ein Loch geworfen werden. Durch das mutige Auftreten Josephs von Arimathäa, eines vornehmen Rastsherrn, erbat und erhielt man Jesu Leichnam von Pilatus und legte ihn in ein neues, in Felsen gehauenes Grab.

Das Land der Toten

Jesus ist also hinter das dunkle Tor gegangen, woher niemand zurückkehrt; er ist wirklich gestorben.

Das ist das eigentliche Geheimnis des Karfreitages. In den zwölf Glaubensartikeln bekennen wir es mit den Worten: "Abgestiegen zu der Hölle".

Das ist ein Ausdruck, bei dem wir uns heutzutage kaum noch aufhalten, ein Glaubenspunkt, der am Rand unserer Aufmerksamkeit bleibt. Man kann leicht verstehen, warum. Der Ausdruck gehört zu einem anderen Weltbild. Für die Juden und auch für die heidnischen Griechen hieß sterben, in die "Scheol", in den "Hades", die "Unterwelt", das "Totenreich" verschwinden. Das ist hier mit dem Ausdruck "Hölle" gemeint. "Hölle" ist hier nicht der Ort der Bösen, sondern das Totenreich, in das alle, Gute und Böse, kommen. Man hatte also eine mehr oder weniger räumliche Vorstellung von Schattenwesen und einem bestimmten Ort (wo übrigens alles anders war als in der Welt, nämlich tot).

Für unser heutiges gläubiges Bewußtsein heißt Tot-Sein nicht an einen bestimmten Ort-Gebunden-Sein. Wir wissen es einfach nicht. Der Tote existiert, aber wo?

Der Ausdruck "abgestiegen zu der Hölle" ist also aus Begriffen zusammengestellt, die nicht mehr die unseren sind. Doch die Glaubenswahrheit bleibt. Wir müssen sie jetzt in unserem eigenen Weltbild ausdrücken. Dann bezeichnet sie zweierlei: zuerst einmal etwas, das mehr zum Karfreitag gehört, und dann noch etwas, das mehr im Bereich von Ostern liegt.

Das erste ist die Wahrheit, daß Jesus wirklich gestorben ist. Mit dem Ausspruch "Abgestiegen zu der Hölle" wollte man sagen: "wirklich tot": wie ein Toter erniedrigt zu sein, von diesem Leben geschieden, nicht mehr der Welt gehörend, die weitergeht.

Jesus hat das Tot-Sein mitgemacht, und wir besitzen den Trost, daß wir in den Abgrund des Todes so tief, so finster nicht fallen können, ohne daß Jesus, der dort gewesen ist, uns zeigt, daß auf dem Grund dieser Tiefe das ewige Leben zu finden ist. Im Alten Testament meinte man, Gott kümmere sich nicht um jene, die in der Scheol verweilen. Jetzt wird geoffenbart, daß auch im Tod der Herr bei uns ist.

Das ist die erste Bedeutung des Ausdrucks "abgestiegen zu der Hölle", dieses Glaubensgeheimnisses vom Karfreitag. Es hat aber noch eine andere Seite. Da nun Jesus "zu seinen Vätern versammelt wird", das heißt: sich zur Masse der Verstorbenen begibt, gehn die Gedanken der Kirche zur bereits gestorbenen Menschheit, um die Gott sich kümmert. Man stellt sich vor, daß Jesus unmittelbar nach seinem Tode der Masse der Toten die Erlösung bekanntgemacht hat.

"So ging er hin und predigte den Geistern im Kerker, die einst ungehorsam waren, als die Langmut Gottes zuwartete in den Tagen Noachs, damals, als die Arche gebaut wurde" (1. Petr. 3,19-20).

Urteil und Erlösung sind für die ganze Menschheit bestimmt. Die wartenden Toten empfangen ihr Heil: sie, die warteten in der Unterwelt, sagte man in alter Zeit, sie, die warteten im Vorgebirge der Väter", so drückte man es später aus, sie; die warteten, sagen wir einfach. Wir wissen nicht wo und wie. Die Schrift spricht mit äußerster Zurückhaltung darüber.

Wohl wissen wir heute, wie vielgestaltig und alt diese Menschheit von Urzeiten an ist. Darum besitzt dieses Glaubensgeheimnis für uns noch größere Ausmaße als für die früheren Christen. Doch wurde es vielleicht nie so schön dargestellt wie auf den alten byzantinischen und russischen Auferstehungsikonen. Sie zeigen den Herrn, der sich vornüberbeugt, um einen alten Mann bei der rechten Hand zu ergreifen und aufzurichten: Adam, das ist die Menschheit. Auch uns modernen Menschen sagt diese Gebärde noch alles über das Karsamstagsgeheimnis. Der selbst in den Tod hineingegangene Herr beugt sich über die gestorbene Menschheit, um ihr Leben für immer zu geben.

Die Osterfreude

Freude! Ostern ruft uns zu dieser durchaus nicht bequemen Lebenshaltung. War es wohl schon beschwerlich, trotz guter und fröhlicher Wirklichkeit um uns herum am Karfreitag in einer Stimmung von Reue zu sein, ist es doch noch schwieriger, Ostern froh zu werden trotz Sorgen und Leiden, worin wir stecken. Das verlangt eine große Selbstlosigkeit und einen starken Glauben, und das um so mehr, da ja diese Freude nichts mit dem Vergnügen etwa zu Karneval zu tun hat, eine Stimmung, in der man vieles vergißt oder doch bloß von der fröhlichen Seite anschauen will. Die Osterfreude ist hell. Sie wagt es, allem ins Auge zu schauen, auch dem Tod, weil sie sich auf das Leben Jesu jenseits des Todes stützt: "Wo ist, o Tod, dein Stachel"? (1. Kor. 15,55).

Ein besonderer Zug dieser Freude ist es noch, daß sie mit der Sündenvergebung zusammenhängt. Die Taufe - oder die zweite Taufe: die Beichte - hat den bei der Osterfeier Anwesenden die Vergebung Jesu gebracht. "Wenn es irgendwo auf der Welt Freude gibt, dann ist es die eines Menschen mit einem reinen Herzen" (Nachfolge Christi).

Die mit Ostern geschenkte Freude ist die reinste Freude, die auf dieser Welt existiert. Jesus hat sie, um etwas von ihr zum Ausdruck zu bringen, verglichen mit der Freude einer Mutter nach der Geburt eines Kindes (Joh. 16, 21-22). Sie ist eine Frucht des Heiligen Geistes. Sie hängt darum zusammen mit dem sachten Anhauchen der Apostel durch Jesus am Ostertag. Sie ist ein Zeichen von ihm unter uns, genauso wie seine Taufe, sein Wort und sein Mahl.

Wie jede Gabe des Geistes, so ist auch diese Freude nicht frei von irdischen Einflüssen. Die Offenbarung macht die gewöhnlichen Dinge nicht zunichte, sondern erfüllt sie. Darum werden alle Stimmungseinflüsse - von den Hormonen bis zur Musik - diese Erfahrung mitbestimmen. Doch der Kern ist ein Friede, dessen Ursprung der Auferstandene selbst ist. "Frieden hinterlasse ich euch. ... nicht so, wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch" (Joh. 14,27).

Ein Zeichen der Göttlichkeit unserer Freude ist ihre Unzerstörbarkeit. In Schmerz, Verwirrung, Angst und Gottverlassenheit bleibt auf dem Grund des Geistes etwas von diesem Frieden, eine Sicherheit als Kern. "Und eure Freude nimmt euch niemand weg" (Joh. 16,22). Freilich kann sie bei einem fast ganz leidüberschwemnten Zustand kaum mehr Freude heißen. Ihr Name bleibt aber dann noch wenigstens: Friede, Gewisheit: ein Friede, beinahe unerfahrbar tief unter aller Unruhe, eine Festigkeit, kaum zu sehen, tief unter den Zweifeln.

Als Gottes Werk hängt der Friede, das Maß seiner Erfahrbarkeit ab von Gottes Gabe. Man kann darum in der Osternacht nicht "mit ihm rechnen". Manche wahren Diener Gottes erfahren oft gerade an hohen Festtagen eine tiefe Verlassenheit, wodurch ihre innere Freude sehr weit zurückgedrängt wird, in Zweifel und Niedergeschlagenheit. Doch zumeist sind hohe Feste für jeden, der sich ehrlich dem Herrn zuwendet, hohe Zeiten der Freude.

Man gehe aber nicht in die Osternacht (in die Christnacht), um sich Freude zu verschaffen; man gehe, um dem Herrn zu begegnen, wie auch immer. Dann wird man sehen, was der Herr tut.

Durch die Auferstehung ist Jesus beim Vater

Wo war Jesus die vierzig Tage nach Ostern, als er seinen Jüngern erschien? Wohnte er einsam an einem bestimmten Ort in Palästina, von wo er dann manchmal zu seinen Jüngern ging?

Nein, er war beim Vater. "Von dort aus" machte er sich für die Seinen sichtbar und berührbar. Ist also Jesus gleich bei seiner Auferstehung auch zum Himmel aufgefahren? Schauen wir uns doch seine Begegnung mit Maria Magdalena am Ostermorgen an. Jesus sagt ihr, sie solle ihn nicht festhalten. Der frühere Zustand, die gewöhnliche irdische Nähe, ist vorbei. Er gehört nun zum Vater. Er spricht vom Aufsteigen. "Ich bin noch nicht hinaufgestiegen" und "Geh aber zu den Brüdern und sage ihnen: Ich steige hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, meinem Gott und eurem Gott" (Joh. 20,17).

Was auch immer nicht ganz klar sein mag in diesen Worten, deutlich ist doch die zentrale Botschaft darin, daß Auferstehn zusammengeht mit Beim-Vater-Sein. Aus anderen Texten des Neuen Testaments ersieht man ebenfalls, daß der Herr durch seine Auferstehung selbst schon zur Rechten des Vaters ist.

Vor allem Lukas bringt die Geschichte, in der dieses "Beim-Vater-Sein" anschaulich zum Ausdruck gebracht wird. Sie erzählt, wie der Herr, nach seinen Abschiedsworten und nach seinem Abschiedssegens, nicht wie bei den Emmausjüngern plötzlich unsichtbar geworden ist, sondern jetzt emporstieg. Nachdem alle übrigen Ostergeschichten besonderes Gewicht darauf gelegt hatten: "Ich bin bei euch", richtet diese letzte Geschichte die Aufmerksamkeit darauf: "Ich gehe zum Vater". Doch er ist bereits dort seit seiner Auferstehung, und er bleibt auch hinterher bei uns.

Die Himmelfahrtsgeschichte ist sehr einfach. Keine pompöse Apotheose (Schlußstück) wie bei heidnischen Mythen und in Schauspielen, sondern nur eine zurückhaltende Andeutung, wohin er ging: zum Vater. Er stieg ein wenig empor, bis ihn bald eine Wolke unsichtbar machte. Diese Wolke deutet Gottes Gegenwart an (vgl. Luk. 9, 34-35 und viele Stellen im Alten Testament). Zugleich versinnbildet sie die "Wolken des Himmels", auf denen der Menschensohn zurückkehren wird.

Die evangelische Botschaft sagt nicht, Jesus sei, als ihn die Wolke den Blicken entzogen hatte, durch die Atmosphäre hindurchgezogen, bis er endlich beim Vater war. Die verkörperte Menschheit Christi legt keine Entfernungen zurück, wie wir es tun. Überdies ist der Vater, der Himmel nicht "oben". Die Richtung "nach oben" wurde nur gewählt, weil das Himmelsgewölbe mit seinem Licht, mit seiner Freiheit, seiner Offenheit ein prächtiges Symbol ist für den Ort Gottes. Doch der Vater, zu dem Jesus hinging, ist nicht an einen Ort gebunden (Joh. 4, 24).

Unser räumliches Vorstellungsvormögen müssen wir also zurücklassen. Was wir wissen, ist, daß Jesus als Mensch beim Vater ist: ein Mensch, also mit einem Leib, aber mit keinem irdischen Leib. Wie diese Existenzweise - der Anfang der neuen Schöpfung - jetzt ist, wissen wir nicht. Wir leben noch nicht völlig in der neuen Schöpfung, und ihr "Wie?" und ihr "Was?" sind uns unbekannt (vgl. dazu das Kapitel: Sie sind dabei, aufzuerstehen). Halten wir uns darum an den Ausdruck der Schrift: "Er sitzt zur rechten Hand des Vaters." Auch das ist ein Bild. Der Vater hat keine "rechte Hand".

Doch jeder, der Mensch ist, begreift die Herrlichkeit und die Liebe, die mit diesem Ausdruck angedeutet werden.

Zusammenfassend sei gesagt: Durch seine Auferstehung ist Jesus beim Vater. Die letzte Erscheinungsgeschichte zeigt dies in einem symbolischen Gestus: dem Aufsteigen. Über Jesu gegenwärtige Existenz als Mensch wissen wir, daß er in der Liebe des Vaters ist.

Doppelte Befreiung

Meditation zum Tag der Befreiung am 8. Mai 1945)

Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich
aus Ägyptenland, aus dem Diensthause
geführt habe.

2. Mose 20,2

Fort mit den Trümmern
Und was Neues hingebaut!
Um uns selber müssen wir uns selber kümmern.
Und heraus gegen uns, wer sich treut!

(Refrain aus dem Gedicht "Aufbaulied"
von Bertold Brecht 1947)

Die Gemeinde Gottes ist von Gott befreit zum Dienst in der Welt, sie ist angewiesen, das zu leben, was sie glaubt. - Lange genug mußte die Gemeinde Gottes in Gefangenschaft leben, Ägyptenland bedeutete Fernsein von Gott und von freiem Leben. Die große Familie Israel mußte unter einer fremden Macht leben, und Mose war von Gott berufen worden, sein Volk heimzuholen, heim in ein neues Leben vor Gott und vor der Welt. Aber nicht Mose ist der Held der Befreiungsgeschichte Gottes, Gott selber tut sich kund: Er stellt sich in seinem Namen vor. Und jedes Gemeindeglied hört beim Nennen des Namens Gottes "Ich werde für euch da sein." Gott entscheidet sich für seine Menschen, er kann nicht ohne ein lebendiges Gegenüber sein, nicht ohne Gemeinde. Und dieser Gott, der sich auf dem Sinai seinem Volke bekanntmacht, will erfahren werden. Auch heute. Den Gliedern im alten Volke Gottes war klar: Auf diesen Gott muß man sich einlassen.

Gott, ein freier Gott, läßt sich mit Menschen, mit seiner Gemeinde ein. Er macht Geschichte. Mitten in der Weltgeschichte macht er seinen Namen kund. Und die Gemeinde hat vor Augen, was er für sie und mit ihr tut. Befreiung ist sein großes Thema. Gottes Handeln ist immer an der Gemeinde abzulesen. Und nur in der Gemeinde ist er zu begreifen. Alles Polemisieren gegen Gott von außen ist ein an ihm Vorbeireden. "Ich bin der Herr, dein Gott." Dies ist der Name Gottes.

In der Antike hatten Götter 50 und mehr Namen. In Namen konnte man den Träger des Namens erkennen, in ihm erschien sein Wesen. Der Name des biblischen Gottes ist nur in Zusammenhang mit seinem Tun für Israel zu begreifen und auszusprechen. Er ist helfender und zurechtbringender Gott, Gott der Befreiung seines Volkes, Gott, der seine Befreiung in Jesus von Nazareth aller Welt kundtut.

Er arbeitet zu Gunsten seiner Auserwählten. Und er ist ein Gott der Erniedrigten und Entrechteten. Miserable Situationen, in denen seine Gemeinde lebt, wandelt er zu ihren Gunsten. "Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößt die Gewaltigen von ihrem Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Er denkt an Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf." (Lukas 1, 46 ff)

Die Befreiungstat Gottes am Sinai und auf Golgatha ist die Tat, die Gott bekanntmacht zum Heil der Welt. Und dies ist sein Ziel: Heil für alle Menschen. Gerechtigkeit und Freiheit und ein neues Zusammenleben im Geiste dieses Gottes sollen die Menschheit auszeichnen. In diesem Geist und zu diesem Zweck gibt Gott der Menschheit seine Wegweisungen, seine Gebote. Von ihm her sollen die Menschen für andere leben und denken. Gottes Befreiungstat zieht nach sich die Tat der Befreiten. Und durch Gott befreite Menschen können nur den Blick, das Herz und die Hand für andere Menschen haben. In dieser großen Handlung stehen alle Zeugen. Einer der letzten Zeugen, der uns in den letzten Jahrzehnten besonders geholfen hat, war Dietrich Bonhoeffer. Im Geist der Tat Gottes prägte er die beiden Worte der Nachwelt ein: "Für andere." Und diese Worte werden der Prüfstein für Gemeindeglieder, die den biblischen Gott annehmen und in der Gemeinde bleiben. Gottes Handeln ist weltbezogen, ist weltlich und ganz tief menschlich. Er meint wirklich die Erniedrigten und zeigt das in seiner Erniedrigung. Und dieser Geist will auch heute wirken. Dieser Geist will angesichts des Weltkalenders bedacht sein.

Im Weltkalender steht für uns der 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung. Wir Älteren wissen um die Grausamkeiten, um die Härten und Verfehlungen des Hitlerregimes. Wir wissen um die totale Unfreiheit, die in Menschengestalt erschien. Unfrei waren alle diejenigen, die Hitler gehorchten und ihn Lob spendeten. Unfrei waren alle, die sich der Hetzpropaganda eines Goebbels auslieferten. Unfrei waren viele Zeitgenossen. Und viele der Unfreien knechteten und marterteten andere. Wir wissen um die Greuelthaten in KZ's und Gefängnissen, aber auch auf der Straße und in Wohnungen. Unfreiheit ging mit Zwang einher. Und die Freien waren die, die zu Tode gequält wurden, die Erniedrigten und Unterdrückten. Diese Freien erhoben ihre Stimme gegen die Unmenschlichkeit.

Am 8. Mai 1945 wurde ein neuer Tag, ein Tag in der Weltgeschichte, der völlige Befreiung vom Naziregime brachte. Dieser Tag verlangte ein Handeln im neuen Deutschland, er verlangte zugleich ein Sich-freimachen von der verführerischen deutschen Gesichte.

Das neue Deutschland sollte nicht mehr, um mit einem Vers von Bertold Brecht zu sprechen, "Als bleiche Mutter besudelt unter den Völkern sitzen." Lügen sollten nicht mehr sein. Und der Traum der deutschen Sendung sollte endlich ausgeträumt sein. Aus den Trümmern heraus sollte ein neues Deutschland gebaut werden - gegen uns alte Deutsche - für uns neue Deutsche!

Die Frage, die heute gestellt werden muß, lautet: Sind wir neue Deutsche geworden? Und die Fragen, die wir uns als Gemeinde stellen müssen: Sind wir als Befreite Gottes inmitten der politischen Welt wirklich dabei? Was heißt für uns, doppelt befreit zu sein?

Wir müssen uns doch wohl eingestehen, daß wir in der politischen Welt oft zu viel Zurückhaltung gelebt haben, daß wir Angst hatten, Kompromisse einzugehen und daß wir mit der neuen Welt nach 1945 allein unter liberalen Vorstellungen fertig werden wollten. Wir müssen uns doch wohl eingestehen, daß wir die Freiwerdung vom alten Deutschland nur mühsam zuwege brachten, Schuld wollten wir nicht annehmen und schon gar nicht bekommen. Und so sind wir als Christen mit der Vorstellung der Befreiung aus Ägypten allein in der Kirche, in der kirchlichen Welt geblieben und haben es wenig oder gar nicht vermocht, beide Freiheiten, die in Gott und die in der politischen Welt, verbindlich in einer Gestalt zu leben. Genau das aber ist und bleibt unsere Chance. Wir sind weiterhin eingeladen, Gottes Kinder zu sein und von ihm her und zu ihm her mitten in unserer Zeit hoffnungsvoll für andere zu leben - für die Alten und die Jungen, für die Frommen und die Nichtfrommen, für Arme und Reiche, für Gebildete und Ungebildete, für Geängstete und Freie.

Wir sind bestellt, mitten in der politischen Wirklichkeit der DDR unser "für andere" zu leben. Die Linie, die von Gott her kommt, und die politische Aufgabenstellung wollen in unserer Existenz eine Einheit werden. Und wir haben uns zu beraten, wie unser Auftrag zu erledigen ist. Sicher ist, daß auch heute auf Erniedrigte zu achten ist. Das galt es und gilt es in Indochina und in den Negergettos der Vereinigten Staaten von Amerika. Wir müssen aber auch achthaben auf alle Erniedrigten unter uns. Und es fällt uns schwer, einen Katalog aufzustellen. Aber es gibt sie, die Erniedrigten, und sie sind keineswegs nur die geistig Behinderten! Nur wenn wir Erniedrigte im Auge behalten und uns für sie einsetzen, bleiben wir in der Treue Gottes. Wir können uns freuen, wenn uns solche Blickrichtung bleibt und wenn die Gemeinde Jesu die Stimme der Erniedrigten in der Welt ist.

Durch Gottes Namen sind Natur und Geschichte entgöttert, alles ist menschlich geworden. Und daß es menschlich bleibt, dafür die Gemeinde mitzusorgen. Und weil es so ist, kann es keine Kultgemeinde am Rande der sozialistischen

Gesellschaft geben. Es gibt den freien Gott, der mit befreiten Menschen handelt im Rahmen des Weltklanders - auch 1973. Und da wirt mitten in der Welt gearbeitet, immer wieder Neues aufgebaut, sei es der Grundvertrag zwischen beiden deutschen Staaten, sei es die Arbeit am Zustandekommen einer europäischen Staatenkonferenz oder die Weltabrüstungskonferenz. Das Neue hängt mit dem Weltfrieden zusammen. Und da wird auch mit allen gesellschaftlichen Kräften am Aufbau des Sozialismus gearbeitet, in dem jeder Mensch einen guten Platz haben muß.

Hoffentlich trauen wir uns das alles zusammen mit anderen zu, und hoffentlich verlieren wir die Orientierung nicht. Rückfall in Unmenschlichkeit, in Hetzpropaganda, Greuelthaten und Zwang sollte für uns nicht mehr möglich sein. Es ist nicht mehr möglich, auf Vergangenes zu bauen, das alte Deutschland gibt es nicht mehr.

Die Freiheit Jesu Christi ist für uns als Gemeinde Jesu eine doppelte: Wir sind von Gott befreit zur Liebe in der Welt, und wir leben zugleich die politische Befreiung als bleibende Freiheit für die Menschen unserer Gesellschaft. Und wenn wir den Geist solcher doppelten Freiheit durchhalten, werden wir sicher einen kleinen Beitrag geben, der auch uns in geistiger Gesundheit erhält. Wir haben uns zu bewähren.

Bruno Schottstädt

Der Friede fordert unseren Dienst

Der Weltfriedensrat hat während seiner Tagung im Oktober 1972 in Santiago de Chile an alle internationalen und nationalen gesellschaftlichen Organisationen, an alle Friedensbewegungen, Parteien und Verbände und Bewegungen und an alle Personen, die bereit sind, einen Beitrag für den Frieden in der Welt zu leisten, einen Appell gerichtet und mit demselben aufgerufen, im Herbst 1973 zu einem großen Weltkongreß für den Frieden in Moskau zusammenzukommen. Inzwischen haben viele Organisationen reagiert und sich bereit erklärt, an diesem großen Friedensgespräch teilzunehmen und alle Kräfte auch weiterhin dafür einzusetzen, daß Verständigung und Zusammenarbeit der Völker die Zukunft bestimmen.

Auch Christen und Kirchen müssen heute über den Frieden tiefer nachdenken und bereit sein, konkret Friedensdienst zu tun. Unser ganzes Leben sollte Friedenszeugnis beinhalten. Und wenn wir von Frieden reden, dann meinen wir den Weltfrieden, den Frieden für alle Menschen. Und wir dürfen auf keinen Fall den sog. Herzensfrieden oder den Frieden in der Familie ausspielen wollen gegen den Weltfrieden allgemein. Friedenszeugnis verlangt von uns, gegen den Krieg Partei zu ergreifen! Und Friedenszeugnis bedeutet für uns Christen, den Frieden Christi ungeteilt zu begreifen und zu leben.

Der Apostel Paulus schreibt an die Epheser: "Christus ist unser Friede" (Eph. 2,14).

Der Friede ist für uns unteilbar, weil Christus unteilbar ist. Der Friede ist für uns die große Freiheit, die in der Gestalt Jesu Christi für die Welt gekommen ist. Seit Christus gibt es für uns, die wir ihm nachaufolgen trachten, keine Scheidewände mehr. Wir sind in ein Leben ohne Feindschaft gestellt, ein Leben, das vorwegnimmt, daß wir zur lebendigen Einheit bestimmt sind. Für uns kann es im Glauben und damit im Leben von Christus her nur um ein Dienen für eine gerechte Welt gehen - für die ganze Welt, die eine gerechte werden möchte. In diesem Geiste haben wir uns einzusetzen und für andere zu opfern. Jesus Christus steht für uns im Mittelpunkt - er, der Herr der Kirche und der Welt. Sein Herrsein ist ein gnädiges, ein hilfreiches für alle Menschen, er ist kein Hausgöttchen, kein Gemüthlichmacher der Seele, kein religiöser Träumer. Er ist ein armer Jesus, der für die Menschen stirbt. Und dieser arme Jesus fordert ein Leben für die Armen, Unterdrückten, Hungernden. In Riesi, in der armen Stadt auf Sizilien, ist Christus geboren, in Lateinamerika, wo das Sterben vor Hunger Millionen Menschen täglich überfällt, in den Slums amerikanischer Großstädte! Er ist tausendfach in Vietnam gestorben! Und er stirbt täglich, wo Menschen andere unmenschlich behandeln.

Die Ärmsten sind heute auf der Welt bedroht, und weil sie bedroht sind, ist Christus bedroht. Christus wird in jedem sterbenden Lateinamerikaner und in jedem Sterbenden in Indochina neu gekreuzigt. Und so steht für uns sehr schnell die Frage nach unserer Schuld. Was haben wir eigentlich angefangen mit dem Fund des Glaubens, mit dem Evangelium, das uns ausrüstet, keine Mauern gegen andere zu bauen? Was haben wir getan zur friedlichen Gestaltung unserer Welt und wie äußert sich unser Friedensdienst in den Kirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR?

Viele unserer Pfarrer und Prediger haben sicher nur an die Kirche gedacht und an die Rettung der Gemeinden und oft gegen die Welt gepredigt. Sie haben oft nicht genug verstanden, was Zusammenarbeit für den Frieden mit allen Menschen guten Willens zusammen bedeutet. Sie haben oft nicht genügend praktiziert, was nun Jahrzehntlang schon Forderung des Alltags der Gesellschaft war und ist: Christen und Nichtchristen arbeiten zusammen für die Friedenssicherung.

Viele haben sich gegen die Welt abgeschlossen, anstatt für andere und mit anderen zu leben und zu arbeiten.

Aber: Der Friede Christi bleibt unteilbar.

Und wir müssen heute feststellen, daß es oft Nichtchristen waren, die den Gedanken des Friedens mehr und besser festhielten als die Christen. Kommunisten haben für den Frieden ihr Leben eingesetzt und somit als Zeugen des Friedens gewirkt. Als großes Fanal steht der Name Angela Davis!

In diesem Jahr werden wir auf 25 Jahre Weltfriedensbewegung zurückblicken können. Im April 1949 fand der erste internationale Weltfriedenskongreß in Paris und Prag statt. Die französische Regierung hatte damals nur jeweils acht Teilnehmern aus jedem Land die Einreise gestattet. Dennoch waren des 1947 1748 Delegierte aus 72 Ländern, die über die Organisation des internationalen Friedenskampfes berieten. Der Parallelkongreß in Prag wurde wegen der Beschränkung der Einreisen durch die französische Regierung notwendig. Im Manifest des Kongresses hieß es: Wir sind für die Charter der Vereinten Nationen, gegen alle Militärbündnisse, die die Charter hinfallig machen und zum Kriege führen. Wir sind gegen die erdrückende Last der Militärausgaben, die das Blut der Völker zur Folge haben. Wir sind für das Verbot der Atomwaffen und der anderen Massenvernichtungswaffen. Wir fordern Begrenzung der Streitkräfte der Großmächte und die Errichtung einer internationalen wirksamen Kontrolle über die Verwendung der Atomenergie zu ausschließlich friedlichen Zwecken zum Wohl der Menschheit. Wir kämpfen für nationale Unabhängigkeit und friedliche Zusammenarbeit aller Völker, wir sind entschlossen, den Kampf für den Frieden,

d.h. den Kampf für das Leben zu gewinnen.

Inzwischen ist die Friedensbewegung auf der ganzen Welt stark geworden. In allen Schichten der Bevölkerung wirken Menschen für den Frieden. Es sind Christen und Marxisten! Humanisten! Arbeiter und Bauern! Intelligenz! Der Friede ist wirklich unteilbar geworden. Er ist unteilbar im Blick auf die Menschen, er ist unteilbar, was die einzelnen Gebiete gesellschaftlichen Lebens angeht; er ist unteilbar, was die Weltorganisationen angeht. Und wenn wir jetzt die vielen Verträge, die auf der Welt geschlossen werden, ansehen: Er ist unteilbar, was die Staaten angeht.

Es gehört Gottseidank nun fast schon zur guten Tradition, daß die UNO Vertreter des Weltfriedensrates zu ihren Spezialausschüssen einläßt und umgekehrt. Das gleiche gilt für die Christliche Friedenskonferenz und den Ökumenischen Rat der Kirchen, für den Vatikan und den Weltrat, für alle großen und kleinen Organisationen. Alle zusammen müssen dazu helfen, den Frieden zu sichern. Der Friede ist wirklich unteilbar.

Er ist eine Herausforderung für alle Menschen, mitzutun an der Verbesserung des Zusammenlebens der Menschen. Die Chancen zur Sicherung des Friedens sind auf jeden Fall gewachsen. Die Staaten sind in Gespräche gekommen, und es wird zwischen den Großmächten USA und UdSSR, zwischen einzelnen Staaten in Europa und der DDR, zwischen der BRD und der CSSR, zwischen Frankreich und der Sowjetunion verhandelt. Es gibt neue Verträge - den Moskauer- und den Warschauer Vertrag.

Die Friedenssicherung und die Zusammenarbeit der Staaten unterschiedlicher Gesellschaftssysteme auf der Basis der friedlichen Koexistenz stehen auf der Tagesordnung. Und es ist auch Gottseidank zwischen der BRD und der DDR zum Grundlagenvertrag gekommen. In Europa, wo sich die Mächte am stärksten bewaffnet - gebunden in ihre Pakte - gegenüberstehen, kann ein Feld der Entspannung uns allen mehr Mut zum Zusammenleben in Frieden geben. Die Weichen sind auf Entspannung gestellt, und eine europäische Staatenkonferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa wird stattfinden. Gemeinsam werden alle europäischen Staaten ihre Zukunft festlegen. Und die DDR ist nun längst von vielen Staaten anerkannt. Beide deutsche Staaten gehören in die UNO und in alle Spezialorganisationen. Zwischen der BRD und der CSSR, der BRD und anderen sozialistischen Staaten wird es zu Klärungen kommen, die alle dazu helfen werden, daß ein normales Miteinander in Europa Platz hat. Große Aufgaben bleiben auf der Tagesordnung für die Friedenssicherung in Europa.

Das gleiche gilt für die Abrüstung. Es ist gut, daß die Abrüstungsgespräche wieder in Gang gekommen sind. Und vornan stehen die sowjetisch-amerikanischen Verhandlungen. Nüchternheit und Vernunft haben Oberhand gewonnen.

Die Begrenzung der Rüstungen ist ein ganz wichtiger Punkt. Diese Verhandlungen sind möglich, weil beide wissen: Krieg, auch kalter Krieg - den leider viele noch nicht lassen wollen - führt in die Aussichtslosigkeit. Und so ist man bereit, schrittweise pragmatisch vorzugehen. Abrüstung verlangt Verträge. Erst durch Verträge kann Friede gesichert werden. Wir müssen heute anerkennen, daß die Sowjetunion und die sozialistischen Staaten wichtige Initiativen zur Abrüstungsverhandlungen eingebracht haben. Und seit 1957 haben wir nun sieben Verträge zwischen den Mächten, denen die meisten Staaten der Welt beigetreten sind. Im folgenden werden die sieben Verträge nacheinander mit kurzer Inhaltsangabe genannt:

1959 Antarktisch-Vertrag - Verbot, in der Antarktis Kernwaffen zu lagern bzw. zu testen.

1960 Kernwaffenteststopp-Vertrag (außer unter der Erde).

1967 Weltraum-Vertrag.

1967 für Lateinamerika Kernwaffen verboten.

1970 Vertrag über die Verbreitung von Kernwaffen. (Dieselbe ist verboten).

1972 Meeresboden-Vertrag.

1972 Konvention über Vernichtung biologischer Waffen.

Welche Verträge müßten noch geschaffen werden?

Auf jeden Fall braucht es die Konvention über die Vernichtung chemischer Waffen, ein umfassendes Testverbot, auch unterirdisch, und schließlich die Sorge um die Durchführung einer Abrüstungskonferenz.

Über 200 Milliarden Dollar werden immer noch jährlich für Rüstungszwecke auf der Welt ausgegeben.

Es muß das Wettrüsten eingestellt werden. Und es muß dazu kommen, daß neue Waffensysteme nicht mehr entwickelt werden. Es braucht mehr kernwaffenfreie Zonen, und es muß zum Verbot von Kernwaffen überhaupt kommen. Große Aufgaben für Menschen und Völker, die den Frieden wollen und die wissen, daß der Friede unteilbar ist. Und weil der Friede unteilbar ist, sind diese großen Weltaufgaben auch Aufgaben aller Christen.

Es hindert uns noch vieles, dem wirklich gelebten Frieden näherzukommen. Es hindern uns sicher Profitgier und Machtthunger. Es hindern uns Fehleinschätzungen bestimmter Friedensbeteuerungen. Es hindern uns Angst, Haß, Mißtrauen einzelner Menschen und Menschengruppen. Aber die Weltlage ist auf Entspannung gestellt. Und unser Dienst muß es sein, mitzutun, daß Entspannung wächst und Menschen freier füreinander werden. Der amerikanische Krieg in Vietnam ist zu Ende, und den USA wurde ein Friedensabkommen über Vietnam abgerungen. Jetzt kommt alles darauf an, daß die Friedenskräfte in der Welt in der Solidarität den Völkern Indochinas gegenüber durchhalten und immer deutlicher machen, daß es keine Möglichkeit mehr geben darf, Völker

militärisch zu unterjochen und zu bedrohen. Der Friede ist unteilbar. Darum braucht es den Zusammenschluß aller Völker gegen den Krieg. Dies gilt besonders für die Plätze, wo der Friede noch gefährdet ist - für einige Staaten in Indochina, für Südafrika, Nordirland und bestimmte lateinamerikanische Staaten sowie für den Nahen Osten.

Im folgenden soll nun versucht werden, einige Punkte zusammenzustellen, die für die Friedensarbeit der Kirchengemeinden von Wichtigkeit sind:

1. Wir haben uns klarzumachen, daß wir als Christen in einem sozialistischen Staat in Zusammenarbeit mit vielen Nichtchristen an der Verbesserung der Welt zum Frieden hin zu arbeiten haben. Dabei muß uns die Rolle der Sowjetunion als stärkste Macht in unserem System klar werden. Es wäre eine Aufgabe einer Gemeinde, die Rolle der Sowjetunion zur Sicherung des Friedens in der Welt zu bedenken.
2. Es muß von uns gewußt werden, daß Zusammenarbeit der Staaten auf der Basis der friedlichen Koexistenz geschieht. Dabei entsteht keine billige Welteinheit, der Weg geht über eine gewisse Polarisierung und Abgrenzung der Systeme. Und wir müssen uns verdeutlichen: Zusammenarbeit verlangt Abgrenzung.
3. Wir sollten uns in der Gemeinde mit allen Abrüstungsverträgen beschäftigen. Und wir sollten prüfen, was bereits gesichert ist und was noch nicht. Wir sollten mit eintreten für weitere Sicherungsmaßnahmen.
4. Eine Gemeinde sollte den Mut haben, in Fragen der europäischen Sicherheit verantwortlich mitzudenken. Und allem Unverständnis der Entspannung gegenüber muß entgegengewirkt werden. Die Gemeinde sollte auch allem Revanchedenken in den eigenen Reihen und darüber hinaus entgegentreten.
5. Eine Kirchengemeinde sollte die Bewußtseinsbildung zusammen mit Nichtchristen üben und keine Angst haben vor anderen Meinungen. Sie sollte Andersdenkenden Raum geben bei allen Gesprächen.
6. Unsere Gesellschaft ist eine sozialistische. Eine Gemeinde muß prüfen, wie sie mit ihren Gliedern in dieser Gesellschaft wirkt. In ihren Organisationen und außerhalb hat dies zu geschehen. Nur wer mitarbeitet dient!
7. Eine Gemeinde darf wissen, daß sie scheitern kann - mit ihren Aussagen und in ihrer Existenz. Hierin liegt ihre Freiheit. Und sie sollte nach jedem Scheitern immer wieder den Mut behalten, neu anzufangen.

8. Eine Gemeinde betet für den Frieden. Nach gründlicher Information ruft sie: Dein Reich komme. Vor Gott rufen wir: Mach doch die Welt gerechter, und unter den Menschen versuchen wir, für eine gerechteren Welt zu arbeiten.

Unser Friedenszeugnis will gelebt sein. Die Welt geht nicht automatisch in den Frieden. Es braucht Menschen, die sich einsetzen. Der Friede ist für uns in Jesus Christus da. Er ist unteilbar da, und durch Jesus Christus sind alle Trennwände zu den Nichtchristen hin abgebaut. Wir sind mit allen Menschen eine Weggenossenschaft. Und in dieser Genossenschaft haben wir bescheiden unseren Beitrag einzubringen. Wenn wir uns so auf Christus und Welt einlassen, werden wir Erneuerung unserer selbst erfahren, werden wir Gott danken, daß er uns zu seinen Kindern gemacht hat. Wenn wir uns um Christi willen auf den Weg machen, Menschen des Friedens in der Bewußtseinsbildung zu sein, dann werden wir vielleicht auch interessante Gemeindeversammlungen erleben, in denen wieder etwas geschieht, dann werden wir auf jeden Fall abgebracht von dem Gedanken, dieser Welt entgegentreten zu müssen, um vielleicht mit dem Evangelium wieder fälschlich herrschen zu können, dann werden wir in kein Konkurrenzdenken der Welt gegenüber kommen. Wir sind nichts Besonderes. Dann werden wir aber auch nicht resignieren und sagen: Es hat ja alles keinen Sinn. Und schon gar nicht werden wir ein paar Mäulen und Lahmen nachlaufen, um ihnen unsere Christlichkeit zu zeigen. Es ist an einzelnen Kranken viel zu arbeiten. Aber dies hat in einer Haltung der Bescheidenheit zu geschehen. Unser bescheidener Beitrag des Dienstes auf allen Gebieten des Lebens ist gefordert. Und dabei machen wir uns deutlich, woher wir kommen und wohin wir gehen.

In Bushaltung hat der Reichsbruderrat der Bekennenden Kirche zum politischen Weg unseres Volkes vor 25 Jahren am 8.8.1947 bekannt.

"Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, den Traum einer besonderen deutschen Sendung zu träumen, als ob am deutschen Wesen die Welt genesen könne. Dadurch haben wir dem schrankenlosen Gebrauch der politischen Macht den Weg bereitet und unsere Nation auf den Thron Gottes gesetzt. - Es war verhängnisvoll, daß wir begannen, unseren Staat nach innen allein auf eine starke Regierung, nach außen allein auf militärische Machtentfaltung zu begründen. Damit haben wir unsere Berufung verleugnet, mit den uns Deutschen verliehenen Gaben mitzuarbeiten in Dienst an den gemeinsamen Aufgaben der Völker.

- 4 -

Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, eine "christliche Front" gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen aufzurichten. Das Bündnis der Kirche mit den das Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten hat sich schwer an uns gerächt. Wir haben die christliche Freiheit verraten, die uns erlaubt und gebietet, Lebensnormen abzuändern, wo das Zusammenleben der Menschen solche Wandlung erfährt.

Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, daß der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnen müssen. Wir haben es unterlassen, die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommenden Reich zur Sache der Christenheit zu machen.

Indem wir das erkennen und bekennen, wissen wir uns als Gemeinde Jesu Christi freigesprochen zu einem neuen, besseren Dienst zur Ehre Gottes und zum ewigen und zeitlichen Heil der Menschen. Nicht die Parole: Christentum und abendländische Kultur, sondern Umkehr zu Gott und Hinkehr zum Nächsten in der Kraft des Todes und der Auferstehung Jesu Christi ist das, was unserem Volk - und inmitten unseres Volkes - uns Christen selbst nützt."

Wir tun gut daran, wenn wir uns dieses Bekenntnisses erinnern und darangehen aufzupassen, daß die Gemeinde Jesu sich in der Zeit richtig orientiert - als eine Gemeinde, die um den Frieden Jesu Christi weiß und in seinem Geist mit allen zusammenarbeitet, die heute Weltfrieden bauen.

Der Friede Gottes ist unteilbar. Gott helfe uns dazu, daß wir den Friedensdienst ungeteilt leben.

Bruno Schottstädt

Der Dienst der Gossner-Mission in der DDR

Die Gossner-Mission in der DDR ist seit 1954 als selbständiges Werk der Evangelischen Kirchen an der Arbeit und ist bemüht, dazu mitzuhelfen, daß Kirchengemeinden und einzelne Gemeindeglieder ihren Auftrag in Kirche und Gesellschaft verantwortlich wahrnehmen. Das heißt, Einübung von Laien, Aktivierung des Gesprächs zwischen Pfarrern und Laien, Gruppendienste in Gemeinden. Die Arbeitsgruppen der Gossner-Mission in der DDR möchte neue Möglichkeiten des Zusammenlebens in Kirchengemeinden und mit Gemeindegruppen anbieten. Das heißt, Eltern und Kindern zu helfen, daß sie einander besser verstehen, Unterrichtsgemeinschaften entwickeln, mit Gestaltungsrästen Gemeindegliedern zum Finden ihres Lebensstiles zu helfen.

In Berlin, in der Hauptstadt der DDR, arbeitet eine Arbeitsgruppe und müht sich, in neuen Formen gemeindlichen Lebens junge Menschen zu sammeln und für den Dienst in Beruf, Familie und Gesellschaft zuzurüsten. Hier werden gottesdienstliche Versammlungen und offene Gesprächskreise durchgeführt.

Eine andere Arbeitsgruppe versucht, Kirchengemeinden und Kirchenkreisen mit Hilfe von Informationen im Ökumenischen Kontext zum missionarischen Dienst anzuregen. Das heißt, Kirchengemeinden mündlich und schriftlich zu informieren, bestimmte Kirchengemeinden und -kreise regelmäßig zu begleiten und mit Hilfe von Studienbriefen einzelne Gemeindeglieder zum theologischen Arbeiten anzuregen.

Eine Gruppe kümmert sich um Sammlung von Geldern für das Gesundheitswesen in der Demokratischen Republik Vietnam und in Algerien und ist bemüht, für die Bewusstseinsbildung der Gemeinden aktiv dahin tätig zu werden, daß mehr und mehr verstanden wird, was es heißt, im Rahmen der sozialistischen Partnerschaftshilfe Entwicklungsförderung zu bewirken.

In den letzten Jahren gab es Einsätze in neuen Wohnstädten mit Gruppendiensten (Teamarbeit). Theologen, die in weltlichen Berufen tätig sind, werden begleitet. Mit Kirchenkreisen, die in der Leitungstätigkeit einen Stil bruderschaftlicher Leitung entwickeln wollen, wurde zusammengearbeitet. Diese Dienste sind zum Teil beendet worden, neue müssen in Angriff genommen werden.

Insgesamt kann von der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR gesagt werden, daß sie eine Pionierarbeit geblieben ist, in der das für-Andere-Leben und -arbeiten und -denken in der neuen Situation täglich geübt wird.

Ökumenische Arbeitsverbindungen, nicht nur solche zur Gossner-Kirche in Indien, sondern auch zu Kirchen und kirchlichen Gruppen in sozialistischen Staaten, wurden in das Arbeitsgebiet des Ökumenisch-missionarischen Amtes übernommen. Hier sind einige Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR hauptsächlich tätig.

Vertreter der Arbeitsgruppen haben in den letzten Jahren ihren Freunden gegenüber sich erklärt und Berichte geschrieben.

1. Berlin - zur offenen Ökumenischen Gemeinde.
2. Was heißt Berater- und Begleitertätigkeit im Blick auf einzelne Kirchgemeinden und Kirchenkreise, die sich heute als missionierende Gemeinde in der DDR verstehen wollen?

Zu 1. "Wie Sie durch die kirchliche Presse wissen, fragt heute die Kirche stärker als früher nach der rechten Verkündigung des Evangeliums in unserer Gesellschaft. Diese Frage wurde zwar vor Jahren auch schon immer gestellt, aber die Gesellschaft, in der wir leben, wurde noch nicht so konkret ins Auge gefaßt. Heute ist es klar: Wir müssen das Zeugnis Jesu Christi inmitten unserer ~~Welt~~ gesellschaftlichen Verhältnisse leben. In der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR haben wir das schon sehr lange betont und erklärt: Es gibt keine Erneuerung der Gemeinde ohne gesellschaftsbezogenes Leben und Denken. Wir sollten uns an den harten Fragen unseres Lebens nicht vorbeidrücken, sondern alle Fragen offen miteinander besprechen, weil wir dabei Neues für unseren aufgetragenen Dienst lernen und uns selbst verändern.

Im Gespräch mit Weggenossen wollten wir erfahren, wann und womit wir helfen können - z.B. in der Qualifizierung der Gemeindeglieder und beim Entstehen bruderschaftlicher Gemeinden. So haben wir in Berlin in zwei Winterhalbjahren an mehreren Abenden bedacht, was heute alles zu einer offenen Ökumenischen Gemeinde dazugehört und welche praktischen Fragen in der Gemeinde anzugehen sind. Wir haben begonnen, unser Selbstverständnis zu formulieren und sind dabei, in Gemeindeabenden, Seminaren und in Gottesdiensten herauszufinden, welche Themen für uns die brennendsten bleiben. Uns ist klar, daß immer wieder ein Themenkatalog verfaßt werden muß. Dieser ist sehr bald zu überprüfen und evtl. zu verändern. Und Arbeitspläne werden gebraucht.

Ein jedes Glied der Leitung muß den Arbeitsplan bejahen können. Wir meinen, daß jede Kirchengemeinde sich in Gesprächen über ihr Selbstverständnis mit einem Themenkatalog und einem Arbeitsplan ausrüsten sollte. Was steht nun in den ersten Sätzen zum Selbstverständnis der offenen Gemeinde?

"Die offene Gemeinde orientiert sich am Versöhnungsdienst Jesu Christi für die Welt. Im Geiste Jesu rüstet sich die Gemeinde für den Dienst in der Welt zu. Wort und Geist Jesu Christi sind die entscheidenden Bezugspunkte bei der Auferbauung der Gemeinde." An Hand biblischer Leitbilder wie "Salz der Erde", "wanderndes Gottesvolk" und "Leib Christi" möchte die offene Gemeinde eine neue Ausrichtung in unseren Tagen versuchen. Und dann heißt es: "Auf Grund des Dienst- und Gemeindeverständnisses lassen sich die Glieder der offenen Gemeinde auf praktische politische Aufgaben in der Gesellschaft ein, besprechen sie in der Versammlung gesellschaftliche Fragen, gestalten sie den Gottesdienst, verändert sich das Verhältnis Laien / Theologen zu Gunsten sachbezogener Tätigkeiten, ist eine Zusammenarbeit mit Gliedern der verschiedenen traditionellen Konfessionen möglich, versucht sie die Unterweisung der Kinder im Glauben in Gestalt von Unterrichtsgemeinschaften, arbeiten die Glieder der offenen Gemeinde mit Nichtchristen zusammen und werden Nichtchristen in die Versammlungen eingeladen, übt sich die Gemeinde im gemeinsamen Hören, Handeln, Beten, kümmert sich die offene Gemeinde um Schwache, Geschädigte und Benachteiligte in der Gesellschaft."

Was steht im Arbeitsplan? Da lesen wir etwas über Gottesdienste, die von Gruppen vorbereitet und unter Leitung von Gruppen durchgeführt werden. Arbeitskreise, Hauskreise und Studiengruppen werden beschrieben. Und in einer Anlage zu diesem Arbeitsplan finden wir den Themenplan. Keine Veranstaltung mehr ohne ein gezieltes Thema! Das ist ein Motto unserer offenen Gemeinde in Berlin.

Welche Themen werden verhandelt?

Ein Kreis arbeitet schon lange an der Frage der Sexualerziehung - ein Thema, das sehr interessiert. Viele Gemeindeglieder möchten in der Sexualerziehung eine Hilfe haben. Unsere Gruppe wird bald Material auf den Tisch legen.

Einem anderen Kreis beschäftigt das Thema "Erziehung". Wie helfen wir uns zu einer neuen Selbsterziehung?

Können wir überhaupt noch unlernen und sind wir nicht nur bereit, mit den Kindern zu lernen, aber nicht so sehr von ihnen? Was haben ~~uns~~ Kinder zu lehren?

Ein dritter Kreis - bestehend aus Ärzten, Schwestern und weiteren Mitarbeitern im Gesundheitswesen - hat mehrmals über die "Bedeutung des Glaubens für Ärzte und Schwestern im Umgang mit Patienten" gesprochen und dabei in ganz besonderer Weise auf den einzelnen Menschen verwiesen, dem Beachtung geschenkt werden muß - gerade, wenn er krank ist!

Wer aber hat Zeit und wer ist zugerüstet für solchen Dienst? Wer hat gelernt, die Fragen kranker Menschen wirklich zu hören und zu beantworten? Alles fertige Reden ist nicht mehr möglich. Das Woher und Wohin unseres Lebens steht zur Debatte. Wie kann es in Bescheidenheit bezeugt werden?

Es wäre zu dem Versuch unserer offenen Gemeinde noch viel mehr zu erzählen - von den thematisch gestalteten Gottesdiensten, von den Gemeindebänden mit Podiumsdiskussionen und von Rüstzeiten, die durchgeführt wurden."

Im Juli 1972

Zu 2. "Auf Anfragen von Gemeinden und Kirchenkreisen werden Mitarbeiter des Gemeindedienstes als "Fremdbegleiter" und Berater bestellt. Sie helfen bei der Situationsanalyse, beim Aufbau von gesellschaftsbezogenen Arbeitsgruppen und der Zielfindung in der Gemeindearbeit. Die Mitarbeiter arbeiten auf verbindliche Absprachen hin und vermitteln Kontakte zwischen Gemeinden mit ähnlicher Problemlage."

Diese Sätze stehen in dem Schriftstück, das die Arbeit der Gruppe "Gemeindedienste" bei der Gossner-Mission in der DDR beschreibt. Was soll damit gesagt werden?

Es gibt kaum noch Gemeinden bei uns, in denen nach wie vor "alles beim alten" geblieben ist. Die Tatsache, daß sich die Aufgabenstellung für die christliche Gemeinde im Vergleich zu früheren Zeiten geändert hat, daß vieles von unserem Auftrag her neu durchdacht werden muß, daß sich dabei neue und andere Fragen ergeben und daß dies auch Veränderung im Arbeitsstil mit sich bringt, hat sich inzwischen überall herumgesprochen. Einige Gemeinden und Kirchenkreise sind schon in der Lage, Erfahrungen über vielfältige Versuche, die sie gemacht haben, zu vermitteln. Andere wiederum haben Mühe, den Schritt vom theoretischen Wissen um notwendige Veränderungen zu den praktischen Konsequenzen hin zu gehen. Das kann daran liegen, daß den Verantwortlichen die Zeit, die Kraft und der lange Atem fehlen, die dazu nötig sind - auch die Partner in den Gemeinden. Es kann auch an einer gewissen Rat- und Hilflosigkeit liegen, die daran hindert, seit eh und je befahrene Gleise zu verlassen. Es kann auch sein, daß man sich vor dem Risiko scheut, das mit jeder Veränderung verbunden ist.

Noch andere Gemeinden sagen von sich: "Bei uns ist alles in Ordnung". Sie verwenden viel Energie auf die Lösung der innergemeindlichen Probleme. Einzelne Gemeindeglieder leiden darunter, weil sie sehr deutlich empfinden, so geht es nicht, wir kreisen um uns selbst und unsere Belange.

Wie können wir einen Weg aus diesem Dilemma heraus finden?

So unterschiedlich wie die Situation in den Gemeinden, so unterschiedlich sind auch die Hilfen, die Kirchenkreise und Gemeinden bisher vom Dienst der Begleitung und Beratung erwartet haben. Was kann ein Begleiter leisten? Wir müssen bei der Beantwortung dieser Frage vorausschicken, daß wir darüber in unserer Arbeitsgruppe im ständigen Gespräch sind und daß man in einem Jahr sicher schon wieder mehr darüber sagen kann als bisher.

Folgendes ist aber jetzt schon deutlich:

Für die Mitarbeiter in Gemeinden und Kirchenkreisen bedeutet es eine Hilfe, daß sie ihre Probleme mit einem Dritten besprechen können, weil sie dadurch gezwungen sind, ihre Situation einem anderen gegenüber möglichst klar darzustellen. Das setzt ein Stück hilfreicher Selbstbesinnung voraus. Da der Begleiter von "außen" kommt, d.h. nicht seit Jahr und Tag in der jeweiligen Gemeindesituation drinsteht, kann er - auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen bei anderen Gemeindebesuchen - klarer erkennen, welches die "subjektiven" und welches die "objektiven" Schwierigkeiten in der jeweiligen Arbeit sind. Von daher kann er mit der Gruppe am Ort schneller Lösungsmöglichkeiten finden. Er kann dabei Berichte aus anderen Gemeinden mit ähnlicher Problemlage geben und Kontakte mit diesen Gemeinden vermitteln. Er kann, wo das als notwendig erkannt wird, zu umfassenden Situationsanalysen anleiten und bei ihrer Durchführung mitarbeiten. Mit den "Ortsansässigen" zusammen kann er Arbeitsziele festlegen, dementsprechend Arbeitsschwerpunkte suchen und Konzepte entwerfen. Er kann an der Durchführung der einzelnen Vorhaben teilnehmen und im Laufe der Zeit durch Rückfragen dabei helfen, daß Gemeinden und Kirchenkreise auch verwirklichen, was sie sich vorgenommen haben und Begonnenes nicht im Sande verläuft. In allem, was er tut, möchte der Begleiter mit den einzelnen Gruppen gemeinsam versuchen, daß christliche Gemeinde den Weg findet, der ihr durch Christus vorgezeichnet ist.

Wir haben uns sagen lassen, daß "Begleitung und Beratung von Gemeinden und Kirchenkreisen" eine gegenwärtig notwendige und sinnvolle Sache sei."

Im November 1972

Predigt zu Matth. 10, 16-20

gehalten am Himmelfahrtstag - 11.5.72 - anlässlich eines Betriebsausfluges des Ökumenisch-missionarischen Amtes Berlin in Neuzelle

Die Predigt sollte dazu helfen, den Mitarbeitern in Ökumene und Mission ein Verständnis des Gesandtseins im Denken des NT zu vermitteln.

Liebe Gemeinde,

wir sind Gesandte! Wir sind in diese, unsere Welt gesandt! Hier haben wir zu zeigen und zu sagen, was Christsein für uns bedeutet. Wir sind Gesandte Jesu mitten in unserer Zeit - in dieser Zeit mit all ihren Anfechtungen - dem Kleinwerden der Kirche, dem Unverstandensein durch Nichtchristen, der Glaubenslosigkeit, der ausgesetzten Zwielfichtigkeit in der Welt und in der Kirche.

Laßt uns unseren Predigttext unter drei Gesichtspunkten bedenken:

1. Jesus sendet sein Jünger.
2. Jesus kennt die Welt - seine Jünger sollen sie auch kennen.
3. Jesus hilft seinen Jüngern zu richtigem Auftreten und richtigem Reden.

1. Jesus sendet seine Jünger. Er sendet sie mitten in die Welt. Er, der in die Welt gekommen ist - ein Armer, Hilf- und Wehrloser, ein Windelkind und ein Kreuzesträger, ein großer Lehrer unter anderen Lehrern, ein Handwerker, der die ganze Misere täglicher körperlicher Arbeit kennt. Er, der die Bedrängnis in dieser Welt erfahren hat, sendet die Seinen. Wer mit Jesus ist, kann nicht allein selig werden wollen.

Kann ihn nicht zu einem Hausgott machen, bei dem es gemütlich zugeht, kann nicht mit ihm abseits dieser Welt stehen und dem Treiben auf dem Fernsehschirm nur zuschauen. Jünger Jesu müssen in diese Welt hinein. Das Tun und Reden der Jünger ist ein Tun und Reden in diesem Gesandtsein. Ich sende euch - sagt Jesus! Die Jünger sind Gesandte. Sie sind aber nicht allein in ihrem Leben. Jesus geht mit ihnen zu den Menschen. Er bleibt nicht zu Hause. Die Gemeinde, die auf Grund von Anfechtungen verzagen möchte, den Auftrag nicht hören will - das galt damals und gilt heute - soll auf Jesus schauen. Bei ihm kann sie lernen, wie mit Menschen umgegangen werden muß. Bei ihm kann sie lernen, wie sie den Armen und Mächtigen begegnen soll. Uns allen, die wir oft angefochten werden im Blick auf unsere Sendung als Christen in dieser Zeit, soll von Jesus gewiß gemacht werden: ihr seid und bleibt meine Zeugen mitten in der Welt. Dieses sollen wir uns bewußt machen.

2. Jesus kennt die Welt - seine Jünger sollen sie auch kennen

Wölfe sind die Gefährdung der Christen - damals und heute. Das traditionelle Kirchenregiment - damals die Synagoge - verpfeift seine Jünger beim Staat, die Traditionskirche steht Jesus und den Seinen im Weg. Und in der Traditionskirche sind es religiöse Fanatiker, die sich gegen Jesu Jünger austoben. Schließlich ist es noch die Angst der Jünger selbst, die Jesus im Wege steht. Wer sind die Wölfe? Leute, die etwas auf sich halten, die Sicherheit wollen? Die Lebensstandardritter? Die Gleichgültigen? Die Moralisten? Die Bürgerlichen? Die Atheisten? Die Mächtigen in allen Lebensbereichen?

Die CDU/CSU? Die SED? Die Humorlosen? Die falschen
Berichterstatter? Die Christen? Die Pfarrer?
Sie werden nicht ausführlich genannt: die Wölfe.
Nur uns wird gesagt: seid klug wie die Schlangen,
ohne Falsch wie die Tauben. Im damaligen Judentum -
und Matthäus schreibt für Judenchristen - waren
Schlangen nicht nur die Giftigen und Hinterlistigen -
heute sagen wir, "so eine Schlange" - und die Tauben
waren auch nicht nur harmlos und dumm.

Klug wie die Schlangen meint: ganz nüchtern und
realistisch, ganz weltlich die Welt kennen.
Sich gar nichts vormachen. Und ohne Falsch wie die
Tauben meint: ganz echt und einfältig leben, bewusst
ständig im Lichte Gottes leben. Auf dieses echte
und einfältige Leben hat der große verstorbene
Theologieprofessor in Prag, Josef Hromádka,
immer wieder hingewiesen. Er selbst war so ein
Stück Echtheit und Einfachheit im Glauben. Vielleicht ist
es gut, so ein Beispiel nachzuahmen. Solch einfältiges
Leben sollen wir allen Wölfen gegenüber - den
erkannten und unerkannten - führen. Aber kennen wir
die Welt? Sind wir in der Lage, wie es in unserer
Kirchenordnung im Blick auf den Ältesten heißt:
die Umwelt der Gemeinde zu deuten und alle Einsichten
in der Gemeinde fruchtbar zu machen? Jesus kennt die
Welt wie sie ist - auch wir dürfen uns nichts
vormachen. Da ist Hunger! Da sind Elendsquartiere!
Da sind böse Krankheiten! Da sind die Machtzentren!
Und wir sehen sie in diesen Tagen sehr klar. Da ist
die schlechte Wohnung, das Getrenntsein von Menschen,
die zerrüttete Ehe, das unkameradschaftliche Verhalten
der Chefs, das Aufbegehren der Jugend gegen alle
Autorität. Die Welt ist ganz weltlich zu sehen. Und
in ihr sollen wir echt leben.

Das kleine Wort echt spielt eine große Rolle. Sind wir echt? Zu Hause? Im Mitarbeiterkreis? In der Schule? Im Betrieb? Im Missionshaus? Unter den Nachbarn? Im Umgang mit den Marxisten? Im Denken an alle, denen wir mißtrauisch begegnet sind? Jesus gebietet uns, ganz realistisch die Welt einzuschätzen und unter allen Menschenbrüdern ganz echt zu leben.

Gewarnt werden wir von ihm:

Hütet euch vor den Traditionschristen, vor denen, die mit Hilfe des Staates gegen euch vorgehen werden. Diese religiösen Fanatiker haben auch Jesus umgebracht.

Und wie geht es uns mit unserem Traditionskirchentum? Steht es uns, die wir Jesus nachfolgen wollen, nicht auch im Wege? Sind wir nicht manchmal selbst diese religiösen Richter, die die wahren Christen verpetzen und diejenigen, die Macht haben, gegen sie aufbringen? Der Staat war damals der Hüter der traditionellen Kirche. In der Kolonialgeschichte waren die Machthaber die Hüter der traditionellen Religionen. Darum sagt Jesus: Hütet euch vor denen, die nur etwas für sich selbst bewahren wollen und bewahrt euch ihnen gegenüber, indem ihr keine Angst habt. Macht euch keine angsthaften Gedanken.

Vor ein paar Wochen habe ich in unserem Fernsehen eine Rennfahrerin auf der Autobahn in Sachsen gesehen. In einem Interview wurde sie gefragt, was ein Rennfahrer nicht haben darf, und sie antwortete: ein Rennfahrer darf keine Angst haben. Vielleicht können wir uns wünschen, in der Nachfolge Jesu solch ein Rennfahrer zu werden.

3. Jesus hilft seinen Jüngern zu richtigem Auftreten und richtigem Reden

In der entscheidenden Stunde wird Jesus den Seinen dazu helfen, daß sie wirklich in seiner Sache sprechen. Wer sich darauf einläßt, der kann ganz gelassen sein. Macht euch keine Sorgen. Gelassenheit ist geboten angesichts der weltlichen Welt und der festgelegten Spielregeln der religiös-kirchlichen Leute. Jesu Boten haben nichts Eigenes zu verteidigen. Darum wird in der Entscheidungsstunde kindliche Einfalt die Seinen bestimmen. Der Geist des Vaters setzt sich durch. Unser Tun und Reden wird in der Zeit bestimmt sein von großem Vertrauen. Wir sind Kinder des Vaters. Es kann sein, daß wir in der Stunde schweigen, weil auch das Schweigen im Geist Gottes Reden ist. Große Beredsamkeit, Schreierei und Wortschwall können uns verdächtig machen. Sie sind nicht Kennzeichen Jesu. Laßt uns nun morgen und übermorgen und alle Tage im Geist Jesu leben. Er führt seine Sache, wir dürfen mitmachen. In seinem Geist sollen wir aber nicht nur Mitmacher, sondern Schrittmacher sein.

Unser heutiges Singen und unser Beten und unsere Gemeinschaft wollen uns dazu helfen, bessere Schrittmacher Jesu zu werden.

Wir fassen zusammen:

Jesus sendet uns. Jesu kennt die Welt - wir sollen sie auch kennen. Jesus hilft uns zu richtigem Auftreten und Reden in Neuzelle und Berlin und an allen anderen Orten. Er geht uns voran - wir dürfen folgen - mitten in der Welt von 1972 - heute.

Laßt uns Jesu Schrittmacher sein!

Amen

Umlauf

Ti.
Ri.
Uli

Der Friede fordert unseren Dienst

= Vortrag am Weltfriedenstag - 1. Sept. 1972 - in der
ev. luth. Kirchengemeinde St. Marien in Neubrandenburg =

Der Weltfriedenstag soll heute Anlaß sein, über den Frieden und unseren Dienst tiefer nachzudenken. Dabei ist klar, daß es bei einem Tag nicht bleiben kann, es braucht im Grunde das ganze Jahr, viele Jahre, vielleicht unser ganzes Leben. Wir sollten uns aber heute herausfordern lassen, unser Zeugnis und unseren Dienst für den Frieden neu zu bedenken. Wenn wir vom Frieden reden, dann meinen wir den Weltfrieden, den Frieden für alle Menschen. Seit der Zerschlagung des Hitler-Reiches begehen wir den 1. September als Weltfriedenstag, er soll uns Mahn- und Gedenktag sein, daß von deutschem Boden nie mehr Krieg ausgehen kann. Er mahnt aber auch, für den Weltfrieden insgesamt und damit gegen den Krieg Partei zu nehmen.

Wenn wir als christliche Gemeinde an diesem Tage den Dienst - unseren Dienst - für den Frieden bedenken wollen, dann tun wir sicher gut, uns der biblischen Botschaft zu erinnern:

"Christus ist unser Friede" (Eph. 2, 14)

Der Friede ist für uns unteilbar, weil Christus unteilbar ist. Der Friede ist für uns die große Freiheit, die in der Gestalt Jesu Christi in die Welt gekommen ist. Seit Christus gibt es für uns, die wir ihm nachzufolgen trachten, keine Scheidewände mehr, wir sind in ein Leben ohne Feindschaft gestellt, ein Leben, das vorwegnimmt, daß wir zur lebendigen Einheit bestimmt sind. Für uns kann es im Glauben und damit im Leben von Christus her nur um ein Dienen für eine gerechte Welt gehen - für die ganze Welt, die eine gerechte werden möchte. In diesem Geiste haben wir uns einzusetzen und für andere zu opfern. Jesus Christus steht für uns im Mittelpunkt - Er, der Herr der Kirche und der Welt.

Sein Herrsein ist ein gnädiges, ein hilfreiches für alle Menschen, er ist kein Hausgöttchen, kein Gemütlich-Macher der Seele, kein religiöser Träumer. Er ist ein armer Jesus, der für die Menschen stirbt.

Dieser arme Jesus fordert ein Leben für die Armen, Unterdrückten, Hungernden.

In Riesi, in der armen Stadt auf Sizilien, ist Christus geboren, so sagte einmal der Gründer des dortigen christlichen Dienstes, Pfarrer Vinay. Christus ist aber auch in Lateinamerika geboren, wo das Sterben vor Hunger Millionen Menschen täglich überfällt. Er lebt in den Slums amerikanischer Großstädte und in Vietnam. Gott ist zuerst ein Gott der Armen, und darum hat er Platz genommen bei allen Armen und Unterdrückten in der Welt. "Du fühlst es richtig, wenn Du bei den Armen sitzt", so schrieb mir ein Freund aus Indien.

Und weil die Ärmsten heute bedroht sind, ist Christus bedroht, er wird in jedem sterbenden Lateinamerikaner neu gekreuzigt. Und so steht für uns sehr schnell die Frage nach unserer Schuld! Was haben wir eigentlich angefangen mit dem Pfund des Glaubens, mit dem Evangelium, das uns ausrüstet, keine Mauern gegen andere zu bauen? Was haben wir getan zur friedlichen Gestaltung unserer Welt? Wie äußert sich unser Friedensdienst in der DDR?

In einem Gemeindegemeinschaftsseminar in Berlin hatte ich unlängst die Aufgabe, über das Thema "Was sind wir Christen der Welt schuldig?" zu sprechen. Zu Beginn des Seminars ließ ich alle Gemeindeglieder ein Plakat zeichnen. Alle erhielten Papier und Zeichenmaterial und hatten die Aufgabe, in 5 Minuten Plakate zu einem von zwei Themen zu entwerfen. Das eine hieß: Gott liebt die Welt, und die Welt heißt für uns Sozialismus. Es wurden sehr interessante Plakate entworfen über Solidarität, Völkerfreundschaft und gestaltete Liebe auf unserer Erde. Ein Gemeindeglied - es war einer der Pfarrer der Gemeinde - zeichnete die Taube als Symbol des Geistes Gottes in der oberen Hälfte des Blattes; auf der unteren Hälfte waren Menschen angedeutet, die im Dunkel saßen, und zwischen der Taube und den Menschen im Dunkel lag die rote Fahne. In dem Gemeindegemeinschaftsseminar mußte klargemacht werden, daß dieses Plakat Gottes Liebe zur Welt nicht bezeugt, daß in ihm sogar Unglaube sichtbar wird. Es wurde festgestellt, daß hier ein Leben lang falsch gepredigt worden ist.

Und so wie dieser Pfarrer falsch gepredigt hat (auf jeden Fall mit diesem Plakat), so haben viele von uns falsch gelebt - jedenfalls was die Zusammenarbeit für den Frieden mit Nichtchristen, mit Marxisten angeht. Viele haben sich gegen die Welt abgeschlossen, anstatt für andere und mit anderen zu leben und zu arbeiten. Der Friede bleibt unteilbar, was die Staaten angeht. Und wir müssen heute feststellen, daß es oft Nichtchristen waren, die an Gedanken des Friedens festhielten. Kommunisten haben für den Frieden ihr Leben eingesetzt und somit als Zeugen des Friedens gewirkt. Als großes Fanal steht der Name Angela Davis!

Im kommenden Jahr werden wir auf 25 Jahre Weltfriedensbewegung zurückblicken. Im April 1948 fand der 1. Internationale Weltfriedenskongreß in Paris und Prag statt. Die französische Regierung hatte damals nur jeweils 8 Teilnehmern aus jedem Land die Einreise gestattet. Dennoch waren es 1748 Delegierte aus 72 Ländern, die über die Organisierung des internationalen Friedenskampfes berieten. Der Parallelkongreß in Prag wurde wegen der Beschränkung der Einreisen durch die französische Regierung notwendig.

Im Manifest des Kongresses hieß es: Wir sind für die Charta der Vereinten Nationen, gegen alle Militärbündnisse, die die Charta hinfällig machen und zum Kriege führen. Wir sind gegen eine erdrückende Last der Militärausgaben, die das Elend der Völker zur Folge haben. Wir sind für das Verbot der Atomwaffen und der anderen Massenvernichtungswaffen. Wir fordern Begrenzung der Streitkräfte der Großmächte und die Errichtung einer internationalen wirksamen Kontrolle über die Verwendung der Atomenergie zu ausschließlich friedlichen Zwecken zum Wohl der Menschheit. Wir kämpfen für nationale Unabhängigkeit und friedliche Zusammenarbeit aller Völker. Wir sind entschlossen, den Kampf für den Frieden, das heißt, den Kampf für das Leben zu gewinnen.

Inzwischen ist die Friedensbewegung auf der ganzen Welt stark geworden. In allen Schichten der Bevölkerung wirken Menschen für den Frieden. Christen und Marxisten! Humanisten! Arbeiter und Bauern! Intelligenz!

Der Friede ist wirklich unteilbar geworden! Er ist unteilbar, was die Menschen angeht, er ist unteilbar, was die einzelnen

Gebiete gesellschaftlichen Lebens angeht, er ist unteilbar, was die Weltorganisationen angeht, unteilbar, was die Staaten angeht. Es gehört Gott sei Dank nun schon fast zur guten Tradition, daß die UNO Vertreter des Weltfriedenstates zu ihren Spezialausschüssen einlädt und umgekehrt. Das gleiche gilt für die Christliche Friedenskonferenz und den Ökumenischen Rat der Kirchen, für den und den Weltrat, für alle großen und kleinen Weltorganisationen, alle zusammen müssen dazu helfen, den Frieden zu sichern. Der Friede ist wirklich unteilbar. Er ist eine Herausforderung für alle Menschen, mitzutun an der Verbesserung des Zusammenlebens der Menschen. Die Chancen zur Sicherung des Friedens sind auf jeden Fall gewachsen. Die Staaten sind in Gespräche gekommen, es wird verhandelt zwischen den Großmächten USA und UdSSR, zwischen Finnland und der DDR, zwischen der BRD und der CSSR, zwischen Frankreich und der SU. Es gibt neue Verträge, den Moskauer und Warschauer-Vertrag. Die Friedenssicherung, die Zusammenarbeit der Staaten unterschiedlicher gesellschaftlicher Systeme auf der Basis der friedlichen Koexistenz stehen auf der Tagesordnung. Es wird zu Verträgen zwischen der BRD und der DDR kommen. In Europa, wo sich die Mächte am stärksten bewaffnet - gebunden in ihre Pakte - gegenüberstehen, kann ein Feld der Entspannung uns allen mehr Mut zum Zusammenleben im Frieden geben. Die Weichen sind auf Entspannung gestellt, und eine Europäische Staatenkonferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa wird stattfinden. Finnland hat immer wieder die Einladung ausgesprochen. Gemeinsam müssen alle europäischen Staaten ihre Zukunft festlegen. Dabei spielt die Anerkennung der DDR eine entscheidende Rolle. Immer mehr Menschen - unter ihnen viele Christen - haben in ihren Ländern Komitees zur Anerkennung der DDR gegründet. Beide deutschen Staaten gehören in die UNO und ihre Spezialorganisationen. Das Münchner Abkommen von 1939 muß für nichtig erklärt werden, eine Normalisierung der Beziehungen zwischen der BRD und der CSSR muß kommen. Große Aufgaben stehen auf der Tagesordnung in Europa. Das gleiche gilt für die Abrüstung. Es ist gut, daß die Abrüstungsgespräche weitergehen.

Da stehen vornan die sowjetisch-amerikanischen Verhandlungen. Nüchternheit und Vernunft haben die Oberhand gewonnen. Die Begrenzung der Rüstungen ist ein ganz wichtiger Punkt. Diese Verhandlungen sind möglich, weil beide wissen: Krieg, auch Kalter Krieg - den leider viele noch nicht lassen wollen - führt in die Aussichtslosigkeit. Sie sind bereit, schrittweise ganz pragmatisch vorzugehen. Abrüstung verlangt Verträge. Erst durch Verträge kann Friede gesichert werden. Wir müssen heute anerkennen, daß die SU und die sozialistischen Staaten richtige Initiativen zu Abrüstungsverhandlungen eingebracht haben. Seit 1959 haben wir nun 7 Verträge zwischen den Mächten, denen die meisten Staaten der Welt beigetreten sind.

1959 den Antarktisvertrag - Verbot, in der Antarktis Kernwaffen zu lagern bzw. zu testen

1960 den Kernwaffenteststopp-Vertrag (außer unter der Erde)

1967 Weltraumvertrag

1967 für Lateinamerika Kernwaffen verboten

1970 Vertrag über eine Verbreitung von Kernwaffen

1972 Meeresbodenvertrag

1972 Konvention über Vernichtung biologischer Waffen

Was ist weiter dran?

1. Konvention über Vernichtung chemischer Waffen
2. ein umfassendes Testverbot (auch unterirdisch)
3. Sorge um Durchführung einer Abrüstungskonferenz
Über 200 Milliarden Dollar werden immer noch jährlich für Rüstungszwecke auf der Welt ausgegeben.
4. Es muß das Wettrüsten eingestellt werden.
5. Neue Waffensysteme dürfen nicht entwickelt werden.
6. Es müssen mehr Kernwaffenfreie Zonen geschaffen werden.
7. Es muß zum Verbot von Kernwaffen überhaupt kommen.

Große Aufgaben für Menschen und Völker, die den Frieden wollen. Der Friede ist unteilbar, darum sind die eben genannten großen Weltaufgaben unsere Aufgaben.

Es hindert uns noch vieles, den wirklich gelebten Frieden näherzukommen. Es hindert uns Profitgier und Machthunger, es hindern uns Fehleinschätzungen bestimmter Friedensbeteuerungen, z.B. die Beteuerungen Nixons, daß er Frieden in Vietnam wolle bei Verstärkung der Bombardierung von Deichanlagen in der DRV.

Am 15. Juli 1972 haben der Präsident der Christlichen Friedenskonferenz, Metropolit Dr. Nikodim, und der Generalsekretär Dr. Toth, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten geschrieben und im Namen des Evangeliums ihn beschworen, die furchtbare und beispiellose Vernichtung menschlichen Lebens und der gesamten menschlichen Umwelt zu beenden, die die amerikanischen Truppen auf den Befehl des Präsidenten in Südostasien durchführen.

Am 20. Juli hat der Generalsekretär, Dr. Blake, die Einstellung der Bombardierung der Deichanlagen in der Demokratischen Republik Vietnam gefordert. Er hat den Präsidenten wissen lassen, daß die amerikanische Behauptung, die Beschädigung der Deiche wären auf eine Vernachlässigung der Bevölkerung zurückzuführen, nicht stimmt. Einige dieser Deiche bestünden schon seit Jahrtausenden, und die Vietnamesen wissen, daß ihr Fortbestehen von der Erhaltung dieses Schutzsystems abhängt. Dr. Blake verweist auf den Bericht eines AFP-Korrespondenten, der am 11. Juli Zeuge wiederholter direkter Bombenangriffe amerikanischer Flugzeuge auf Deichanlagen geworden sei und das schwedische Fernsehen habe sogar die Beschädigung der Deichanlagen gefilmt.

Der amerikanische Präsident wurde aufgefordert, diese Bombardierungen einzustellen.

Es hindert uns noch vieles, dem gelebten Frieden näherzukommen. Es hindert das Konzept der amerikanischen Einnisierungen in Lateinamerika, das so vielen Menschen das größte materielle Elend gebracht hat. Es hindern Angst, Haß und Mißtrauen einzelner Menschen und Menschengruppen. Aber die Weltlage ist auf Entspannung gestellt. Unser Dienst muß es sein, mitzutun, daß Entspannung wächst und Menschen freier füreinander werden. Sicher könnten wir noch vieles sagen zur Gefährdung des Friedens in ganz Indochina, in Südafrika, in Nordirland, in bestimmten lateinamerikanischen Staaten, im Nahen Osten. Und wir müßten immer nach den Ursachen fragen. Wir haben zu hören, wenn der lateinamerikanische Bischof

Heldo Cassar sagt: "Im Kapitalismus bleibt es bei der Unterdrückung der Menschen, bleibt es beim Wettrüsten und bei Kriegsvorbereitungen."

Ein Schrei nach Frieden und Sozialismus!

Und wir kämen zu vielen großen Aufgaben für den Frieden. Wir könnten die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Staaten unterschiedlicher Systeme untersuchen und feststellen, daß auch eine solche Zusammenarbeit Friedensdienst ist.

Lassen Sie uns fragen, was wir als christliche Gemeinde ^{heute für den Frieden} zu tun haben.

1. Wir haben uns klar zu machen, daß wir als Christen in einem sozialistischen Staat in Zusammenarbeit mit vielen Nichtchristen an der Verbesserung der Welt zum Frieden hin zu arbeiten haben. Dabei muß uns die Rolle der Sowjetunion als stärkste Macht in unserem System klar werden. Es wäre eine Aufgabe für die Gemeinde, die Rolle der SU zur Sicherung des Friedens in der Welt zu bedenken.
2. Es muß von uns *ferwest* werden, daß Zusammenarbeit der Staaten auf der Basis der friedlichen Koexistenz geschieht. Dabei entsteht keine billige Welteinheit, der Weg geht über eine — Polarisierung und Abgrenzung der Systeme. Wir müssen uns verdeutlichen: Zusammenarbeit verlangt Abgrenzung.
3. Wir sollten uns in der Gemeinde mit den Abrüstungsverträgen beschäftigen und prüfen, was bereits gesichert ist und was nicht.
4. Eine Gemeinde sollte den Mut haben, in Fragen der Europäischen Sicherheit mitzudenken! Und allem Unverständnis der Entspannung gegenüber entgegen wirken. Sie sollte allem Revanchedenken in den eigenen Reihen und darüber hinaus entgegentreten.
5. Eine Gemeinde sollte die Bewußtseinsbildung auch zusammen mit Nichtchristen üben und keine Angst haben vor anderen Meinungen. Sie sollte Andersdenkende immer respektieren.

6. Unsere Gesellschaft ist eine sozialistische. Eine Gemeinde muß prüfen, wie sie mit ihren Gliedern in dieser Gesellschaft wirkt. In ihren Organisationen und außerhalb. Nur wer mitarbeitet, dient!
7. Eine Gemeinde darf wissen, daß sie scheitern kann - mit ihren Aussagen und in ihrer Existenz. Hierin liegt ihre Freiheit.
8. Eine Gemeinde betet für den Frieden. Nach gründlicher Information ruft sie: Dein Reich komme.

Vor Gott rufen wir: Mach doch die Welt gerechter, und unter den Menschen versuchen wir, für eine gerechtere Welt zu arbeiten.

Unser Friedenszeugnis will gelebt sein. Die Welt geht nicht automatisch in den Frieden. Er braucht Menschen, die sich einsetzen.

Der Friede ist für uns in Jesus Christus da. Er ist unteilbar da, und durch Jesus Christus sind alle Trennwände zu Nichtchristen abgebaut. Wir sind mit allen Menschen eine Weggenossenschaft. In dieser Genossenschaft haben wir bescheiden unseren Beitrag einzubringen. Wenn wir uns so auf Christus und die Welt einlassen, werden wir Erneuerung unserer selbst erfahren, werden wir Gott danken, daß er uns zu seinen Kindern gemacht hat!

Wenn wir uns um Christi willen auf den Weg machen, Menschen des Friedens in der Bewußtseinsbildung zu sein, dann werden wir vielleicht auch interessante Gemeindeversammlungen erleben, in denen wieder etwas geschieht, dann werden wir auf jeden Fall abgebracht von dem Gedanken, dieser Welt nur entgegen treten zu müssen, um vielleicht mit dem Evangelium wieder fälschlich herrschen zu können, dann werden wir in kein Konkurrenzdenken der Welt gegenüber kommen. Wir sind nichts Besonderes! Dann werden wir aber auch nicht resignieren und sagen: Es hat ja alles keinen Sinn. Und schon gar nicht werden wir nur ein paar Mühen und Lehnen nachlaufen, um ihnen unsere Christlichkeit zu zeigen. An einzelnen Menschen ist zwar viel zu tun! Aber auch dies hat

in einer Haltung der Bescheidenheit zu geschehen. Unser bescheidener Beitrag des Dienstes auf allen Gebieten des Lebens ist gefordert. Und dabei machen wir uns deutlich, woher wir kommen und wohin wir gehen.

In Bußhaltung hat der Reichsbruderrat der Bekennenden Kirche zum politischen Weg unseres Volkes vor 25 Jahren am 8.8.1947 bekannt:

"Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, den Traum einer besonderen deutschen Sendung zu träumen, als ob am deutschen Wesen die Welt genesen könne. Dadurch haben wir den schrankenlosen Gebrauch der politischen Macht den Weg bereitet und unsere Nation auf den Thron Gottes gesetzt. - Es war verhängnisvoll, daß wir begannen, unseren Staat nach innen allein auf eine starke Regierung, nach außen allein auf militärische Machtentfaltung zu begründen. Damit haben wir unsere Berufung verleugnet, mit den uns Deutschen verliehenen Gaben mitzuarbeiten im Dienst an den gemeinsamen Aufgaben der Völker.

Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, eine "christliche Front" aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen. Das Bündnis der Kirche mit den das Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten hat sich schwer an uns gerächt. Wir haben die christliche Freiheit verraten, die uns erlaubt und gebietet, Lebensformen abzuändern, wo das Zusammenleben der Menschen solche Wandlung erfordert. Wir haben das Recht zur -Revolution verneint, aber die Entwicklung zur absoluten Diktatur geduldet und gutgeheißen.

Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, daß der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnen müssen. Wir haben es unterlassen, die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommendem Reich zur Sache der Christenheit zu machen.

Indem wir das erkennen und bekennen, wissen wir uns als Gemeinde Jesu Christi freigesprochen zu einem neuen, besseren Dienst zur Ehre Gottes und zum ewigen und zeitlichen Heil der Menschen.

Nicht die Parole: Christentum und abendländische Kultur, sondern Umkehr zu Gott und Hinkehr zum Nächsten in der Kraft des Todes und der Auferstehung Jesu Christi & ist das, was unserem Volk und inmitten unseres Volkes vor allem uns Christen selbst nottut."

Wir tun gut daran, wenn wir uns dieses Bekenntnisses erinnern und darangehen aufzupassen, daß die Gemeinde Jesu sich in der Zeit richtig orientiert als eine Gemeinde, die um des Friedens Jesu Christi willen und in seinem Geist mit allen zusammenarbeitet, die heute Weltfrieden bauen.
Gott helfe uns dazu.

Bruno Schro + H. H. H. H.

Christliche Gemeinde als Salz der Gesellschaft

T h e s e n

1. Die Gemeinde Jesu Christi ist zum Dienst in der Welt bestimmt. Ihr Dienst ist es, sich auf Jesus Christus zu verlassen und von ihm her ohne Schranken der Welt gegenüber zu leben. Von Jesus Christus haben Christen den Auftrag, Salz der Erde zu sein. Sie sind zum Existenzzeugnis bestimmt, die Erde zu salzen - d.h., sich bewußt für andere Menschen (für die Gesellschaft) einzu setzen - zu opfern.
2. Beim Bedenken des Dienstes der Christen in der Gesellschaft steht Jesus Christus im Mittelpunkt, nicht die christliche Gemeinde, nicht die Kirche. Wenn uns Jesus Christus zur Salzfunktion auffordert, dann muß unsere Funktion (unser Tun) nicht mißverstanden werden. Wir sollen widerspiegeln, was uns in Christus widerfahren ist. Wenn wir uns als Salz in die Gesellschaft begeben, tun wir es nicht mit unseren guten Gedanken und unseren guten Vorsätzen. Wir sind Gesandte Jesu.
3. Die Salzfunktion der Gemeinde (und die der einzelnen Glieder) macht sich in alltäglichen Lebensfragen bemerkbar. Christen leben den Geist der Dankbarkeit, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit und nicht den Geist der Habsucht, des Schwatzens und der Unzucht.
4. Unsere Gesellschaft ist eine sozialistische. Wir sind Glieder dieser Gesellschaft und als solche eingebunden in die Entwicklung derselben. Unsere Salzfunktion hat inmitten von Produktion und Organisation zu geschehen. Wir haben sie uns bewußt zu machen als Dienst für andere.
5. Unsere Salzfunktion schließt das Scheitern mit ein. Wir haben die immer neue Freiheit zum verantwortlichen Experiment im Beruf, in der Familie und in gesellschaftlichen Organisationen.
6. Unsere Salzfunktion in der Gesellschaft setzt Einsichten in die sozialistische Demokratie voraus. Wir haben uns den Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung klar zu machen und können dabei das Selbstverständnis der Partei nicht überspringen. Die Salzfunktion erfordert es, dieses Selbstverständnis mit zu verarbeiten.

7. Wir schulden unserer Gesellschaft die offene, brüderliche Gemeinde.

- 7.1 Wir lassen uns auf politische Aufgaben in der Gesellschaft ein. (Mitarbeit in Parteien, Nationale Front, kommunale Kommissionen und Ausschüsse, Jugendfürsorge, Volksvertreter, Hausgemeinschaft etc.)
- 7.2 Wir besprechen gesellschaftliche Fragen in unseren Gemeindeversammlungen. (Unser Christsein im sozialistischen Handel, in der LPG, unsere Mitverantwortung in der Schule)
- 7.3 Wir gestalten neu Gottesdienste und berichten in den Gottesdiensten von unserem Zeugnis in der Welt. Je konkreter unser Zeugnis, desto lebendiger wird unser Gottesdienst.
- 7.4 Wir verändern das Verhältnis Pfarrer/Laien mit Hilfe sachbezogener Arbeiten. Unsere sachbezogenen Arbeiten werden im Engagement im gesellschaftlichen Bereich deutlich, aber auch in Versammlungen der Gemeinde, die wir von bestimmten gesellschaftsbezogenen Themen her gestalten.
- 7.5 Wir praktizieren Ökumene am Ort, d.h., wir treiben keine konfessionelle Abgrenzung, sondern mühen uns um die Gemeinschaft mit Freikirchen und katholischer Kirche.
- 7.6 Wir sind bemüht um gute Zusammenarbeit mit Nichtchristen, die wir auch immer wieder zu unseren Versammlungen einladen. Nichtchristen sind nicht nur Gesprächspartner am Arbeitsplatz, sondern können es auch in der Gemeinde sein.
- 7.7 Wir kümmern uns um Geschädigte und Schwache, um solche, die in Beruf, Familie und Gesellschaft nicht zurechtkommen, die den Sinn des Lebens verloren haben, die körperlich elend und geistig behindert sind.
- 7.8 Wir üben immer wieder neu das Gebet für die Welt. Unser Beten setzt Information voraus. So wie wir uns im Dienst für andere engagieren, sollen wir uns im Gebet vor Gott gleichzeitig bemühen.

27.7.72 - Scho/So

Das Postulat der Überwindung aller Formen der Entfremdung im Kommunismus läßt sich im positiven Fall als Desiderat der allseitigen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit ausdrücken. Der neue Mensch des Kommunismus sollte - nach Marx - ein universaler, allseitiger, totaler Mensch sein. Jede dieser Bezeichnungen ist das Gegenteil der Eigenschaften des durch Entfremdung verstümmelten Menschen, dem ein Teil seiner Persönlichkeit, ein Teil seiner Menschheit genommen wurde, während die Produkte des Menschen in selbständige Kräfte verwandelt und der Mensch selbst auf den Status einer "Sache" reduziert wurden.

Wir wissen, worum es Marx ging. Wir wissen auch, daß man, um dieses Ziel zu erreichen, nicht nur die Basis der Gesellschaft, sondern auch den Menschen selbst umgestalten muß; man muß ihn dementsprechend erziehen, ihn nach dem neuen Modell gestalten. Ist das aber möglich, stehen dem nicht objektive Schwierigkeiten im Wege, die sich nicht überwinden lassen?

Wir haben diese Frage im Zusammenhang mit der Analyse der Marxschen Konzeption der Entfremdung erwähnt. Hier nehmen wir das Thema vom Gesichtswinkel der Möglichkeit der Erziehung des neuen Menschen wieder auf.

Marx folgend, aber auch sua sponte auf Grund aktueller Beobachtungen, spricht man in der zeitgenössischen anthropologischen und soziologischen Literatur viel über die fortschreitende Depersonalisierung des Menschen in der industriellen Gesellschaft. Das ist eine Folge nicht nur der für die kapitalistischen zwischenmenschlichen Beziehungen charakteristischen Reifikation und Entfremdung, sondern auch tiefergreifender Erscheinungen, die mit ihren Wurzeln in den qualitativen Veränderungen der Basis der zeitgenössischen Gesellschaft stecken und allen Systemen gemein ist.

Gewisse Richtungen der Zeitliteratur (ihr Symbol mag Kafka sein - desgleichen seine Beliebtheit auch in den sozialistischen Gesellschaften) und der Philosophie (als ihr Symbol wieder mag Sartre gelten) zeugen beredt vom Einsamkeitsgefühl des heutigen Menschen. Ich unterstreiche: es geht mir nicht um den Stil, in dem Kafka schrieb oder in dem Sartre philosophiert. Den kann man als vereinzelte, individuelle Erscheinungen betrachten, die letzten Endes Zeugnis der Dekadenz gewisser Gesellschaftsgruppen oder sogar Symptom einer individuellen Krankheit sein können. Mir geht es dagegen um die Wirkungskraft, die diese Literatur oder Philosophie besitzt. Wenn sie das breitere Leserpublikum ansprechen, wenn sie sich den Massenleser auch in den sozialistischen Ländern gewinnen (nicht das ist nämlich wichtig, daß die Menschen die Werke nicht lesen, weil deren Druck und Verbreitung verboten wäre, sondern daß sie, zugänglich gemacht, nicht nur Leser in Massen, sondern - und das ist ideologisch zumindest peinlich - auch einen wenig kritischen Leser finden), so zeugt dies nicht von Dekadenz; sondern davon, daß sie gewisse wertvolle und die Menschen ansprechende Inhalte vermitteln, Inhalte, die die Menschen aus anderen Quellen und in besserer Ausgabe nicht erhalten. Unter diesen Inhalten befindet sich bestimmt, und zwar an führender Stelle, das Gefühl der Vereinsamung des modernen Menschen mit allen daraus folgenden Implikationen und Komplikationen.

Für den Marxisten ist die Quelle dieser Erscheinung zugänglicher

als für die Vertreter anderer philosophischer Richtungen: schon weil der Marxist besser versteht, wie das gesellschaftliche Bewußtsein durch die Veränderungen in der Basis der Gesellschaft bedingt wird, und er bereit ist, bei seinen Kulturanalysen einem entsprechenden methodologischen Hinweis zu folgen. Um so peinlicher wirkt die Tatsache, daß sich Menschen, die sich im Kreise des Marxismus befinden, aus diesem Problem mit der leeren Phrase herausarbeiten wollen, das Gefühl der Einsamkeit in der kapitalistischen Gesellschaft sei natürlich, der Mensch in der sozialistischen Gesellschaft hingegen könne sich nicht einsam fühlen. Wahrscheinlich ex definitione.

Vom soziologischen Standpunkt ist es verständlich, daß die fortschreitende Industrialisierung eine Reihe von Nebenerscheinungen im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen hervorruft. Das Verhältnis des arbeitenden Menschen zum Arbeitsprodukt und zum Arbeitsprozeß wird immer mehr depersonalisiert, der Prozeß immer spezialisierter, geteilter und mechanisierter. (Wie dies Hannah Arendt in der Arbeit *The Human Condition* formuliert, macht in der Industriegesellschaft der homo faber immer mehr dem animal laborans Platz). Verschiedene Arten von sozialen Mikrostrukturen werden zerschlagen, vor allem die nachbarlichen, die der Familie im breiteren Sinne des Wortes, und so weiter, und an ihre Stelle treten neue Formen großstädtischer und industrieller Bindungen (politische Parteien, Gewerkschaften, Sportvereine usw.). Das führt zur fortschreitenden Atomisierung des persönlichen Lebens, obwohl das Individuum mit der Gesellschaft im breiten Sinne des Wortes enger verbunden ist als früher. Tiefgreifende Wandlungen erfolgen im Familienleben, anders gestalten sich die Beziehungen zwischen berufstätigen Ehegatten, Eltern, Kindern usw. Wenn wir dazu den Verfall der vorgefundenen Wertsysteme zählen, die ja dem Einzelmenschen das Gefühl der Stabilität seines Platzes in der Gesellschaft gegeben hatten; die raschen Wandlungen innerhalb der gegebenen Gesellschaft, die deren Struktur verletzen und manchmal sogar zerschlagen, die Spannung und den Mangel an Stabilität in der internationalen Situation, die angesichts der zerstörenden Kraft der heutigen Kriegsmittel die Menschen der ganzen Welt der Gefahr der Ausrottung aussetzt, dann sind die Gefühle der Angst und der Einsamkeit nicht nur verständlich, sondern auch als Einwirkung von Faktoren objektiver Natur auf die menschliche Psyche erklärlich. Natürlich übt das gesellschaftliche System auch in diesem Bereich einen übermächtigen Einfluß aus - der Kapitalismus in Richtung der zunehmenden Atomisierung der Gesellschaft und der entsprechenden Empfindungen der Einzelmenschen, der Sozialismus in Richtung der Milderung dieser Erscheinung. Aber sie verschwindet im Sozialismus nicht, weil die sie verursachenden Faktoren mit den Grundlagen jedweder Industriegesellschaft verbunden sind und daher, zumindest bis zu einem gewissen Grade, über den politischen Systemen stehen. Auch ist keineswegs ex definitione im voraus gesagt, daß solche Erscheinungen im Sozialismus viel leichter verlaufen. Wenn Prozesse einer raschen Industrialisierung in der sozialistischen Gesellschaft eines Landes, das vorwiegend Agrarland ist, vor sich gehen, wenn durch die Massennigration der Landbevölkerung zu den Industriezentren zusätzlich negative Folgen ausgelöst werden, indem bestehende Mikrostrukturen zerschlagen werden, so können die unmittelbaren Konsequenzen im Bewußtsein der Menschen der sozialistischen Gesellschaft fühlbarer sein als in einer stabilisierten und durch genügend alte Traditionen gefestigten kapitalistischen Gesellschaft. Als Beispiel mag England dienen und seine immer noch wirksame geistige Immunität gegen den Einfluß des Existentialismus, die bestimmt tiefere gesellschaftliche Ursachen hat.

Angesehen davon, wie die einen oder anderen Einzelheiten des Problems aussehen, ist eins sicher: Industrialisierung und Verstädterung haben eine Atomisierung der Gesellschaft zur Folge, im Sinne der Isolierung des persönlichen Lebens, der privaten Sphäre ihrer Mitglieder. Und darauf folgt eine besonders fühlbare Form der Entfremdung - die Verarmung der Persönlichkeit des Menschen. Je mehr eine Gesellschaft vom Gesichtspunkt des individuellen Lebens atomisiert ist, um so vereinsamer ist der Mensch, um so entfremdeter und um so depersonalisierter ist infolgedessen sein Leben, weil die Gesellschaft, ihre Verhältnisse und Institutionen um so stärker als sachliche und fremde Kraft gegen ihn auftreten. Je mehr die Umwelt, zu der wir auch die traditionell zur privaten Sphäre gehörenden Verhältnisse (wie nachbarliche, Familien- und mit der Arbeit verknüpfte Verhältnisse) rechnen, beginnt, dem Individuum gegenüber oder im Empfinden des Individuums als äußerlich und fremd aufzutreten, um so entfremdeter und daher um so einsamer ist der Mensch. Das ist ein schweres Problem für die sozialistische Gesellschaft, die doch zum Kampf gegen die Entfremdung und die aus ihr resultierende Depersonalisierung berufen ist.

Ist das jedoch vielleicht nur eine Erfindung der Intelligenz, die den proletarischen Teil der Gesellschaft überhaupt nicht betrifft und die von der Arbeiterklasse überhaupt nicht verstanden wird? Ich formuliere die Frage so, weil sie Anschauungen widerspiegelt, die tatsächlich in gewissen Kreisen auftreten, die traditionelles Mißtrauen gegen die Intelligenz kennzeichnet (wobei sie vergessen, daß diese Intelligenz seit langem in der absoluten Mehrheit klassenmäßig und ideologisch "unsere" Intelligenz ist). Ein solcher Standpunkt ist Beweis der schwachen Orientierung in gesellschaftlichen Erscheinungen. Es stimmt, bewußte Selbstbetrachtung in diesen Fragen finden wir vor allem in Intelligenzkreisen, aber daraus, daß andere Milieus gewisse Probleme nicht explizite formulieren, geht durchaus nicht hervor, daß sie diese Probleme nicht fühlen, sondern nur, daß sie sich ihrer nicht klar bewußt sind und sie nicht in Worten auszudrücken vermögen. Die "existentialistische" Haltung zum Leben nehmen nämlich nicht nur jene ein, die Überlegungen über das Thema der Einsamkeit des Einzelmenschen anstellen, sondern auch jene, die ihren "Wurschtigkeitsstandpunkt" gegenüber diversen Problemen in Saufen, tierischer Befriedigung der Instinkte, Rowdytum usw., äußern. Das heißt, dieselben Gesinnungen äußern sich nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Ich gebe zu, mir ist die erstgenannte lieber, weil sie weniger direkten gesellschaftlichen Schaden anrichtet.

Das Problem ist zweifellos real und komplex und betrifft nicht nur eine kleine gesellschaftliche Gruppe. Das Problem ist schwierig, weil es auch mit der depersonalisierenden Einwirkung der modernen, in den Industrialisierungsprozessen angewandten Technik zusammenhängt. Diese Prozesse sind nicht rückgängig zu machen und im sozialen Fortschritt unvermeidlich. Wie kann man daher ihre negativen Folgen im Bereich der menschlichen Persönlichkeit vermeiden? Diese Frage kann heute wohl keiner beantworten, aber stellen muß man sie, um die Situation klar zu erkennen und rechtzeitig richtige Schritte der Abhilfe zu ersinnen.

Ein anderes Problem dieser Art ist die Frage der Massenkultur. Uns interessiert hier nur ein ganz bestimmter ausgewählter Aspekt dieser vieldiskutierten Frage, nämlich jener, der mit der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit zu tun hat.

Der Ausdruck "Massenkultur" kann bedeuten "in den Massen verbreitete Kultur". Weder das Postulat in Verbindung mit der Entwicklung und

Demokratisierung der Gesellschaft (Kultur nicht nur für Auserwählte, sondern für die ganze Gesellschaft, weil jedes Mitglied das Recht auf volle Entwicklung seiner Persönlichkeit hat), noch als Feststellung des bereits erzielten Fortschritts in diesem Bereich (Marx sagte diesen im Kapital ausdrücklich voraus, als er die Notwendigkeit der Hebung des intellektuellen Niveaus der Arbeiterklasse zusammen mit dem Fortschritt der Produktionstechnik und den damit verbundenen Anforderungen des technischen Wissens ins Kalkül zog) weckt dieser Ausdruck irgendwelchen Vorbehalt. Der Ausdruck "Massenkultur" hat jedoch noch eine zweite, ebenfalls verbreitete und mit der Praxis verknüpfte Bedeutung, die Widerstand und Diskussionen hervorruft: in diesem zweiten Sinne bedeutet der Ausdruck soviel wie "Kultur für die Massen", zum Unterschied von der Kultur für die Elite, eine mehr esoterische, weil schwere und unverständliche Kultur.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß zusammen mit den Unterschieden im Bildungsniveau der Gesellschaft auch kulturelle Unterschiede ihrer einzelnen Klassen und Schichten auftreten. Die historische Genese und traditionelle Struktur der gegenwärtigen Gesellschaften gestattet noch nicht, daß alle Kulturgüter - insbesondere jene, deren Konsumtion besondere Vorbereitung und Wissen erfordert - allen zugänglich gemacht werden. Daraus folgt jedoch nur ein Schluß, insbesondere vom Gesichtspunkt der erzieherischen Aufgaben der sozialistischen Gesellschaft: man muß alles tun, um die Lücke in der Bildung der Massen möglichst rasch zu füllen und die Massen stets aufwärts zu führen, d. h. sie zu einer kulturellen Elite erziehen. Aus diesem Gesichtspunkt ergeben sich konkrete Schlußfolgerungen nicht nur im Bereich der Volkserziehung, deren Niveau ständig steigt und die im Kommunismus die Grenzen der Utopie Platons erreichen sollte, sondern auch im Bereich der Hebung der künstlerischen Kultur, des Geschmacks und des künstlerischen Empfindens der Menschen.

Aber dieses Postulat, das einzig richtige im Sozialismus, steht im ausdrücklichen Widerspruch zur Losung (und zur Wirklichkeit) der "Massenkultur" als einer 'speziellen Kultur für die Massen', d. h. einer Kultur, die entsprechend präpariert ist, um den Massen zugänglich zu sein und von ihnen akzeptiert zu werden. Weil sich aber die so verstandene "Massenkultur" dennoch entwickelt, und zwar aus verschiedenen Ursachen, vertieft dies von einer bestimmten spezifischen Seite die Erscheinung der Entfremdung und wirkt den Tendenzen einer allseitigen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit entgegen.

Ich möchte hier auf zwei unter vielen Ursachen der Intensivierung dieser Erscheinungen in den heutigen Gesellschaften aufmerksam machen.

Eine trägt den Namen "Kommerzialisierung der Kultur". Dahinter steckt das einfache Postulat der Rentabilität der kulturellen Produktion: Bücher, Musik, Theater, Kino, Rundfunk, Fernsehen usw. Ein Postulat, das in seinen gesellschaftlichen Folgen für das Niveau der kulturellen Entwicklung katastrophal ist. Es führt nicht dazu, daß die Menschen Kultur gelehrt, ihr kulturelles Niveau gehoben wird, sondern verursacht vielmehr eine Senkung des Niveaus der Kultur, indem dem Geschmack der Philister geschmeichelt wird. Auf solche Weise wächst eine Kultur der billigsten Sensationsromane, Comics, Wildwestgeschichten und Sexbomben im Film, usw. heran. Man versteht, warum das im Kapitalismus so ist, und im Rahmen des Kapitalismus ist es nicht einmal möglich, dieser Tendenz entgegenzuwirken. Sutzig machen muß jedoch, wenn sich solche Tendenzen und Losungen innerhalb des Sozialismus zeigen, weil sie contra naturam dieser Gesellschaftsordnung sind. Ich erwähne das nur, weil

seinerzeit diese Krankheit - als eine der fatalsten Folgen der ideellen Konfusion nach dem Oktober - sich bei uns breitmachte und bisher noch nicht gänzlich ausgemerzt wurde. Man muß in diesem Zusammenhang einige Truismen sagen, weil in gewissen Situationen Truismen an Wert gewinnen: die "Rentabilität" der Kultur mißt man an ihren Folgen im Bewußtsein der Menschen und nicht am materiellen Gewinn. Materiell muß man für die Kultur soviel ausgeben, wie sich die Gesellschaft in der gegebenen Situation mit Rücksicht auf die allgemeine Lage leisten kann. Aber man muß diese Ausgaben als spezifische Investitionen im Bereich der geistigen Umgestaltung der Gesellschaft betrachten und nicht als ein einträgliches Geschäft. Bei der Kultur "zahlt man nicht drauf", der Terminus selbst ist hier falsch angewandt, Kultur finanziert man einfach und erwartet die Fruktifikation der Ausgaben in einem ganz anderen Bereich, eine Fruktifikation, die sich nicht direkt in Geld umrechnen läßt. Wer das nicht versteht, versteht einfach die Bedeutung der Kultur im gesellschaftlichen Leben nicht und auch nicht die Art und Weise, wie ihr Mechanismus funktioniert. Wer aber versucht, aus diesem Unverständnis praktische Schlüsse in Form der "Rentabilität" der Kultur zu ziehen, handelt nicht nur falsch, sondern vom Gesichtspunkt der erzieherischen Postulate des Sozialismus aus auch schädlich.

Die zweite Ursache trägt den Namen "für die Massen verständliche Kultur". Diese erfordert eine eingehendere Analyse, weil sie auf spezifische Weise mit dem Sozialismus verbunden und in ihrem Wesen viel komplizierter ist.

Wie in vielen anderen Fragen der Strategie und Taktik der gesellschaftlichen Entwicklung, muß man in der Kulturpolitik zwei Extreme vermeiden: den Avantgardismus, der raffinierte neuerliche Erzeugnisse und experimentierendes Kulturschaffen Konsumenten anbietet, die sie nicht verstehen und zu ihrer Perzeption nicht vorbereitet sind und die daher nur entmutigt und abgestoßen werden. Das zweite Extrem besteht darin, im Schlepptau des fixierten Geschmacks der Massen einherzuziehen, was gleichbedeutend ist mit Kapitulation vor dem Geschmack des Spießbürgers, weil angesichts der Struktur der gegenwärtigen Gesellschaften (auch der sozialistischen, in denen die überwiegende Mehrheit der Arbeiterklasse aus dem Bauernstum stammt, und erst vor kurzer Zeit in die Stadt übersiedelte) eben dieser Geschmack dominiert. Die erzieherische Aufgabe besteht also in diesem Bereich darin, die Massen ununterbrochen zu bilden, vorzubereiten und ihr kulturelles Niveau zu heben.

Wenn wir nun im Lichte des bereits Gesagten versuchen, den Ausdruck "für die Massen verständliche Kultur" zu interpretieren, so können wir mindestens zwei Bedeutungen unterscheiden.

Die erste ist soviel wie eine Warnung davor, den Massenkonsumenten mit Kulturprodukten zu überraschen, auf deren Rezeption er nicht vorbereitet ist, und die daher von ihm als unverständlich und verwerflich abgelehnt werden. Das Resultat der erzieherischen Aktion ist in diesem Falle negativ. In diesem gemäßigten Sinne ist die häufig angewandte Losung von der für die Massen verständlichen Kultur (Literatur, Kunst, Musik usw.), d. h. einer Kultur, auf die man die Massen irgendwie vorbereitet hat, einer Kultur, die eine ständige Aktion der "Erziehung der Massen" voraussetzt, zweifellos richtig. Unrichtig und sogar sinnlos wäre der Versuch, einem durchschnittlichen Bauernpublikum mit einem Konzert sogenannter Geräuschkulisse oder einem Schauspiel von Beckett oder Ionesco zu kommen.

Im zweiten Sinne jedoch bedeutet das Schlagwort "für die Massen verständliche Kultur" die Forderung, die Produktion der Kulturgüter

an ein Niveau und an einen solchen Typ des künstlerischen Schaffens anzupassen, den die Massen lieben und gerne entgegennehmen. Leider schleicht sich dieser zweite Sinn merklich in verschiedene politische Äußerungen über Kultur ein, obwohl er einem Programm des Ausgleichs nach unten gleichkommt. Die "Massen" verstehen nicht nur dodekaphonische Musik nicht, sie verstehen auch solche unsterbliche Werke des musikalischen Genies wie Beethovens IX. Symphonie oder die Matthäus-Passion von Bach nicht. Soll man deshalb diese Werke auf den Misthaufen werfen und dafür auf ein Piedestal heben, was auch musikalische Ignoranten von der Musik gern akzeptieren - leichte Musik, leichten Jazz, Schlager, und es dabei bewenden lassen? Soll man dann der Reihe nach mit den Meisterwerken der Literatur (die Massen verstehen ohne Vorbereitung nicht nur Joyce oder Kafka nicht, sie verstehen auch Goethes "Faust" nicht), der Malerei (was tun mit El Greco oder den Werken der Impressionisten? Von exponierteren Richtungen schon gar nicht zu reden) usw. usf. ähnlich vorgehen?

Diese Fragen sind natürlich rhetorisch. Es ging nur darum, zu zeigen, wie falsch diese Losung ist. Ohne Recht auf Neuerertum, das in der Regel für den Großteil der zeitgenössischen Menschen und nicht nur für die Massen unverständlich ist, ohne das Recht, in der Entwicklung der Kultur gegen den Strom zu schwimmen, wäre diese zum Stillstand und in der Folge zum Untergang gezwungen. Ohne Recht auf Experimente, die nur für die kulturelle Elite verständlich sind, gäbe es in der Kultur keinen Fortschritt und keine Entwicklung. Daraus also, daß die Massen einer gegebenen Periode etwas an der Kultur nicht verstehen, geht durchaus nicht hervor, daß dieses Etwas schlecht ist, sondern meist, daß das Auge, das Ohr, überhaupt der Geschmack des Abnehmers noch nicht entsprechend gestaltet und eingeübt sind. Die Schlußfolgerung ist einfach: es gilt, nicht die Künstler zum Niveau der Massenabnehmer hinunterzuziehen, sondern umgekehrt alles zu tun, um die Massen auf das Niveau der führenden Vertreter der Kultur zu heben. Und daraus folgt: man darf die eigene Ignoranz oder seinen eigenen schlechten Geschmack nicht zum Maßstab dessen machen, was schön und fortschrittlich ist, sondern man muß aus der gesamten bisherigen Geschichte der Kunst und Kultur überhaupt Schlüsse ziehend, Bescheidenheit lernen vor den Kennern dieser Fragen und vor allem vor Neuerern in der Kunst, die als Elite im gegebenen Gebiet neuen Strömungen den Weg bahnen, Strömungen, die uns vielleicht sonderbar erscheinen mögen, weil wir an etwas anderes gewöhnt sind, die sich aber meist schon für unsere Kinder in eine selbstverständliche Alltäglichkeit verwandeln. Niemand zwingt uns, Gefallen zu finden an Kulturprodukten, welche unser Geschmack nicht akzeptiert, aber die Vernunft gebietet, unseren Geschmack nicht zum absoluten Kriterium zu machen und in diesen Dingen Maß und Bescheidenheit zu wahren.

Welche praktischen Schlußfolgerungen ergeben sich daraus im Bereich der erzieherischen Aktion, die eine möglichst volle Entwicklung des Menschen der sozialistischen Gesellschaft anstrebt? Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß die Disharmonie zwischen den geltenden kulturellen Normen, dem geltenden künstlerischen Geschmack und dem Keim einer neuen, weiteren Entwicklung der Kultur eine objektive Gesetzmäßigkeit der Entwicklung dieser Seite des gesellschaftlichen Lebens ist, eine Gesetzmäßigkeit, die von der Gesellschaftsordnung nicht geändert wird. Wir müssen den Konservatismus der menschlichen Psyche bewußt überwinden. Er beruht darauf, daß bestimmte Vorbilder und Stereotypen durch Erziehung gefestigt sind. Seine Überwindung darf aber ebenfalls nur durch entsprechende Erziehung erfolgen, also indem man den breiten Massen neue Vorbilder

zugänglich macht. Geht es doch darum, daß die Wahl, die in gesellschaftlichem Maßstab darüber entscheidet, welche Ideen und Strömungen als dauerndes Element in der Schatzkammer der gesellschaftlichen Kultur bleiben und welche sich als "ideelle Hobel-späne" erweisen, die als wertlos oder für die gegebene Epoche unverständlich verworfen werden, möglichst bewußt alle Elemente in Rechnung ziehen soll, die hier von Bedeutung sind. Zu diesem Zweck dürfen jedoch die Gesellschaft und ihre Organe nicht die Rolle von Zensoren spielen wollen, die von vornherein wissen, was niemand weiß und niemand wissen kann, über Wert und Perspektiven der gegebenen Strömungen und Ideen ein vorschnelles Urteil fällen und diesen Strömungen und Ideen den Zutritt zum Massenabnehmer versperren, weil sie angeblich wertlos oder sogar schädlich sind. Im Gegenteil: Die Gesellschaft und ihre Organe sollten die Aufgabe einer Quelle der Information und eines Lehrers erfüllen, der alles, was neu ist, den breiten Massen der Abnehmer der Kultur zugänglich macht und zugleich dieses Publikum belehrt (in dem Sinne, daß er ihm ein Maximum an objektiven Kenntnissen über die Geschichte und den Ideenkreis der neuen Richtung liefert). Das breite Publikum ist ja letzten Endes der höchste und einzige Richter in diesen Dingen, ein Richter, der Urteile über Leben und Tod ausspricht. Wenn wir so vorgehen, handeln wir nach den Postulaten der Erziehung und Gestaltung der Persönlichkeit der Menschen im Sozialismus. Nur auf diese Weise wirken wir der Entfremdung in einer gewissen Sphäre des Lebens entgegen (in diesem Falle in der Sphäre der künstlerischen Anschauungen und des Geschmacks der Menschen) und arbeiten wir, den Konservatismus bekämpfend, zugunsten der ununterbrochenen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit in Richtung der Grenze, die die unerreichbare Vollkommenheit ist.

Das letzte Problem, das ich hier andeuten möchte, ist ähnlicher Natur; es hat auch mit dem Bewußtsein zu tun. Ich meine den Prozeß der Entwicklung der Wissenschaft, der unweigerlich zur Spezialisierung führt, und die sich in diesem Zusammenhang vertiefende Desintegration des Wissens, während das Postulat der totalen menschlichen Persönlichkeit einen umgekehrten Prozeß voraussetzt, d. h. die Universalität und Integralität des Wissens - was heute wie eine Utopie anmutet. Hier haben wir noch eines der Probleme, die in den Erwägungen zu dem Thema Mensch des Kommunismus eifrig ver-mieden wurden, obwohl es sich hier, wegen der Objektivität der Prozesse, um typische Probleme handelt, die über den Systemen stehen.

Das Ideal des Weisen aus dem Altertum, der ein wahrer Freund des Wissens war (Philosophos), wie auch das Ideal des Denkers der Renaissance, mit ihrem vielseitigen und das Bild der Wirklichkeit zu einem Ganzen integrierenden Wissen, gehört schon lange der Vergangenheit an. Heute wissen wir, wie Bertrand Russell witzig sagte, immer mehr über einen immer kleineren Problembereich und nähern uns dem Tag, da wir alles über nichts wissen werden. Das ist so, nicht weil die heutigen Menschen dumm sind oder weil sie der Klassencharakter der Gesellschaftsordnung dazu treibt. Der Prozeß besitzt objektiven Charakter: Wir wissen heute immer mehr, und der Wissensbereich läßt sich von keinem einzelnen Hirn erfassen. In einer Zeit der Sturzflut von Fachliteratur, die niemand - nicht einmal in einem sehr engen Bereich - voll zu beherrschen vermag, in einer Zeit, da das menschliche Wissen sich nicht nur im Zustand ständiger und rascher Entwicklung befindet, sondern geradezu eine permanente Revolution durchmacht, ist die Spezialisierung der Gelehrten, die immer weiter fortschreitet, ein objektiver Prozeß, der im Sozialismus ebenso wirkt wie im zeitgenössischen Kapitalismus.

Einerseits ist das ein nicht nur notwendiger, sondern auch fortschrittlicher Prozeß, da dank ihm das Wissen sich bereichert und auch die Fähigkeit der Menschen zunimmt, diese Welt zu beherrschen und in ihrem Interesse umzugestalten. Andererseits aber ist es ein negativer und rückschrittlicher Prozeß, weil er das menschliche Wissen desintegriert und, auf diese Weise das menschliche Bild der Welt in immer kleinere, miteinander nur locker, wenn überhaupt noch, verbundene Fragmente zerschlagend, den Fortschritt des Wissens des Menschen von der Welt hemmt und damit seine Fähigkeit beschränkt, den Mechanismus dieser Welt richtig zu verstehen und sie zu beherrschen und umzugestalten. Besonders fühlbar ist in dieser Hinsicht die sich verbreiternde Kluft zwischen dem Wissen um die Natur und dem Wissen um den Menschen. Es ist also ein Prozeß, der widerspruchsvolle Tendenzen aufweist, was in der Wirklichkeit oft vorkommt, und zugleich ein Prozeß, der sich direkt auf die Gestaltung der menschlichen Persönlichkeit auswirkt, was nicht mehr eine so häufige Erscheinung ist.

Das Problem der Integration der Wissenschaft ist eines der dominierenden Themen unserer Tage, weil alle Geister, die instande sind, über die handwerkliche Seite der wissenschaftlichen Werkstatt hinauszublicken, den immer mächtigeren Prozeß der Desintegration mit Schrecken beobachten. Leider wurde zu diesem Thema bisher wenig gesagt, was außer einem schönen Klang auch praktische Bedeutung hätte. Und ich befürchte, daß wenig zu sagen sein wird, so wir nicht versuchen, uns von den heutigen Möglichkeiten freizumachen, und - die aufsteigende Perspektive des Morgen in Rechnung stellend - ein wenig die Phantasie spielen lassen. Die Geschichte der Wissenschaft liefert übrigens Beweise, daß Lehren, die sich auf Voraussagen der künftigen Entwicklung stützen, oft ein wichtiger Faktor des Fortschritts der Wissenschaft waren.

Man kann nicht behaupten, daß heute keine Anstrengungen gemacht werden, die Wissenschaft zu integrieren: Vor allem spricht man viel darüber, und zweitens versucht man von Zeit zu Zeit, Spezialisten verwandter Gebiete zusammenzurufen, damit sie sich "verständigen" und eine gemeinsame begriffliche Apparatur herausarbeiten. Veranstaltungen dieser Art enden übrigens für gewöhnlich mit Fiasko und rascher Entmutigung und machen - wenigstens auf mich - einen beklemmenden Eindruck, weil sie vor Augen führen, wie wenig Spezialisten verwandter Gebiete, oft innerhalb ein und derselben Disziplin, einander zu sagen haben (ich habe das z. B. bei Philosophen, Soziologen und Sprachwissenschaftlern beobachtet) und wie schlecht sie einander verstehen.

Was kann man in dieser Hinsicht tun? Ich sehe zwei Möglichkeiten für die künftige Gesellschaft.

Die eine ist verbunden mit der Notwendigkeit und Möglichkeit einer Änderung des Bildungssystems. Dieses ist heute phantastisch konservativ, und die Änderungen, die in dieser Hinsicht im sozialistischen System vorgenommen wurden, sind minimal.

Vor allem die allgemeine Bildung. Nur ein fundamentaler Umbau der Basis der allgemeinen Bildung kann uns aus dem Marasmus herausreißen, der unser Wissen um die Welt spezialistisch zerstückelt, und uns dem Ideal des integrierten Wissens und des vom Gesichtspunkt seiner Kenntnisse universellen Menschen näherbringen. Sowohl der Umfang des allgemeinen Unterrichts wie auch sein Programm widersprechen jedoch einer solchen Zielsetzung.

Die heutige Schule dauert, rein zeitlich, genauso lang und ist genauso konstruiert wie die Schule zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Dabei ist doch das menschliche Wissen in dieser Zeit quantitativ und qualitativ so gewachsen, daß wir in einer ganz anderen Welt der Wissenschaft leben. Diese Tatsache hat weder in der Dauer der Schulzeit noch im Lehrplan ihren Niederschlag gefunden. Sogar im Vergleich mit den alten Griechen, die genau wußten, daß Erziehung im Bereich der Kunst und Kultur (unter anderem der Kultur des Wortes, wovon man in unserem Schulsystem immer noch nichts hört) eines der Hauptelemente der Erziehung des vollen Menschen ist, den das Ideal kalos kai agathos kennzeichnet. Der Ausweg aus dieser Lage besteht - sonderbarerweise - in einer Rückkehr zu einer Utopie des Altertums, der die heutige Wirklichkeit realen Charakter verleihen kann. Plato forderte, daß jene, denen die Leitung der öffentlichen Fragen obliegt - es ging um eine ganze gesellschaftliche Schicht -, verschiedene Wissenszweige bis zum vierzigsten Lebensjahr studieren und erst dann, nachdem sie Wissen und die mit den Jahren erworbenen Lebenserfahrungen angesammelt haben, zur Praxis übergehen sollen. Und was war das corpus des Wissens, das es zu Zeiten Platons zu beherrschen galt, im Vergleich zu unserem, wenn man die Gestaltung eines universalen und totalen Menschen auch in Hinsicht seines Wissens postuliert?

Vor allem muß man also die Dauer des Unterrichts und der Studien verlängern, und zwar um viele Jahre, wenn man wirklich eine solide Basis der Allgemeinbildung herstellen will, auf Grund welcher erst die Spezialisierung schmerzlos verlaufen können wird - ohne Verstümmelung der Persönlichkeit des Menschen im Sinne einer Umgestaltung in einen vielseitig ausgebildeten wissenschaftlichen Handwerker, der oft peinlich unwissend ist in anderen Bereichen des Wissens und Lebens. Hand in Hand damit wird natürlich ein gründlicher Umbau der Lehr- und Studienpläne gehen müssen, die auf allen Stufen zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt und sorgfältig durch eben jene Wissensspären ergänzt werden sollen, die nicht einen Bestandteil des künftigen Fachgebietes dieses Menschen ausmachen werden. (Das bedeutet den Sieg eines Prinzips, das dem heute im Schulsystem herrschenden diametral entgegengesetzt ist, sowohl im Mittel- wie im Hochschulwesen.) Ein Problem für sich ist, wie man die Frage des Kontaktes mit dem Leben, mit der Praxis löst, die in einer Zeit, da erwachsene Menschen studieren, besondere Bedeutung annimmt, will man diese Menschen nicht auf eine andere Weise verkrüppeln. All das sind offene, außerhalb der Utopie faktisch bisher noch unberührte Fragen. Notwendig ist vor allem, daß wir uns vergegenwärtigen, daß es um reale Fragen und Aufgaben geht, auch um die Fragen, welche Zeitspanne zu einer Lösung nötig wäre und ob der Gesellschaft eine solche Zeitspanne tatsächlich zur Verfügung stehen wird.

Wird eine Verlängerung der Schul- und Studienzeit der Mitglieder der neuen Gesellschaft wirklich möglich sein? Ich bin überzeugt, daß sie nicht nur möglich, sondern gesellschaftlich notwendig ist, daß die Gesellschaft sich bald in einer Lage finden wird, in der sie eine Lösung des Problems der Freizeit suchen muß. Die Angelegenheit hängt direkt mit der schon oben erwähnten Frage der Automation zusammen. Infolge der Revolution in der modernen Wissenschaft stehen wir heute an der Schwelle einer neuen industriellen Revolution, was alle wissen, obwohl nicht alle genug Phantasie haben, um sich Folgen einer solchen Revolution auch nur nebelhaft vorzustellen. Ihr Hauptmerkmal wird eine Automation sein, die nicht nur die scheinbar utopischen Postulate der Abschaffung des Unterschiedes zwischen geistiger und physischer Arbeit erfüllt, sondern auch die Menschheit von Jehovas Fluch befreit, der sie verurteilte,

im Schweiß ihres Angesichtes zu arbeiten. Die Zeit ist nicht weit entfernt, und wir sind - auf der ganzen Welt - ernsthaft verspätet im Überlegen der eventuellen Folgen. Schwierigkeiten in Form der Arbeitslosigkeit der massenhaft von Automaten verdrängten Menschen werden nämlich nicht nur die Kapitalisten haben. Auch jene Gesellschaften, die sich vom Privateigentum an den Produktionsmitteln befreit haben und die Gespenst der Arbeitslosigkeit nicht fürchten, werden vor dem großen Problem der Freizeit stehen, einem allgemeinen Problem der Menschheit, die sich in einer neuen Situation befindet. Die Rückkehr ins Paradies ist nämlich keine einfache und leichte Sache. Die Arbeit ist nicht nur ein Fluch, sondern auch eine Quelle der Zufriedenheit, und wer weiß, ob der von ihr befreite Mensch glücklich sein wird. Ungewiß ist auch, ob er nicht, wenn man ihn nicht lehrt, wie die freie Zeit zu verbringen, beginnt, sie, wenn auch nur aus Langeweile, schlecht zu nutzen. Für eine solche Möglichkeit scheint das Beispiel der Jugend Schwedens zu sprechen, die Muße und Wohlstand in einen pathologischen Zustand treiben, der davon zeugt, daß unter nicht entsprechenden gesellschaftlichen Bedingungen Wohlstand zu einem Unglück werden kann. Davon zeugt auch die Tatsache, daß eine rasche Kürzung der Arbeitszeit, wird die Freizeit nicht mit einem gebührenden Inhalt gefüllt, besonders bei der Jugend ein ebenso rasches Ansteigen der Kurve der Verbrechen nach sich zieht, und zwar nicht nur in kapitalistischen Ländern. Mit einem Wort, die Revolution im Bereich der Freizeit der Gesellschaft wird ein Programm erfordern, das diese gewonnene Zeit mit einem entsprechenden Inhalt füllt, den Menschen Beschäftigung gibt, sie an gesellschaftlich vorteilhaften Dingen interessiert. Kann es in dieser Situation etwas Anerkennenswerteres und Richtigeres geben als ein allgemeines Unterrichtsprogramm, eng verbunden mit der Praxis, ein allgemeines Programm der Gestaltung der vollen Persönlichkeit des Staatsbürgers?

Die Sache ist real, mehr noch, sie ist vom gesellschaftlichen Gesichtspunkt notwendig, sowohl was die Beschäftigung der vom Automaten verdrängten Menschen betrifft wie auch deren Formung nach den Postulaten der kommunistischen Gesellschaft. Die Sache wird vom Gesichtspunkt der notwendigen Überlegungen und Vorbereitungen sogar dringend. Zugegeben, es ist nicht eine Frage der nächsten paar Jahre, und wir haben heute unmittelbar andere Sorgen, die dem Skeptiker erlauben, mitleidvoll zu lächeln, wenn er solche Ausführungen hört. Aber das sind dumme Skeptiker, sehr dumme. Wer nämlich die Perspektiven nicht sieht und nicht versteht, wer sich nicht zu einer auf realen Voraussetzungen beruhenden Vision - ja wohl, Vision - der Zukunft aufschwingen kann, der beweist weder seine Weisheit noch seinen Wirklichkeitssinn, sondern bloß seine Beschränktheit. Es geht um die Sache einer Generation, aber das Jahr 2000, über das Überlegende Menschen auf der Welt heute bereits eine Ausstellung vorbereiten, wird das Jahr einer anderen Epoche sein, nicht nur im Sinne eines neuen Millenniums. Wir stehen vor der größten Revolution in der Geschichte der Menschheit und können nicht zulassen, daß sie uns überrascht. Weil - wie wir schon sagten - ein unvorbereiteter Wohlstand zur Quelle vieler Schwierigkeiten und Komplikationen, wenn nicht des Unglücks werden kann. Die sozialistische Gesellschaft hat eine außerordentliche Chance, in dieser Hinsicht bewußt neue Wege für die ganze Menschheit zu bahnen.

Diese Perspektive bringt aber auch einen Funken Hoffnung in das scheinbar hoffnungslose Problem des Widerspruchs zwischen dem allgemeinen Fortschritt des menschlichen Wissens und dessen Zerstückelung und Desintegration, die drohen, die menschliche Persönlichkeit zu verstümmeln.

Es gibt noch einen zweiten Faktor, der uns hier zu Hilfe kommt, zumindest als Zukunftsvision. Ich meine die Elektronengehirne, also mit einem "Gedächtnis" bewachte Maschinen.

Ein großes Problem der Gegenwartszivilisation, das beginnt, die Persönlichkeit der Menschen und deren Entwicklungsmöglichkeit zu belasten, ist die Flut von Informationen, die für das wachsende Wissen um die Welt erforderlich sind, die aber schon jetzt die Möglichkeiten des menschlichen Hirns übersteigen. Der folgende Ausweg beginnt sich hier abzuzeichnen: die Masse der Informationen wird auf das "Gedächtnis" der Automaten abgewälzt werden, die jeder Mensch zur Verfügung haben wird. Für das menschliche Hirn wird dann nur das notwendige Quantum allgemeiner Kenntnisse und die Funktion der geistigen Verarbeitung zu reservieren sein. Im Augenblick ist ein derartiges Programm jedoch nicht nur nebelhaft, es läßt sich nicht einmal konkretisieren. Was heißt das, daß eine Maschine Informationen in ihrem "Gedächtnis" speichern wird, der Mensch hingegen nur allgemeine Kenntnisse im Gedächtnis zu halten braucht? Sogar wenn wir eine entsprechende Programmierung der "allgemeinen" Informationen in Form einer bestimmten Synthese, nämlich durch ständige Ausbildung des Menschen und die Ergänzung seines Wissens durch Maschinen voraussetzen, so ist es fraglich, ob und wie weit dies überhaupt möglich ist. Sicher ist dagegen, daß die Elektronengehirne ein ungeheuer wichtiges Hilfsmittel zur Ergänzung des menschlichen Wissens sind und daß die Entwicklung derartiger Apparate neue Möglichkeiten schaffen kann, die sich bisher nicht voraussagen ließen. Jedenfalls ist das ein weiterer Hinweis darauf, daß schwerartige Probleme der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit, im Sinne einer maximalen Erfüllung, in der Zukunft neue und interessante Lösungen finden werden. Diese Probleme zu analysieren und anzudeuten lohnt, schon um sie in Blickweite, im Bereich unserer Sorge zu behalten.

(c. 1965 by Państwowe Wydawnictwo Naukowe Warszawa)

Berlin, am 25.5.72

A k t e n n o t i z

zum Gespräch mit Bischof Schönherr am 28.4.72 von
9.00 bis 10.30 Uhr

Gesprächspunkte:

1. Profilierung der Abteilung I im Ökumenisch-
missionarischen Amt

Schoztstädt überreicht Schönherr den Text, der im Amt erarbeitet worden ist. Schönherr will sich mit dem Text beschäftigen und dann im Rat seine Meinung äußern.

2. Schottstädt berichtet über die Polenreise und teilt einen Termin für einen Besuch von Vertretern des Polnischen Ökumenischen Rates mit. Schönherr nimmt diese Mitteilung auf und wird an Bischof Niewiczazal persönlich schreiben. Ein Kreis von Gesprächspartnern soll von Schönherr eingeladen werden. Es ist daran gedacht, daß die einzelnen Mitarbeiter nicht offiziell behandelt werden.

3. Schottstädt übergibt Arbeitsmaterialien der Gossner-Mission in der DDR:

- a) Ruhlsdorfer Protokoll. (Dazu: der Ökumenische Rat wünscht einen englischen Text als erste Veröffentlichung des Bundes).
- b) Ein Protokoll über Engagierte.
- c) Schreiben Schalge/Hootz über Gossner-Financen.

4. Kontakt mit der Schweiz.
Wenn Arbeitskontakte mit der Schweiz weiter aufgenommen werden, soll der Bund immer Mitteilung bekommen.

5. Einstellung von katholischen Theologen: keine große Sache daraus machen, da zwischen Bund und katholischer Kirche Sachgespräche sehr hart geführt werden müssen. Aber stillschweigend die Arbeit beginnen und mit dem Konsistorium verhandeln.

6. Schönherr sagt für ein Podium am 30.9.72
zum Thema "Der Pfarrer der Zukunft" zu.
Der Kreis im Podium soll mit ihm vereinbart werden.

Weitere Gesprächspunkte:

die neue Satzung der Gossner-Mission in der DDR
Personalpolitik
Christliche Friedenskonferenz
"Nehmt mich in die Mitte".

Insgesamt:

Schönherr wünscht, daß sich die Gossner-Mission in der DDR
weiterhin profiliert. Es sollten aber immer
verbindliche Gespräche mit Kirchenleitungen
angestrebt werden.

*Wahlkampf
+ danach* → *Alt-Brief* → *alte
Neuauflage
heute* *Zur
Bü*

Predigt am Tag der Ordination, am 19. 11. 72, in Gröden
von Eckhard Schülzgen

Matth. 23, 1 - 12

- 1.a) Dieser Tag, liebe Gemeinde, hat für uns zwei Gesichter. Das eine lächelt uns aus der bestehenden Ordnung unserer Kirche an und lädt uns ein, uns in diese Ordnung hineinzugeben. Es wird heute in unserer Gemeinde das alte Amt wieder besetzt, eine Position, die im Aufbau unserer Kirche einen besonderen Platz und ein besonderes Gewicht hat. Die Gemeinde, - so wurde uns gesagt - soll wieder einen Pfarrer haben. Dies Gesicht lächelt, denn die kaiserlose, die auch so schreckliche Zeit ist vorbei.
 - b) Das andere Gesicht ist traurig. Es ist unser Gesicht, denn mit der Ordination an diesem Tage wird der Teamarbeit ein Ende gesetzt. Am 1. Februar werden es 10 Jahre, in denen wir mit Ihnen zusammen eine neue Ordnung versucht haben, in der wir die Arbeit der Gemeinde gemeinsam getan und verantwortet haben und versucht haben, miteinander als Brüder ohne Unterschiede der Positionen in der Gemeinde zu leben. Wir hatten die Hoffnung, daß diese Ordnung auch als äußere Ordnung in unserer Kirche akzeptiert wird. Diese Hoffnung müssen wir heute begraben.
2. Unser Text wirft ein Licht auf diesen Vorgang und läßt uns noch schärfer sehen und erkennen, was heute geschieht. Es werden zwei Gemeindeordnungen gegeneinander gestellt. Diese äußeren Ordnungen spiegeln aber die innere Verfassung der Gemeinschaften wider.
- a) In der jüdischen Gemeinde regieren die Schriftgelehrten und Pharisäer. Sie haben im Volk zu richten und zu entscheiden, das Volk zu leiten und zu führen, es im Gesetz zu erziehen. Sie sind die amtlichen Aufseher über Lehre und Leben. Zugleich tragen sie ihr Amt zur Schau. Sie machen ihre Gebetsriemen

breit und die Quasten an den Säumen ihrer Gewänder groß, damit jedermann sehen kann, sie sind erwählt und sie sind es zu Recht, denn sie sind fromme Leute. Darum beanspruchen sie auch, als erste begrüßt zu werden und in der ersten Reihe zu sitzen. Es mögen Äußerlichkeiten sein, Aber ihre innere Verfassung drängt sie zu solchem Verhalten. Sie stehen unter dem Druck, das Gesetz Gottes, das sie vor dem Volk zu vertreten haben, auch selbst zu erfüllen. Sie müssen als Licht erscheinen, auf das alle Welt schaut; sie müssen als die Hirten auftreten, denen man sich anvertraut. Und sie müssen sich als solche ausweisen. Dabei spüren sie genau, daß sie nicht leisten können, was von ihnen und ihrer Rolle erwartet wird. Aber die Menschen sind klug - sie erfinden ihre eigenen Vorschriften und Ordnungen, keine leichten Gesetze, doch so, daß sie sie erfüllen können, und sie demonstrieren es. Diese schnüren sie zu Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf den Hals. Ein scheinbarer Ausweg, denn es sind menschliche Gesetze - nicht Gottes Ordnung.

- b) Vor diesen Menschen, Führern und Leitern und ihrer Ordnung wird die Gemeinde gewarnt; denn das entspricht nicht der Inneren Verfassung der Gemeinde Jesu Christi. In dieser Gemeinde gibt es nur eine Autorität, einen Lehrer, einen Leiter, einen Hirten - den Herrn der Gemeinde; Jesus Christus wir aber sind Brüder. Wir alle aber sind berufen zu Lernende. Da hat keiner einen Vorsprung vor dem anderen. Jeder, die Frau, die das Büro reinigt, und der Ingenieur, der seine Berechnungen anstellt, sind vor ihm in der gleichen Lage. Jeder hat seine Erfahrungen - in seinem Leben und mit seinem Glauben gemacht, seine Einsichten gewonnen. Sie alle sind gleichmaßen wichtig in der Gemeinde. Wir lernen gemeinsam von dem einen Lehrer - unserem Gott. Da soll sich niemand als Zwischeninstanz dazwischendringen - sich als Rabbi oder Lehrer nennen und unseren Blick ablenken von dem einen Lehrer. Denn dieser Titel ist für ihn reserviert. Darin wird unsere Gemeinschaft gewahrt.

Wir alle haben es nötig, geführt und geleitet zu werden, den keiner von uns ist so klug, daß er den Weg des Glaubens allein findet oder besser als der andere weiß. Jeder, der

Konfirmand und der Theologe, sucht und tastet, und muß sich immer wieder neu an dem einen Lehrer der Kirche und dem Hirten der Gemeinde ausrichten. Und niemand soll sich dazwischen drängen und sich Hirte, Leiter oder Lehrer nennen und unseren Blick ablenken und auf seine eigene Person ziehen. Der Titel ist für ihn, den Herrn Jesus Christus reserviert. Darin wird unsere Gemeinschaft gewahrt. Wir sind als Brüder zusammen in gleicher Weise ordiniert zu einer Gemeinschaft der Lernenden und Suchenden - zu einer Gemeinschaft von Menschen, die auf den Herrn schaut.

Weil wir diesen Herrn haben, haben wir es nicht nötig, unseren Glauben unter uns selbst darzutun, zu beweisen oder gar zur Schau zu stellen. Keiner braucht seine Christlichkeit besonders zu betonen. Denn unter uns ist niemand, der zu urteilen oder gar zu richten hätte über den anderen, der Maßstäbe zu setzen hätte. Keiner braucht nach Größe unter uns zu streben. Denn da ist nur der Herr, Jesus Christus, - der zu urteilen hat, nicht wir einer über den anderen. Dadurch wird unsere Bruderschaft gewahrt. Das ist die Ordnung - die innere Verfassung der Gemeinde Jesu Christi. Ein Herr und alle anderen Brüder, welche augenblickliche Arbeit sie auch in einer Gemeinde verrichten. Dieser Verfassung sollte auch die äußere Ordnung entsprechen.

- 3.a) Jede kirchliche Ordnung, in der sich Lehrerautoritäten und Führungsansprüche etablieren mit Anspruch zu leiten, zu erziehen, zu entscheiden, zu weiden - ist der Gefahr ausgesetzt daß die kleinen Götter mit ihren hausgemachten Verordnungen und Gesetzen an die Stelle des einen Herren treten und die Blicke auf sich ziehen, Lasten auferlegen, die sie selbst zusammengeschnürt haben. Die Gefahr wird akut, aber auch erkennbar, wenn sie durch ihre menschlichen Vorschriften die lebendige Gemeinschaft von Menschen zerstört. Das Kriterium für eine gute Ordnung bleibt: sie muß Gemeinde bauen und nicht zerstören, Gemeinschaft stiften und nicht zerbrechen. Als ein gefährliches Anzeichen für den zerstörerischen Charakter der gegenwärtigen Ordnung unserer Kirche sehen wir heute hier: Denn es fehlt in unserer Reihe der Ordinanden,

das dritte Glied unseres Teams, der 10 Jahre in dieser Gemeinde mitgearbeitet und mitverantwortet hat, gerade so wie wir. Diese Ordnung aber läßt es nicht zu, hat keinen gleichen Platz für solche Gemeinschaft der Brüder, sondern weist ihm einen anderen Platz an.

- b) Dennoch haben wir uns mit der Ordination auf diese Ordnung eingelassen. Gewiß nicht freiwillig, sondern unter dem massiven Druck der Vertreter dieser Ordnungen und ihrer Verfügungen. Wir haben uns der Macht der Realitäten in unserer Kirche unterworfen.

Ist das die heute so weit verbreitete Resignation?, die die Kräfte lähmt und zerstört? War alles in den 10 Jahren umsonst gewesen? Ja, im Blick auf die Kirche und ihre Ordnungen ist es Resignation. Denn die Hoffnung auf eine bessere Ordnung, die der Brüderlichkeit mehr entspricht, haben wir heute begraben.

Aber das ist ja nur die eine Seite - die äußere Seite: der große Rahmen - dem wir uns eingegliedert haben.

Die andere Seite, die entscheidende Seite aber ist das Leben der Menschen, unser Leben in unserer Gemeinde. Dieses Leben hat in der vergangenen Zeit eine innere Ordnung gezeigt, die wir niemals aufgeben wollen, die wir erhalten und entwickeln sollten. Wir haben in dieser Gemeinde ohne oben und unten zusammengearbeitet. Wir haben uns in dieser Gemeinde zusammengefunden, und jeder findet hier einen Menschen, zu dem er gehen kann, wenn er Rat braucht, mit dem er seine Probleme besprechen kann. Da ist keine Einbahnstraße vom Gemeindeglied zum Pastor - sondern ein Netz von Beziehungen. Es hat auch Meinungsverschiedenheiten, Auseinandersetzungen, gegenseitige Kritik und Zurechtweisungen gegeben, aber wir sind eins geblieben - Brüder, die nicht voneinander loskommen. Diese Erfahrung läßt überhaupt keine Resignation aufkommen, sie läßt uns heute hoffen, daß sich auch in der Zukunft dieses Miteinander stärker erweisen wird als alle äußere Ordnung mit ihren Ämtern, Zuständigkeiten, Positionen und Kompetenzen. Mag das Leiter, Pfarrer, heute auf dem Papier stehen. Wir orientieren uns daran nicht, sondern Jesus Christus steht im Blickpunkt.

Auf ihn schauen wir, von ihm lassen wir uns leiten und be-
lehren. Wir werden die äußere Ordnung halten, weil sie uns
in die Kirche bindet, aus der wir nicht ausbrechen wollen,
- aber nur soweit es eben notwendig ist, aber wir werden un-
sere innere Ordnung leben. Aber wir müssen jetzt doppelt
wachsen sein. Denn wir sehen die Gefahren und haben die Macht
auch der äußeren Ordnung erkannt. Wir müssen uns schützen,
daß keine Kluft aufkommt, die uns trennt. Der gute Hirte des
Pastors reicht nicht aus. Das fängt bei dem täglichen Umgang
an.

Halten wir uns daran, daß die Titel und Würdenamen schon für
unseren Herrn vergeben sind und verzichten wir miteinander
darauf.

Halten wir uns daran, daß wir keinen durch Äußerlichkeiten
als besonderen Mann herausstellen, - denn wir sind gleiche
Brüder.

Und wenn sich einer einen Thron baut, so holt ihn herunter -
kritisieren und zurechtweisen muß es unter Brüdern geben.
Diese Wachsamkeit ist nötig,
um Ineretwillen - damit niemand zurückgesetzt wird
um unseretwillen - damit wir nicht werden wie die Schriftge-
lehrten

um der Gemeinde willen - damit die Gemeinschaft erhalten wird
um Jesu Christi willen - damit niemand seine Ehre streitig
macht, ihm seinen Namen entreißt,
wir eine Gemeinde bleiben, deren Pastor der Herr bleibt.

Amen

A k t e n n o t i z

zum Besuch im Pfarrkonvent Seelow am 5.1.72

Schottstädt spricht im Pfarrkonvent zum Thema "Der Gottesdienst heute" und berichtet:

1. über die Arbeit der Gossner-Mission in der DDR in fünf Gruppen. Er erklärt dem Konvent die Gruppen.
2. Zum Thema "Erziehung zum Feiern" referiert er seine Thesen (Ruhlsdorfer Protokoll).
3. Er stellt den Gottesdienst der Gemeinde als Versammlung von Feiernden dar (anhand des Memorandums). Dabei wird besonders Wert gelegt auf
 - a) Verlebendigung des agendarischen Gottesdienstes
 - b) Stunde nach dem Gottesdienst
 - c) Neue Formen - hier wird der Kellergottesdienst herausgestellt.
4. Die Gruppe und ihre Bedeutung für Feier und Gottesdienst. Dazu Lesung aus "Bedeutung des Teampfarramtes" Seite 14 u.15.

An der Diskussion beteiligen sich Iskraut, Richter, Köhne, Kos, Rueckert.

Es wird besonders gefragt

1. nach der jungen Generation und ihrem Verhältnis zur modernen Musik. Dabei wird auf die vollen Dome bei traditioneller Kirchenmusik hingewiesen.
2. Ist die Feier nicht eine Neoromantik? und das entscheidende nicht das frohe Jugendleben anstelle des Gottesdienstes?
3. Sind wir nicht in Gefahr, die Feier zum Inhalt des Evangeliums zu machen?
4. Gehört nicht zur Gestaltung eines wirklich gemeinschaftlich bezogenen Gottesdienstes eine theologische Freiheit - eine Freiheit zu Gesprächen, die in unseren Dorfgemeinden so nicht da ist?
5. Ist es nicht eine Gefahr, den Gottesdienst nur mit Engagierten zu feiern? Gibt es da nicht von selbst eine Haupt - und eine Nebengruppe?

Schottstädt antwortet:

- Zu 1. Junge Generation sucht besonders Gemeinschaft. Bei ihrer Suche spielt die Rhythmik eine entscheidende Rolle. Die Jugend will kommunizieren, und wir sollten uns für ein neues Zusammenleben mit ihnen öffnen. Dabei sollten wir bedenken, daß wir ihre Gestalt von Rhythmik und Musik mit in unsere Gottesdienste aufnehmen.

- Zu 2. Feier hat nichts mit Romantik zu tun, obwohl bestimmte Elemente von uns in der gottesdienstlichen Feier oft außer acht gelassen werden, z.B. das Gefühl. Wir sollten uns überlegen, wie wir ein neues gefühlvolles Miteinander bewusstseinsmäßig praktizieren können. Echte Feier geschieht in Spannungen, und die Menschwerdung des Menschen vollzieht sich oft im anderen. Auch dies sollten wir als Feier verstehen lernen. Hierbei kann das Werden im anderen nur eine Widerspiegelung des Gewordenseins von Christus her bedeuten.
- Zu 3. Feier ist nicht Inhalt des Evangeliums. Es bleibt die Versöhnungsbotschaft Jesu. Aber sie will sich in der Struktur unserer gottesdienstlichen Feier widerspiegeln. Und wir haben in der letzten Zeit durch die ökumenische Diskussion gelernt, daß unsere Struktur oft mehr predigt als das, was wir in derselben sagen (predigen). Wenn es um das verantwortliche Miteinander in der Gemeinschaft geht, ist jeder mit einzubeziehen. Dann wird es keine Haupt- und keine Nebengruppen geben können. Am günstigsten wird dies durch Tischmessen und gemeinsames Essen im Rahmen des Gottesdienstes überwunden.
- Zu 4. Vergessen wir nicht die Ausstrahlung nach außen. Haben wir die ganze Gemeinde im Auge und existieren wir bei dem so beschriebenen Gottesdienst nicht in einer Abgrenzung gegen die Welt.
- Zu 5. Diese Frage ist eine typische Frage eines Pfarrers. Sie ist nie die Frage von Gemeindegliedern, die existentiell in der Welt von heute vorhanden sind. Sie haben die Frage nach der richtigen Relation von Dienst und Gemeinschaft. Und diese Frage sollte auch in Zukunft mehr als bisher die Frage von Pastoren werden.

gez. B.Schottstädt

Verteiler:

D. Jacob
Kiebusch
Orphal
Richter, Seelow
Schönherr
Schottstädt
Schröter
Tischhäuser
Ziegler

T-U

Zur Vorbereitung des Konzils der Jugend

Der Prior von Taizé schreibt:

Im Hinblick auf das Konzil der Jugend haben wir hier in Taizé bewußt ein Wagnis auf uns genommen. Wenn nun von manchen Seiten auf die ernstesten Schwierigkeiten hingewiesen wird, kann sich bei mir doch keine Beunruhigung einstellen. Warum? Ich vertraue auf die Intuition dieser jungen Menschen aus so vielen Ländern, die sich hier versammeln, wieder abreisen, suchen, beten, wiederkommen. Manchmal wanderte ich in heißen Augustnächten allein unter einem Himmel voller Sterne, während Tausende junger Leute auf dem Hügel beisammen waren. Dann sagte ich zu mir: die vielfältigen Eingebungen dieser jungen Menschen sind wie diese Lichter in meiner Nacht. Noch läßt sich nichts erkennen und dennoch ist meine Nacht ein Fest, sie ist erleuchtet, erfüllt von einer unbändigen Hoffnung. Die Zukunft und die Jugend - das ist ein- und dasselbe. Nein, ich habe keine Sorge um die Zukunft. Der Frühling der Kirche steht vor der Tür.

Roger, euer Bruder

Eine Woche in Taizé

Aus Afrika heimgekehrt schrieben ein paar junge Menschen im August an ihre Freunde in Kamerun und im Kongo:

"Nun sind wir seit etwa einem Monat in Taizé, mitten unter den vielen jungen Menschen, die in der Ferienzeit zu einer Woche der Begegnung, der Diskussion, des Gebets und der Festlichkeit hierher kommen. Es ist ungefähr so, wie wir es zu Ostern in Yaoundé erlebt haben. Im Monat August waren jede Woche zwischen 1000 und 1700 Jugendliche hier.

"Bei unserem Aufenthalt in Kinshasa ist uns etwas Neues aufgegangen: Wenn wir das Konzil der Jugend vorbereiten, geht es nicht darum, große Dinge zu tun, vor allem dürfen wir keine großartigen und baldigen Ergebnisse erwarten. Wichtig ist die Überzeugung - das haben wir erkannt - daß alles, was man mit Ernst lebt und tut, später seine Früchte tragen wird. Diese Früchte werden ganz schlicht aber schön sein: die Freundschaft, die Freude an gemeinsamer Überlegung und Arbeit. Bevor man aber ernten kann, muß gesät werden und während einiger Zeit ist gar nichts zu sehen.

"Die Treffen hier in Taizé dauern eine Woche und dabei geschieht vielerlei."

Im Jahr 1971 haben die Treffen 42.000 junge Menschen aus 75 Ländern nach Taizé geführt. Dem gemeinsamen Suchen liegen die vier Sätze der "fröhlichen Nachricht" von Ostern 1970 zugrunde:

"Der auferstandene Christus kommt, um im Innersten des Menschen ein Fest lebendig werden zu lassen. Er bereitet uns einen Frühling der Kirche: eine Kirche, die über keine Machtmittel mehr verfügt, bereit, mit allen zu teilen, ein Ort sichtbarer Gemeinschaft für die ganze Menschheit. Er wird uns genügend Phantasie und Mut dazu geben, einen Weg zur Versöhnung zu bahnen. Er selber wird uns bereit machen, unser Leben hinzugeben, damit der Mensch nicht mehr Opfer des Menschen sei."

Die Treffen bewegen sich um drei Schwerpunkte: Das gemeinsame Gebet morgens, mittags und abends; die kleinen Siebenergruppen,

die einen sehr persönlichen Gedankenaustausch ermöglichen; die verschiedenen Zelte, unter denen man sich dreimal wöchentlich in größeren Gruppen trifft, um nach einer konkreten und eigenständigen Weise der Lebensaufgabe zu suchen.

Die Zelte mit den einzelnen Themen, fünfzehn bis zwanzig in jeder Woche, haben sich in diesem Jahr wegen der großen Verschiedenheit der jungen Menschen, die nach Taizé kommen, als notwendig erwiesen. In bestimmten Zelten kann jeder im Lauf der Woche jene Form des Suchens und Vertiefens wählen, die seinen Bedürfnissen am meisten entspricht. Sehnt er sich nach Stille, dann ist die "Wiese des Schweigens" da. Ist das politische Engagement sein besonderes Anliegen, wählt er das Zelt: "Kampf und Versöhnung" oder "Politische Untersuchung" oder "Erziehung und Bewußtseinsfindung". Will er über die Kirche und den Glauben nachsinnen, gibt es verschiedene Zelte: "Gebet und Stille", "Bibelgespräch", "die Auferstehung", "Bindung auf Lebenszeit in der Kirche", "Untersuchung über die Kirche". Ein anderes Zelt ist der "Eurhythmie" gewidmet. Schließlich sind da noch die praktischen Lebensfragen: "Glaube und Berufsleben", "Verständigung zwischen Christen und Nichtchristen", "Partnerschaft zwischen den Erdhälften".

Jeden Tag gibt es morgens nur ein kurzes allgemeines Treffen, in dessen Verlauf unter anderem die letzten Nachrichten gegeben werden.

Vielfältige Möglichkeiten füllen den Abend, etwa eine Versammlung um das Feuer im Krater, freie Diskussionen oder ein großes Fest mit verschiedenen Programmpunkten.

Auf dem Balkon des "Gelben Hauses" konzertiert bei Kerzenschein ein kleines Orchester - Fagott, Oboe und Klarinette. Die Ausführenden sind drei Teilnehmer am Treffen.

Im Krater: Aufführung eines Stückes über die Themen der Vorbereitung zum Konzil der Jugend. Es wurde im Lauf des Jahres von einer englischen Gruppe vorbereitet. In verschiedenen Zelten: Gitarrespiel, Gedichte, Spiele. An einem anderen Abend gibt es ein Orgelkonzert in der Kirche oder Vorträge eines Chors aus der Umgebung, oder aber ein großes Festmahl vor dem "Gelben Haus".

Zweimal wöchentlich trifft Bruder Roger mit den Jugendlichen zusammen. An einem Abend spricht er nach dem gemeinsamen Gebet über die Ereignisse der Woche, in der Welt und in Taizé selbst. Sonntags, nach der Eucharistiefeier, hält er sich in der Kirche auf, um mit jedem ein paar Worte zu wechseln und den Segen für jene auszusprechen, die es wünschen. So wird jedem die Möglichkeit geboten, auch "namentlich bekannt zu sein".

Nach all dem Gedankenaustausch, Zuhören und Gebet sind Kopf und Herz übertoll von Antrieben und Ideen. Um eine Synthese zu versuchen und alles tiefer in sich eingehen zu lassen, wurde der Freitag zum "Tag der Besinnung und der Stille" bestimmt.

Jeden Tag sind Brüder aus der Communauté und Priester in der Kirche anwesend, um denen, die es wünschen, Gelegenheit zur persönlichen Aussprache oder zur Beichte zu geben. Das Bedürfnis, sich persönlich zu öffnen und sich mit Hilfe eines anderen eingehend über das eigene Leben zu befragen, hatte sich bereits zu Ostern gezeigt und sich von Monat zu Monat verstärkt. Das ist ein geheimes, verborgenes Erlebnis und doch so stark, daß es sich in Taten und Verpflichtungen nach außen umsetzt. "Vielleicht verstehen wir erst jetzt, warum wir immer tiefer gehen, zur Quelle hinabsteigen mußten, zum auferstandenen Christus und dem Fest, das er in uns lebendig macht,

damit eine Quelle aufbreche, die nicht mehr versiegen kann."

Jeden Samstagabend beginnt ein ununterbrochenes Gebet, das bis zum Sonntagmorgen andauert.

Jedes Treffen bezieht von mancherlei Ereignissen seine besondere Note. So war mehrere Wochen lang Dom Luis Fernandez, Bischof von Vitoria in Brasilien mit dabei. Ebenso Bischof Stanislaus von Burundi. Was an ihnen auffällt, ist ihre Schlichtheit und Verfügbarkeit. "Die Bekanntschaft mit diesen Bischöfen hat meine negativen Vorurteile gegenüber der Hierarchie zu Fall gebracht. Ich habe sie als Männer kennengelernt, die sowohl bemüht sind, meine Anliegen und die unserer Zeit zu verstehen, wie auch fähig, manches neu in Frage zu stellen und kühne Schritte zu tun. Das ist für mich eine Quelle der Hoffnung. Zwischen der Kirche als Institution und mir sollte vielleicht doch eine Beziehung möglich sein."

Vom 12. - 18. Juli war die Woche in englischer Sprache. Etwa 100 Amerikaner kamen eigens per Charterflug, in der Mehrzahl Schwarze und Portorikaner, aber auch Weiße. Viele kamen aus den schwarzen Ghettos von Chicago und aus Alabama. Sie hatten ein ganzes Jahr lang Autos gewaschen, um ihre Reise bezahlen zu können. Um Bruder Roger geschart, begannen sie zu singen, wie nur sie es können: Dank für die Freundschaft, für die brüderliche Begegnung, Dank dafür, daß sie dabei Christus selbst begegnet sind.

In der Urkirche reiste man viel, besuchte einander brüderlich. Diese alte Gewohnheit wird sehr intensiv aufgegriffen: Giuseppe Roncalli, der alte Bruder des Papstes Johannes, war drei Tage in Taizé, die vielen jungen Menschen aus aller Welt, die uns den menschlichen Reichtum und das Ringen ihres Erdteils nahebringen: Ed aus den Vereinigten Staaten, Moiz aus Indien, Sepe aus Ozeanien; mehrere junge Inder, darunter zwei Arbeiter einer Autofabrik. Einige von ihnen werden, als Zeichen der partnerschaftlichen Beziehung, mehrere Monate in Europa bleiben. Dazu auch Bischöfe, Kardinäle, zweimal auch der Verantwortliche des Oekumenischen Rates der Kirchen in Genf.

In der Gegenrichtung verreisen Teams von jungen Menschen nach Madagaskar, nach Indien, in jene Länder Europas, aus denen die Jugendlichen nicht nach Taizé kommen können. Den ganzen Sommer lang gibt es Ankünfte und Abreisen, ein Nachrichtenstrom fließt.

Am Fest der Verklärung, dem 6. August, wurde das gemeinsame Gebet in der Nacht auf dem Vorplatz der Kirche gefeiert. Eine Unzahl kleiner flackernder Lichter durchbricht die Finsternis, ein Bild dafür, wie unser durch Christus erleuchtetes Leben die menschliche Finsternis verklärt. Das ist ein Anlaß zur Freude, Blumen werden verteilt, Kuchen verzehrt, dann gibt es ein großes Fest, das sich bis spät in die Nacht hinzieht.

"Sein Leben hingeben, das ganze Leben und solange wir leben". Dieser Satz erhält sein ganzes Gewicht, als am 15. August ein Bruder sich für sein Leben in der Communauté verpflichtet.

Gedanken zum Empfang in Taizé

Welche Mittel können wir uns ausdenken, um den Empfang der jungen und alten Menschen, die für kurze Zeit nach Taizé kommen, brüderlicher zu gestalten? Wie können wir einen Ort schaffen, an dem jeder ein einfaches Essen teilen kann, ohne zu bezahlen? Welche jungen Bäcker wären bereit, eine gewisse Zeit in Taizé zu bleiben, um ständig in einem Ofen, der neben den Glocken gebaut werden soll, verschiedenste Brotsorten zu backen?

Sein Leben Geben, damit der Mensch nicht mehr Opfer des Menschen sei

Die Vorbereitung des Konzils der Jugend ist zunächst eine persönliche Vorbereitung, eine Arbeit, die sich vor allem in uns selbst abspielt: ein "inneres Abenteuer". Dieser Aspekt wird während der Treffen vor allem in den kleinen SIEBENERGRUPPEN vertieft und zwar auf Grund von Fragen, die Margarita Moyano einleitet. In den kommenden Monaten könnten jene, die an den Treffen in Taizé nicht teilgenommen haben, diese Fragen ihrerseits aufgreifen.

"Wie ist meine Haltung gegenüber dem Leben im Alltag? Lasse ich es über mich ergehen, weil ich nicht anders kann, oder packe ich es an, in freier Entscheidung? Wie finde ich in mir eine Kraft, die mir zur Quelle wird, um das Leben festlich zu gestalten? Wie kann ich zu einem Fest in mir gelangen, das nicht Euphorie oder Flucht wäre, sondern das mich zum Kampf treibt?"

"Es ist gewiß leichter, eine Liste der Unterdrückungen aufzustellen, deren Opfer ich bin, als jene aufzuzählen, die ich selbst an anderen verursache. Aber wir müssen ehrlich sein. Jeder einzelne ist zugleich Opfer und Unterdrücker. Welche Unterdrückungen sind das? Im Inneren: Vorurteile, Egoismus, Angst. Von Außen: Propaganda und Reklame, ausbeuterische Beziehungen, der Zwang der Systeme, die den Menschen gefügig machen, statt ihn zur freien Entfaltung zu führen. Das gibt es auf allen Ebenen: zwischen Kontinenten und Völkern, aber auch in der Familie, am Arbeitsplatz, auf der Hochschule, innerhalb der Gewerkschaft oder einer politischen Partei. Wie kann ich also in mir ein Fest finden, das zur Antreibskraft eines Kampfes für den Menschen wird?"
(Margarita)

Einige Antworten:

Wir sind zum erstenmal in Taizé und hatten niemals vorher vom "Fest" gehört. So sind wir auf die Suche gegangen nach dem Inhalt, den dieses Wort in sich schließt. Das Fest scheint uns etwas wie ein Angelpunkt zu sein ... Für die einen ist es ein Weg, eine innere Kraft, die sie zum Kampf drängt. Für die anderen ist es Endpunkt eines Kampfes.

Das "Fest" leben bedeutet für mich, einem "Empfangszelt" (wie bei der Ankunft in Taizé) ähnlich werden. Man kann in dieses Zelt hineingehen und es wieder verlassen, sich jederzeit darin ausruhen oder erfrischen und zwar ohne Gegenleistung.

Wir stehen im Berufsleben und bemühen uns, zwei einander widerstrebende Neigungen miteinander in Einklang zu bringen, beziehungsweise voneinander zu lösen: einerseits das Bedürfnis nach Sicherheit und Stabilität, das uns treibt, in gehobenen Berufen im Kontakt mit dem privilegierten Teil der Gesellschaft zu arbeiten, und andererseits das Bedürfnis, uns selbstlos zur Verfügung zu stellen und mit den Ärmsten zu teilen.

Das Fest läßt sich auch in den Belastungen finden, die jeder Mensch in sich trägt (Schwierigkeit des Ausdrucks, der Konzentration, Angst, Begrenzungen jeder Art). Diese schaffen eine innere Verwundbarkeit, die sich für den Austausch und das Fest als günstig erweist.

Finden wir das Fest in den einfachen Dingen, in den Werten, die nichts kosten? Dieses Element der Unentgeltlichkeit, der Zweckfreiheit, der "Gratuität" ist für das Fest wesentlich. Es steht im Gegensatz zu den üblichen Beziehungen, die auf dem Prinzip "nichts umsonst" aufgebaut sind.

"Von Fest wurde gesagt, daß es ein kollektiver Kampf ist und auf allen Ebenen seinen Platz hat. Wie können wir uns lösen aus unserer Mitschuld an allem, was den Menschen zur Gefügigkeit dressiert, statt ihn freier und klarblickender zu machen? Wie können wir die Arbeitsbedingungen, die politischen und Erziehungssysteme, die Lage der von der Gesellschaft Ausgeschlossenen ändern? Gemeinsam müssen wir die Tatbestände aufdecken und analysieren, gemeinsam mit allem brechen, was uns versklavt: Das Profitdenken, das Karrierestreben, der Erfolg um jeden Preis. Gemeinsam auch mit den Herrschaftsbeziehungen Schluß machen (als Gruppen, als Sektoren der Gesellschaft, als reiche und selbstzufriedene Völker müssen wir sterben).

"Auch müssen wir uns die Frage stellen: Wie können wir in diesem Kampf bis ans Ende gehen, d. h. bis zur Hingabe unseres Lebens. "Hingeben" heißt, daß wir es weder vergeuden noch uns entreißen lassen wollen. Sein Leben geben, zur Gänze und solange unser Dasein währt, heißt sich selbst absterben, unseren Privilegien, unserem egoistischen Streben, um wiedergeboren zu werden zu einer neuen Beziehung echter Liebe, Gerechtigkeit und wahrer Brüderlichkeit. Für den Christen ist dies das Ostergeschehen, Tod und Auferstehung, von Christus ein für allemal vollbracht. Diesen Durchgang vollzieht er aufs neue in uns, im Inneren des Menschen, und erlöst so unser Leben von der Sinnlosigkeit. Ist nicht das "sein Fest", das er in uns zu feiern kommt?" (Margarita)

Einige Antworten:

Es ist wichtig, sich für den Einsatz auf der persönlichen wie auf der beruflichen Ebene vorzubereiten. Wir dürfen diese Vorbereitung aber nicht als Vorwand benutzen, um den Einsatz auf den Nimmerleinstag hinauszuschieben. Oft hört man sagen: Wenn wir einmal an der Macht sind, können wir die Umwandlung der Gesellschaft in Angriff nehmen. Aber wenn man die Macht hat, ist man noch viel stärker in Kompromisse verstrickt.

Eine Form der Unterdrückung ist, angesichts einer Ungerechtigkeit zu schweigen. Die Bildung, die nicht frei macht. Angst vor dem anderen und Haß. Die Abhängigkeit in allen ihren Formen. Der Mangel an schöpferischer Kraft in der Gesellschaft. Dagegen lassen sich anführen: persönliche und kollektive Befreiung. Pausenlose Kritik und Selbstkritik. Information für alle. Die Bildung von Teams und Zellen als stützendes Gerüst. Das Gebet und die Meditation des Evangeliums.

Ich glaube, daß die bestehenden Gemeinschaften sichtbare Zeichen einer bereits eingetretenen Veränderung sind, denn die Beziehungen haben sich gewandelt, sie gründen nicht mehr auf dem Egoismus. Für mich ist die Gemeinschaft die stärkste Alternative zum bestehenden System.

Immer wieder kommt die bereits angedeutete Doppelwertigkeit zur Sprache: ich bin zugleich Bedrucker und Bedrückter. Beispiel eines jungen Arbeiters am Fließband: Die vorgeschriebene Leistung beträgt 100. Wenn nun ein Glied der Kette eine Leistung von 120 erbringt, wird diese Ziffer zur Minimalnorm für alle. Dieser Mensch ist von einem Unterdrückten zu einem Unterdrucker seiner Kameraden geworden.

Bereit sein, uns nicht an die allgemeinen Kriterien zu halten, die Erfolgskriterien sind. Bereit sein, ja zu sagen, wenn meine Pläne scheitern, Wege zu gehen, die ich nicht gehen wollte.

Auch die Themen der VERSCHIEDENEN ZELTE könnten von den einzelnen weiter bedacht werden. Hier sind einige Echos der Gespräche vom Sommer:

GEBET: "Was ist das Gebet? Wie sollen wir beten?"

Wir alle fühlen uns in diesem Bereich so arm. Wenn nach Rezepten gefragt wird - was natürlich geschieht - wagt es niemand zu antworten. Man begnügt sich mitzuteilen, was man erlebt und was man erwartet. Wenn das Gebet ein Weg zwischen Gott und dem Menschen sein soll, warum ist es dann so schwierig? Auf diese Frage läßt sich mit einer anderen Frage antworten: "Und du, für wen hältst du mich?" Hier geht es um den Glauben und jeder weiß, wie schwer ihm das Glauben fällt.

Ausgangspunkt sind die Schwierigkeiten beim Gebet: Krise des sprachlichen Ausdrucks. Die alten Formen werden abgelehnt, aber ein Ersatz ist noch nicht gefunden.

Das Fehlen einer fühlbaren Resonanz, einer greifbaren Wirkung. Wir müssen verstehen lernen, daß das Gebet zur Ordnung der Liebe gehört, also "umsonst" geschieht.

Die Frage des Einsatzes für den Mitmenschen. Viele lehnen eine Form des Gebetes ab, die keinen "Sitz im Leben" hat und die nie als Flucht bezeichnen. "Wir wollen ganz leben und mit der Welt Gemeinschaft haben."

Wichtig ist, daß auch der Körper am Gebet Anteil hat.

Der Gang der Gespräche zeigt, daß für alle die gleichen Schwierigkeiten bestehen. Im Bereich des Gebets gibt es keine Privilegierten. Die Erkenntnis, daß die Armut unsere gemeinsame Grundlage ist, bedeutet eine solche Erleichterung! Dann wagt sich plötzlich ein jeder hervor: "Das Gebet ist ein Warten, das durch das Evangelium, durch Christus, durch die Eucharistie und das Gemeinschaftsgebet gespeist wird." Wir entdecken, daß die im Gebet erfahrene Abwesenheit nicht ein Fehlschlag ist, sondern vielmehr Zeugnis für eine "ganz andere" Gegenwart. "Herr, du durchforschst mich und kennst mich. Die Türe schließen. Stille finden und horchen. Er betet in uns."

Im Zeit "POLITISCHE UNTERSUCHUNG" gibt Dom Luis Überlegungen junger Lateinamerikaner wieder: "Es ist nicht bequem, im Einsatz zu stehen. Die offizielle Kirche kann sich nicht dazu durchringen, uns Vertrauen zu schenken. Die Rechte hält uns für Kommunisten. Die Bewegungen auf der Linken werfen uns Kompromisse mit der bestehenden Ordnung vor.

"Wir stellen fest, daß die Glaubensbildung der Christen nicht ausreicht, um sich mit innerer Sicherheit zum politischen Kampf zu stellen.

"Im Erfolg wie bei den ersten Rückschlägen führt die politische Praxis zu einer Reinigung des Glaubens; und umgekehrt, ein echter Glaube reinigt die politische Aktion.

"Wenn wir uns den anderen gegenüber verschließen (und das ist Sünde), ist das nicht nur eine innere, persönliche Angelegenheit. Es ist auch eine Frage der Strukturen: es gibt Strukturen, die an sich schon die Kommunikation des Menschen mit den anderen verhindern.

"Wenn Politik eine wirksame Form der Nächstenliebe sein soll, muß sie wirklich "politisch" sein. Das heißt, sie muß sich von ernst wissenschaftlichen und strategischen Kriterien leiten lassen. Sonst gleitet sie ins Gefühlsmäßige ab. Der Haß z. B. ist anti-politisch, ebenso der Fanatismus.

"Die persönliche Christuserfahrung läßt uns den tiefsten Sinn der Befreiung des Menschen erkennen.

"Unser Glaube relativiert unseren politischen Einsatz und läßt uns doch zugleich hoffen, daß er im Rahmen des Heilsplanes wirkt. Das hindert uns nicht, in uns selbst - ohne Naivität - die Zweischnei-

digkeit dieses Einsatzes und die Gefahren, die ihm innewohnen, zu erkennen.

KAMPF UND VERSÖHNUNG:

Um welchen Kampf geht es da? Um einen Kampf in uns selbst und auf der Ebene der Strukturen, mit dem Ziel größere Gerechtigkeit und Gemeinschaft aller mit allen zu verwirklichen. Die Hindernisse sind allerdings groß: von der Gleichgültigkeit bis zur Anpassung an die Mehrheit auf sozialem oder politischem Gebiet, über den Egoismus und den Zwang der Systeme: "Man dressiert uns, um unsere Widerstandsfähigkeit und unseren Kampfeswillen abzustumpfen."

Was bedeutet es, ein "versöhntes Herz" zu haben? Ein Herz, das, obwohl in ständiger Spannung, dennoch in Jesus Christus zur Einheit gelangt ist. "Ich muß soweit kommen, die innere Zerrissenheit zu überwinden und mich, mit Wohlwollen und Humor, so anzunehmen, wie ich bin! Ich muß an einen Punkt gelangen, wo sich zwischen dem, was ich glaube und dem, was ich lebe, der Zusammenhang herstellt. "Damit ich dorthin komme, ist der Mitmensch da, der Erklärungen fordert, manches wieder in Frage stellt. Gott macht uns frei durch seine Vergebung. Sich mit sich selbst und anderen versöhnen heißt nicht "tun, als ob nichts gewesen wäre", sondern vielmehr dem Rechnung tragen, was geschehen ist und darüber hinaus nach neuen mitmenschlichen Beziehungen und mehr Liebe suchen.

Wie läßt sich der Widerspruch "kämpfen mit einem versöhnten Herzen" im Leben verwirklichen? Jeder Kampf ist gewaltsam und verlangt Zwangsmittel. Mittel und Haltungen werden vom Ziel her bestimmt. In diesem Fall ist aber nicht der Kampf selbst das Ziel, sondern die Gemeinschaft, zu der wir gelangen wollen. Es kann also nicht darum gehen, Menschen zu vernichten. Es gibt eine "Gewalt der Friedfertigen", aber sie kann nur wirksam werden, wenn eine große Zahl von Menschen sie sich zu eigen macht.

Treff en i n T a i z é

Jede Woche werden die internationalen Treffen wie in den Ferienmonaten weitergeführt; vor allem an Allerheiligen wird ein großes Treffen stattfinden. Ein weiteres wichtiges Rendez-Vous:

d i e W e i h n a c h t s f e r i e n

Schreiben Sie uns vorher, um sich anzukündigen!

Ein Brief von Frau Gandhi

Auf einen Brief des Priors, indem er fragte, was junge Menschen tun könnten, um ihrem Land zu helfen, antwortete Frau Gandhi, die Ministerpräsidentin von Indien unter anderem:

Neu-Delhi, der 6. Oktober 1971

Lieber Bruder Roger,

(...)

Indien steht zur Zeit Problemen von nie gekanntem Ausmaß gegenüber. Nach einigen Jahren großer Prüfungen durch Kämpfe an unseren Grenzen und eine sich ungewohnt lange hinausziehende Dürrezeit, war es uns schließlich gelungen, an einem Punkt anzugelangen, von dem an eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung möglich war. Tatsächlich standen wir am Anfang dieses Wege. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß genau eine Woche, nachdem das indische Volk auf sehr herzhaft Weise seine Unterstützung für unser Programm ausgesprochen hatte, eine unerwartete Last sich auf uns niederschlug. Der finanzielle Aspekt der Verantwortung für eine so große Zahl von Flüchtlingen übersteigt die Grenzen des Tragbaren. Weit schlimmer noch sind die sozialen Spannungen und die Probleme der Sicherheit, die sich durch diese Lage an unserer Ostgrenze ergeben haben.

Es ist gütig von Ihnen, Freiwillige für die Arbeit in den Flüchtlingslagern vorzuschlagen. Aber ich glaube, daß sie einen größeren Beitrag dadurch leisten können, daß sie die öffentliche Meinung in ihren Ländern aufrütteln. Die Aufnahme ausländischer Hilfskräfte würde unsere eigenen, schon sehr großen, und durch die Sprachbarrieren noch erschwerten Verwaltungsprobleme noch verstärken.

Ich hoffe, daß ich mit Ihnen in Paris sprechen kann.

(...)

Indira Gandhi

Freude - Einfachheit - erbarmende Liebe

In dem Wunsch, das "innere Abenteuer" fortzuführen und einen Lebensstil zu finden, fragen die jungen Menschen oft nach einem Inhalt, der dem Gedankenaustausch in der Zelle oder einer Selbstbefragung in der Einsamkeit zugrunde gelegt werden könnte. Hier geben wir einige Beispiele von Fragen, die man sich in den kommenden Monaten stellen könnte, ausgehend von drei Schlüsselworten des Evangeliums, die den Geist der Seligpreisungen zusammenfassen:

F r e u d e

Was macht mich zutiefst glücklich?
Welche Hindernisse stellen sich für mich der Freude entgegen?
Wie kann man, wenn man jeden Morgen wieder sein Kreuz auf sich nimmt, im Alltag das Fest des auferstandenen Christus erleben und zum Ausdruck bringen?

Einfachheit

In welchen Punkten ist von mir persönlich eine Vereinfachung meines Lebens gefordert?

Wie läßt sich die Schlichtheit in den Beziehungen zum Mitmenschen wiederentdecken? Wie kann man diesen Beziehungen wieder ursprüngliche Frische geben? Wie läßt sich Ungezogenheit mit Rücksichtnahme allen gegenüber vereinbaren?

Wenn der Anruf zur Einfachheit auch vor allem auf das Innere zielt, welche Folgerungen wären daraus für mein Leben auf der Ebene der äußeren Armut zu ziehen?

Erbarmende Liebe

Wie ist es möglich, bis zu siebzigmal siebenmal Versöhnung zu üben, zu vergeben und um Vergebung zu bitten?

Wie stelle ich es an, den Menschen meiner Umgebung die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen? Für jeden ansprechbar, verfügbar, zugänglich zu sein? Wie können wir unsere eigenen Verteidigungen aufgeben, unsere eigenen Widerstände überwinden?

Welche Mittel gibt es, um von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit zum liebevollen Mitfühlen, von der Verhärtung zur Transparenz zu gelangen?

Was heißt das für mich: die Kirche lieben?

"Wie soll es nach der Abreise aus Taizé weitergehen?" Auf diese Frage hat Bruder Roger schon oft geantwortet:

"Es ist unmöglich, vom Evangelium alles zu erfassen. Wenn ihr aber bei einem Aufenthalt in Taizé nur ein Wort, nur eine Geste, sei es auch noch so wenig, richtig verstanden habt, dann verwirklicht dieses Wort, diese Geste im Leben, sofort und mit aller Kraft. Wenn einmal ein erster Schritt geschehen ist, wird sich der Weg für weitere Schritte öffnen.

"Wenn wir das wenige, das wir begriffen haben, wirklich leben und von diesen geringen Einsichten ausgehend schöpferisch weitersuchen, dann ist viel geschehen. Das setzt voraus, daß wir den Kampf niemals aufgeben: wir müssen kämpfen, um eine Einsicht zu erringen und aus ihr zu leben, kämpfen, um mit Christus zu wachen und zu beten. Als Christus in Gethsemane bis zum Todesschweiß gelitten hatte, fand er seine Jünger schlafend und sagte zu ihnen: "Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallt." Wenn wir nicht beten können, wollen wir wenigstens wachen, indem wir schweigend in seiner Gegenwart ausharren.

"Wenn ihr eine Einsicht gefunden habt, behaltet sie nicht für euch: speichert man das gute Korn allzulange in sich, dann beginnt es zu faulen. Sucht daher nach Wegen, eure Einsichten mitzuteilen, ohne dabei die Verborgenheit aufzugeben, die wir uns vorgegeben haben. Wie läßt sich ein Wort, eine Geste dort weitertragen, wo ihr gerade seid, bei der Arbeit, in der Schule, im Restaurant, in der Kirche?

"Wenn ihr in Taizé eine Einsicht gefunden habt, versucht nicht, sie daheim in gleicher Weise ins Leben umzusetzen, wie in Taizé. Das könnte leicht zur Karikatur werden. Schafft etwas Neues, indem ihr von euch selbst, von eurer eigenen Armut ausgeht. Taizé ist nichts anderes als der Name einer kleinen Familie. Er sollte besser nicht zu häufig genannt werden. Gewiß kann man einen Familiennamen, den ihr vielleicht liebt, nicht völlig verschweigen. Das wäre wenig menschlich. Sprecht jedoch wenig davon, sprecht vielmehr von der Botschaft, die verkündet wurde und die in der Vorbereitung des Konzils der Jugend Leben gewinnt."

Die Einheit von Theorie und Praxis

Die Praxis stellt der Theorie nicht nur Aufgaben, indem sie die Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers auf die Untersuchung jener Seiten, Prozesse und Erscheinungen der objektiven Welt lenkt, welche für die Gesellschaft von Bedeutung sind; sie schafft auch die materiellen Mittel für ihre Erkenntnis. Die Praxis, in diesem Falle vor allem die Industrie, versieht die Wissenschaft mit Instrumenten und Geräten, ermöglicht dem Wissenschaftler, Experimente vorzunehmen, die eine sehr komplizierte Ausrüstung verlangen.

Die materielle Produktion erlaubt dem Menschen, die Fähigkeiten seiner Sinnesorgane bedeutend zu steigern und damit die Erkenntnismöglichkeiten zu vervielfachen. Das Mikroskop vergrößert die Abbildung der beobachteten Gegenstände um das Hundert- und Tausendfache, das Elektronenmikroskop sogar um das Hunderttausendfache. Dadurch wird es möglich, die winzigsten Stoffteilchen, die dem bloßen Auge unzugänglich sind, sichtbar zu machen und zu fotografieren. Mit Hilfe des Teleskops kann der Mensch das Licht von Sternen einfangen, die Hunderte Millionen Lichtjahre von der Erde entfernt sind. Mit der modernen Radiotechnik kann man Signale und wissenschaftliche Informationen von Sputniks und kosmischen Raketen aus Hunderten und Tausenden Kilometern Entfernung von der Erde empfangen.

Kann man sich die moderne Wissenschaft ohne Synchrotrone vorstellen, die den Mikroteilchen eine Energie von Milliarden Elektronenvolt vermitteln, ohne Atomreaktoren, ohne riesige Teleskope, ohne Elektronenrechenmaschinen, die in einer Sekunde Zehntausende von Rechenoperationen ausführen? Natürlich nicht.

Aber die aus praktischen Bedürfnissen geborene Wissenschaft übt auch ihrerseits einen starken und ständig wachsenden Einfluß auf die Praxis aus. Die riesigen technischen Fortschritte und die gewaltige Entwicklung der Produktivkräfte, die im 20. Jahrhundert erreicht wurden, waren nur möglich durch umfassende, allseitige Einführung der wissenschaftlichen Entdeckungen in die Industrie, in die Landwirtschaft, in das Verkehrs- und Nachrichtenwesen. Sie waren möglich, weil man die Gesetze und Formeln der Wissenschaft in Mechanismen und Apparate, in Regeln für technologische Prozesse umsetzte.

Die menschliche Vernunft, welche die Naturgesetze erkannt hat und die materielle Produktionstätigkeit der Menschen lenkt, befähigt den Menschen, seine Umwelt umzugestalten. In diesem Sinne sagte Lenin: "Das Bewußtsein des Menschen widerspiegelt nicht nur die objektive Welt, sondern schafft sie auch."

Somit bildet der Zusammenhang und das wechselseitige Aufeinanderwirken von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Produktion - unter Wahrung des Primats der Praxis - die notwendige Voraussetzung für den materiell-technischen Fortschritt der Gesellschaft.

¹ W.I. Lenin: Aus dem philosophischen Nachlaß, S. 134.

Das gesellschaftliche Leben bietet gleichfalls ein Bild ständiger Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis. Auch hier entsteht die Theorie aus den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Lebens, des Klassenkampfes und beeinflusst ihrerseits den gesellschaftlichen Prozeß. Freilich wurde die Wissenschaft von der Gesellschaft erst von Marx geschaffen. Aber auch vor Marx spielten fortschrittliche Theorien, selbst wenn sie nur Elemente wissenschaftlicher Erkenntnis enthielten, eine überaus progressive Rolle. Sie halfen den fortschrittlichen Kräften der Gesellschaft, ihre unmittelbaren praktischen Ziele und Aufgaben zu erkennen, sie unterstützten und ermutigten diese Kräfte in ihrem Kampf gegen die Reaktion und die überlebten Einrichtungen.

Die Bedeutung der Theorie für das gesellschaftliche Leben und die Beziehungen zwischen den Menschen ist unermesslich gewachsen, nachdem Marx und Engels die wissenschaftliche materialistische Auffassung von der Gesellschaft begründet hatten.

Der Sieg der sozialistischen Revolution und die bedeutenden Errungenschaften der UdSSR und der anderen Länder des sozialistischen Lagers wären unmöglich gewesen, hätten sich die kommunistischen Parteien in ihrer gesamten Tätigkeit nicht von der Theorie des Marxismus-Leninismus, vom Prinzip der Einheit von Theorie und Praxis leiten lassen.

Die Theorie dient dem praktischen Kampf der Arbeiterklasse, die Praxis erhellt ihren Weg mittels der Theorie, andernfalls leiden Theorie wie Praxis. Eine von der Praxis losgelöste Theorie verwandelt sich in eine taube Blüte, eine Praxis aber, der die Theorie den Weg nicht erhellt, muß im Dunkeln umhertappen.

Im Sozialismus gehen die Entwicklung der Theorie und die Erfolge der Praxis Hand in Hand. Die Praxis des Aufbaus von Sozialismus und Kommunismus in den Ländern des sozialistischen Lagers läßt sich von der marxistisch-leninistischen Theorie leiten, und die Theorie wird durch die Praxis der Massen bereichert, die die neue Gesellschaft errichten. "Jede praktische Frage des sozialistischen Aufbaus", sagt N.S. Chruschtschow, "ist gleichzeitig eine theoretische Frage, die eine direkte Beziehung zur schöpferischen Entwicklung des Marxismus-Leninismus hat. Das eine darf man vom anderen nicht trennen."

Wenn der Marxismus die Praxis als das Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnis betrachtet, so hat das nichts mit einer Herabsetzung der Theorie und engstirnigem Praktizismus zu tun. Die Forderung, Wissenschaft und Leben zu verbinden, richtet sich gegen die Trennung der Wissenschaft von den praktischen Aufgaben, gegen die Verwandlung der Theorie in fruchtlose Spekulation. Aber sie bedeutet keineswegs Preisgabe der Perspektive und Begrenzung der Aufgaben der theoretischen Forschung auf die Befriedigung der nächsten praktischen Bedürfnisse. Damit sich Wissenschaft und Technik kontinuierlich entwickeln, bedarf es tieferschürfender theoretischer Forschungen, die neue Zusammenhänge und Gesetze der Wirklichkeit

¹ N.S. Chruschtschow: Rede auf dem VII. Parteitag der Kommunistischen Partei Bulgariens. 3. Juni 1958. In: Für den Sieg im friedlichen Wettbewerb mit dem Kapitalismus, Dietz Verlag, Berlin 1960, S. 323.

aufdecken und gleichsam die theoretischen Voraussetzungen für den nachfolgenden wissenschaftlich-technischen Fortschritt schaffen. Der Marxismus bildet weder eine Einengung der Theorie noch irgendwelche Versuche, die wissenschaftliche Wahrheit zugunsten der Bedürfnisse des Augenblicks zu entstellen.

Die marxistische Forderung nach Parteilichkeit richtet sich gegen die Verletzung der Objektivität der Forschung, gegen jede Art von Entstellung der Tatsachen. Die Arbeiterklasse ist sowohl in der Periode ihres Kampfes für die Befreiung von der kapitalistischen Ausbeutung als auch unter den Bedingungen des sozialistischen und kommunistischen Aufbaus zutiefst an wahren Kenntnissen interessiert, vor allem an der Kenntnis der Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung, denn das sind die Gesetze ihres unausbleiblichen Sieges.

Die Bourgeoisie hat längst das Interesse an uneigennützigem wissenschaftlicher Forschung, besonders auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften, verloren. Ihr vordringliches Anliegen besteht hier vor allem darin, den Marxismus zu widerlegen und Argumente zugunsten des kapitalistischen Systems zu suchen.

Sogar an den Naturwissenschaften interessieren die Bourgeoisie nicht so sehr das wahre Wissen, als vielmehr jene unmittelbaren Vorteile, die sie aus ihnen heraus schlagen kann. Sie faßt die Wissenschaft vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt auf. Es versteht sich, daß es sich hier um die Bourgeoisie als Klasse handelt und nicht um ehrliche, unbestechliche Wissenschaftler, die es auch in den Ländern des Kapitalismus gibt.

In der sozialistischen Gesellschaft kennt die wissenschaftliche Forschung keine Hindernisse. Die Einsicht, daß die Erkenntnis der Welt nicht Privatangelegenheit eines einzelnen Wissenschaftlers, sondern eine Angelegenheit von höchster gesellschaftlicher Bedeutung ist, beflügelt alle echten Wissenschaftler zu hingebungsvollem und uneigennützigem Dienst an der Wahrheit.

Aus: "Grundlagen des Marxismus-Leninismus",
Dietz-Verlag Berlin, 1963

Theorie:

Systematisch geordnete Aussagen über einen Bereich der objektiven Realität oder des Denkens. Die wichtigsten Bestandteile einer T. sind die in ihr formulierten Gesetze über den Bereich, auf den sie sich bezieht. Daneben enthält jede T. auch Aussagen, die sich auf einzelne Sachverhalte beziehen. Der Begriff T. darf nicht mit dem der Wissenschaft identifiziert werden. Die Mehrzahl der Wissenschaften besteht nicht nur aus systematischen Bestandteilen, die den Namen einer T. zu Recht tragen, sondern auch aus prätheoretischem Wissen; die Wissenschaften enthalten darüber hinaus Bestandteile der Methodologie, Anleitungen zur praktischen Tätigkeit, Algorithmen über die Durchführung von Experimenten und Beobachtungen usw. Jede auch noch so abstrakte T. ist Produkt der gesellschaftlichen Tätigkeit des Menschen. Sie darf nur Aussagen bzw. Aussagesätze enthalten, die objektivierbar, d.h. in sprachlichen Formeln ausdrückbar sind. Es gibt eine Reihe komplementärer Begriffe zum Begriff T. Der T. wird die Praxis gegenübergestellt. Die Praxis ist das in letzter Instanz entscheidende Kriterium für die Richtigkeit bzw. Brauchbarkeit einer T. Der Zusammenhang zwischen T. und Praxis muß nicht immer direkt und unmittelbar sein, oft ist er durch Zwischenstufen vermittelt. Ein anderer komplementärer Begriff zur T. ist der Begriff Methode. Während die T. ein System von wissenschaftlichen Gesetzen ist, ist die Methode ein System von Regeln. Der Begriff T. wird schließlich auch zu dem der Hypothese in Beziehung gesetzt. Als Hypothese wird eine noch nicht völlig bestätigte T. bezeichnet. Die wissenschaftliche Entwicklung führt von der Hypothese zur T. Die T. spielt in der revolutionären Bewegung eine große Rolle. Mit der Entstehung des Marxismus erhielt die Arbeiterklasse ein wirksames Instrument zur revolutionären Umgestaltung der Wirklichkeit. Die marxistisch-leninistischen Parteien lassen sich von dem Gedanken W.I. Lenins leiten, daß es "ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis" geben kann.

Aus: "Kleines Politisches Wörterbuch",
Dietz-Verlag Berlin, 1967

Praxis:

Philosophische Kategorie, die den gesellschaftlichen Prozeß der Veränderung der objektiven Realität in der Einheit aller seiner Formen widerspiegelt. P. ist die Tätigkeit der Menschen zur Veränderung ihrer natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt, eine Tätigkeit, die materiell ist und materielle Wirkungen hat, aber zugleich mit Bewußtsein vollzogen wird. Die P. umfaßt den gesamten sozialen Lebensprozeß der Menschheit, daher entwickelt sie sich in Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Verhältnissen in verschiedenen Formen, wie der Produktionstätigkeit, die im Verlaufe der ganzen Menschheitsgeschichte die grundlegende Form der P. bleibt; der politischen Tätigkeit, die an die Existenz von Klassen und Staaten gebunden ist; der experimentellen, kulturellen, pädagogischen und sonstigen gesellschaftlichen Tätigkeiten, die unmittelbar auf die Umgestaltung der objektiven Realität gerichtet sind. Die P. ist primär eine Kategorie des historischen Materialismus und spiegelt das Wesentliche der spezifisch menschlichen Existenzweise, des sozialen Lebensprozesses wider. Darüber hinaus besitzt sie auch grundlegende Bedeutung für die Erkenntnistheorie, weil sie die menschliche Erkenntnis als eine spezifische Seite des gesellschaftlichen Lebensprozesses verständlich macht. Die P. ist die Grundlage der Erkenntnis, da sie den Menschen überhaupt erst den Zugang zur materiellen Welt eröffnet. Sie ist nicht nur der Ausgangspunkt der Erkenntnis, sondern auch deren entscheidende Triebkraft, denn die praktischen Bedürfnisse der Menschen lenken die Erkenntnis auf bestimmte Objekte und Aufgaben und stimulieren den Fortschritt des Erkennens. Da die Erkenntnis schließlich dazu führt, neue Möglichkeiten der Naturbeherrschung und der Regulierung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erschließen, ist die P. das letzte Ziel aller Erkenntnis. Weiter dient die P. in der Erkenntnis als Kriterium der Wahrheit, und zwar ist sie das höchste Kriterium der Wahrheit, weil sie zum Unterschied von anderen möglichen Kriterien die Erkenntnis mit der objektiven Realität so verbindet, daß die Wahrheit oder Falschheit einer Aussage feststellbar wird.

Aus: "Kleines Politisches Wörterbuch",
Dietz-Verlag Berlin, 1967

Missionar Töpferwien 19.9.69

I. Streiflichter auf die Lage in Indonesien

1. Die Rolle der Religion in Indonesien

Die Religion ist Grundlage von Staat, Volk und Wirtschaft. Art. 29,1 der indonesischen Verfassung: "Der Staat beruht auf der Anerkennung der Herrschaft des einen Gottes."
Es sind aber nicht alle Religionen von der Regierung anerkannt, "nur die Hochreligionen sind einer Kultur nation würdig".
Die Anhänger der Stammesreligionen (etwa 3 % der Bevölkerung) sind aufgefordert, sich im Laufe weniger Jahre einer der Hochreligionen anzuschließen. Praktisch kommen nur Islam oder Christentum infrage. 90 % der Indonesier gehören - zum Teil nur nominell - zum Islam. Beim missionarischen Wettlauf um die Angehörigen der Stammesreligionen zeigt sich, daß das Christentum attraktiver ist als der Islam. Von daher ist der erstaunliche Zuwachs an Christen zu erklären, z. B. der Karo-Batak in Nordsumatra.

2. Der gescheiterte Putsch im September 1965

Vorgeschichte noch ungeklärt, Armee hat den Putschversuch unterdrückt. Hinterher wurde bekannt, daß die Führer sämtlicher Religionen hätten liquidiert werden sollen. Das Volk war dadurch in seinen religiösen Gefühlen tief verletzt. Es kam zu einem Masseneblutbad unter den wirklichen oder vermeintlichen Putschisten, bei dem im Frühjahr 1966 Hunderttausende buchstäblich abgeschlachtet wurden. Führend bei diesem Massenmorden waren Mohammedaner. Christen beteiligten sich nicht daran. Das brachte eine große Zahl von Mohammedanern zum Nachdenken. Folge: z. B. in Java bis Juni 1966 50.000 Neugetaufte oder Taufbewerber, bisher etwa 200 bis 300 in jedem Jahr.

3. Spannungen zwischen Christen und Mohammedanern

sind das Ergebnis der Hochachtung der Religionen unter der neuen Regierung und dem erstaunlichen Wachstum der Kirchen:

seit 1965 etwa 800.000 neue evangelische Christen, heute also ca. 6 Millionen evang. Christen in Indonesien, bei der viel kleineren Röm.-kath. Kirche ähnlicher Zuwachs, jetzt ca. 3 Millionen kath. Christen.

Die meisten kommen aus Stammesreligionen, aber auch hoher Prozentsatz aus dem Islam.

Mohammedaner dadurch schockiert und alarmiert, wehren sich auf verschiedene Weise:

- a) Literarische Kampagne gegen Christen: Christentum ist importiert, ist Abweichung von den ursprünglichen Ideen Jesu u. ä.

- b) Pogrome an traditionellen heiligen Stellen.
- c) Versuch des Islam, den jetzigen religiösen Bestand einzufrieren im Gespräch über die Religionsfreiheit.
- Art. 29 der Verfassung: "Der Staat garantiert jedem Einwohner die Freiheit, seiner jeweiligen Religion anzugehören und ihr und seinem Glauben entsprechend seinen Gottesdienst auszuüben." Mohammedanische Interpretation: darin ist nicht eingeschlossen die Propaganda einer Religion an die Angehörigen einer anderen Religion. Also christlichen Glauben nur verkündigen bei Angehörigen primitiver Religionen. Dahinter steht die Auffassung: "Majorität muß Majorität bleiben, Minorität muß Minorität bleiben. Es gibt jetzt ca. 6 % Christen. Die Kirchen wehren sich gegen diese Auffassung, der Staat wünscht Einheit der Religionen, hat ergebnislose Dreiecksgespräche versucht."

4. Die religiöse Welle

Auch Folge der Schocks von 1965. Regierung proklamierte "Orde baru", um die Religion wieder an ihren angestammten Platz zu setzen. Diese religiöse Welle äußert sich z. B. in Regierungsbeihilfen beim Bau von Moscheen und Kirchen und starke Förderung des Religionsunterrichtes durch die Regierung in Schulen, Kindergärten, beim Militär, bei der Polizei und in den Regierungsbüros, für Mohammedaner islamisch, für Christen christlich. Zwei vorgeschriebene Wochenstunden. Regierung bittet die Religionsgemeinschaften, Kräfte zur Verfügung zu stellen, die dann von ihr bezahlt werden.

Diese Dinge müssen in der richtigen Proportion gesehen werden. Nicht so: Java in 25 Jahren christlich, Indonesien in 50 Jahren. Richtig sieht es so aus: Indonesien hat jetzt ca. 115 Millionen Einwohner, der jährliche Zuwachs durch Geburtenüberschuß beträgt 3 Millionen (2,4 % in Gesamtasien 1,9 %), d. h. also, die Minorität wird in Zukunft noch kleiner.

II. Christliche Partnerschaft der Zukunft nach den Bedürfnissen der Kirchen in Indonesien

Die Bedürfnisse der Kirchen in Indonesien haben Maßstab aller partnerschaftlichen Hilfe von uns aus zu sein, und nicht unsere Vorstellungen davon.

1. Partnerschaftliche Hilfestellung in der Mission

Wir können direkt für missionarische Struktur der Gemeinden nur wenig tun, aber indirekt viel. Entscheidende Missionsaufgabe der Zukunft liegt nicht bei den paar Millionen Animisten, sondern bei den 90 % Islam. Kirchen auf Java und Sulawesi praktizieren hier schon lange Dialog und Verkündigung an Muslim.

Ganz anders bei den Großen "Stammeskirchen" in Nordsumatra, Nordsulawesi und Ostindonesien, hier hört Verkündigung an der Grenze des Stammes auf. Hier setzt unsere Hilfe ein. Wir können sie nicht schicken, aber erst einmal Kenntnisse über den Islam vermitteln, damit die Kirche für eine zukünftige missionarische Begegnung gerüstet ist. "Man kann hoffen, daß die Entdeckung der missionarischen Berufung gegenüber den Muslims die stärkste Triebkraft zur Einigung der Kirchen Nordsumatras wird." (Prof. Müller-Krüger).

Die Zukunft der Mission in Indonesien kann nur Mission durch Indonesier sein, darum ist es wichtig, daß wir den Austausch indonesischer Mitarbeiter innerhalb der verschiedenen indonesischen Kirchen unterstützen, auch finanziell. Hier hilft auch Ostasiatische Christliche Konferenz sehr mit.

2. Partnerschaft bei der Zurüstung indonesischer Mitarbeiter für ihren Dienst

Wichtig wäre z. B. Hilfe bei der Abhaltung von gemeinsamen Zurüstungs- oder Auffrischkursen für Mitarbeiter aller Kirchen, jetzt tut es noch jede Kirche für sich. Das ist nicht nur rationeller, sondern würde auch die Ökumene innerhalb Indonesien stärken. Ebenso Hilfe bei der Stipendiatenfrage: viel besser als nach Europa oder Amerika ist ein Stipendium in eine andere asiatische Kirche, z. B. einen aus unserer Stammeskirche auf die Philippinen schicken, dort gibt es eine gut durchdachte Mission unter Stammesreligionen.

3. Hilfen für kirchliche Mitarbeiter zur Schulbildung ihrer Kinder

Ein indonesischer Pandita hat meist mehr als 10 Kinder und sitzt in abgelegenen Dörfern. Schulausbildung in der Stadt viel zu teuer. Basler Mission hat in Kalimantan angefangen, einen gemeinsamen Fonds aufzubauen, aus dem jeder kirchliche Mitarbeiter für jedes Kind, das er auf irgendeine Schule schickt, einen bestimmten Betrag erhält. Wenn man das fördert, würde man nicht nur den Mitarbeiterstand heben, sondern auch kirchlichen Nachwuchs heranzubilden.

III. Ökumenische Diakonie

Sie gehört zur Mission dazu. An zwei Punkten wird unsere Beteiligung mit Personal und Finanzen besonders dringend.

1. Familienplanung

Unter Sukarno durfte davon keine Rede sein, jetzt ist schwierige Lage Indonesiens durch Bevölkerungsexplosion klar. Staat hat in Djakarta 15 Kliniken eingerichtet zur Beratung und Behandlung in Sachen Familienplanung. Rat der Kirchen in

Indonesien hat sich durch seine Sozial- und Gesundheitskommission mit Broschüren, Informations-Konsultationen für kirchliche Mitarbeiter und für christliche Ärzte beteiligt. Hier könnte noch viel zum Wohl des indonesischen Volkes und damit auch der Kirchen investiert werden.

2) Transnigrassi = Umsiedlung von Javanen

Überbevölkerung in Java, 70 Millionen auf engstem Raum (dichter besiedelt als Ruhrgebiet oder dichtbesiedeltstes Gebiet in Japan), immer wieder Hungersnöte. Wesentliche Hilfe wäre Umsiedlung von Javanen auf andere Inseln, aber die Javanen wollen nicht. Regierung hat nicht genügend Mittel dafür. Javanische Kirchen nur zu einem kleinen Teil beteiligt bei Umsiedlung von Mitteljavanen nach Südsulawesi. Es müßte in größerem Umfange ökumenische Diakonie so geübt werden, daß die Kirchen in der Lage wären, von sich aus solche Umsiedlungen zu vollziehen.

Der Maßstab unserer Partnerschaft sollte bei den überseeischen Partnern liegen. Die vieldiskutierten sogenannten "Prioritäten" sollten nicht nach unseren Gegebenheiten, sondern nach denen unserer Partner bestimmt werden. Damit würden wir nicht nur einen größeren Dienst für unsere Partner tun mit denselben Mitteln, sondern wir würden in unseren Gemeinden mehr Verständnis wecken für unsere Verpflichtungen gegenüber den Brüdern der dritten Welt.

A b s c h r i f t

Kurze Zusammenfassung:

1. Die Sinnfrage, intensiv empfunden und reflektiert, führt uns in die Nähe von zweierlei Erfahrung; die eine ist tröstend, die andere gefährlich:
 - Erfahrung der ursprünglichen Annahme durch die Sinngebung, des leistungsfreien Bejahtwerdens von den anderen.
 - Erfahrung der Abgründigkeit der Sinnfrage, da sie uns drängt zum Fragen nach dem Ganzen. Das Ganze aber steht dauernd in bedrohlicher Nähe vom Nichts.
2. Im Bereich des Gesellschaftlichen scheint der Sinnfrage weiterer und umgestaltender Zusammenhang verliehen werden: Der Mensch wird erst durch seine Leistung sinnvolle Existenz erfahren und zur Anerkennung kommen. Hier ist zu fragen: Liegt dem Leistungsprinzip unaufgebbar nur der Nutzeffekt, die Anonymität, die "schlechte" Mittelbarkeit zugrunde; oder aber wird die ursprüngliche qualitativ bedeutsame Erfahrung der Sinngebung / s. sub 1. / auch im Bereich des Gesellschaftlichen vollziehbar? Ist es dem so, müßte man folgende Konsequenz ziehen: die Sinngebung ist nicht nur **a u ß e r h a l b** der Wirtschaft, Politik, kompensatorisch, seltenweise in Personalbeziehungen, Liebesereignis oder höchstens in kleinen informellen Gruppen erfahrbar.
3. Da die Wirtschaft, Politik und Gesellschaft sich geschichtlich wandelbar erwiesen haben und neuen Inhalten und Strukturen prinzipiell zugänglich sind, können für die Sinnfrage und -gebung an Kompetenz gewinnen durch Zunahme an Vermenschlichung der gesellschaftlichen Strukturen. Hier soll insbesondere an den Sozialismus in klassischer sowie auch heutiger Gestalt gedacht werden, wobei die Machtfrage vordringend wird. Hier ist am sorgfältigsten zu unterscheiden zwischen den potentiellen und aktuellen Seiten des Sozialismus, um in die sozial-romantischen Träumen nicht geraten zu sein.
4. Leistung in Bezug mit der Sinnfrage hat doppelten Charakter:
 - a) Sinngebung für mich als Leistenden
 - b) für andere; hier kann als Besenkung, Befreiung, Erschließen neuer Horizonte empfunden werden.

In diesem Kontext stellt die Leistung etwas mehr als Äußerung der Dankbarkeit hinsichtlich der ursprünglichen Annahme durch Gott und andere Leute.

Es würde sich lohnen, Leistung einer geschichts-kritischen Analyse zu unterziehen: Leistung in der mechanisierten Produktionsweise, Leistung im Zeitalter der Automation etc.

5. Woran setzt der christliche Glaube und theologische Reflexion der Sinnfrage an? An alle Stufen:
im Bereich des einzelnen
im Bereich der personalen Beziehungen Ich - Du
Die Reflexion ist auch gruppen- und gesellschaftsbezogen, welt- und kosmosbezogen!

Die Streitfrage: Für die Analyse der Gesellschaft sei nur die Vernunft kompetent, da man hier nur an Ermessens-erwägungen angewiesen sei, und der Glaube behält hier nur die befreiende Funktion für die Vernunft.

6. Die Aufgabe der dienende Kirche - Gemeinde - im Bezug mit der Sinnfrage:

- diese Frage immer auf's Neue in allen Lebensakzenten zu stellen.
- um den Moralismus und Paternalismus zu vermeiden, die Stellung dieser Frage immer mit der Analyse der philosophischen, wissenschaftlichen und ideologischen Voraussetzungen und Motiven der gesellschaftlichen Vorgänge zu verbinden.
- Die Selbstheit jedes Menschen, das Recht jedes einzelnen der Sinnfrage ausgesetzt zu werden und in Gemeinschaft als Subjekt anerkannt und in Toleranz und Freiheit begegnet zu sein, zu verteidigen.
- Priorität der Zuwendung zu den Schwachen, Bedrückten, zu denen, die die Sinnfrage weder beantworten noch zu stellen wagen, erweisen.

Dezember 1972

gez. Trojan

Protokoll
der Begegnungsbrüste am 7. und 8.3.72 in Wienax

Verhandelt wurden:

1. Das Selbstverständnis der Partei
2. Die Bedeutung des Teampfarrantes (Zusammenfassung von der Seminartagung 1970)
3. Bruderschaftliche Leitung des Kirchenkreises (Memorandum)
4. Arbeitsberichte aus den Gemeinden
5. Versuch einer Strategie für den Kirchenkreis.

Schottstädt hatte folgende Fragen für die Gruppe vorbereitet, die nicht systematisch zur Verhandlung kamen, aber in der Diskussion immer wieder eine Rolle spielten:

1. Welche Themen werden im Pfarrkonvent gearbeitet (gibt es einen Plan)?
2. Wie verhalten sich diese Themen zur Gemeindepraxis?
3. Welche gesellschaftlichen Probleme sind vor Ort vorhanden?
 - a) Wie werden sie behandelt und wo?
 - b) Was wird praktisch getan?
 - c) Wer setzt sich in der Gesellschaft wo ein?
4. Wie geschieht die Leitung im Kirchenkreis?
5. Welche Rolle spielt die Ökumene am Ort und darüber hinaus?
6. Wie passiert Zusammenarbeit Pfarrer/Katecheten?
7. Gibt es bereits Seminararbeiten, die ausführlich behandelt wurden? Welche Themen und was folgt daraus?
8. Was heißt sozialistisch existieren? (Dazu referiert Schottstädt Arbeitsergebnisse über ein Gespräch mit engagierten Christen am 15.1.72).

In der Diskussion zum Selbstverständnis der Partei wurde herausgestellt, daß man hier nur mitdiskutieren kann und darf, wenn man bereit ist, den Totalanspruch mit anzuerkennen. Wir müssen für uns feststellen, daß wir keine grundsätzliche kritische Distanz dem System gegenüber haben können. (Robatzek) Wir sollten uns angewöhnen, vom Evangelium her im Gegenüber zur Gesellschaft zu denken, nicht von der Kirche her. Vom Evangelium her können wir das Gewissen der Gesellschaft sein. (Wissenburg)

Das alte Leitbild Hirt/Herde taugt nicht für das Bedenken dieser Frage.

Wir sind dabei, allmählich zu lernen, daß sich Jesus Christus nicht an bestimmte Gesellschaftsformen gebunden hat. Die Freiheit Jesu ist in jeder Gesellschaft zu leben. Wir sind in einen Lernprozeß eingetreten, daß wir ja sagen zu unserer Situation. Es könnte sich an unserem Verhalten entscheiden, wie das Verständnis der Partei in Zukunft aussieht.
(Stühmeier)

Nach der Arbeit an der Bedeutung des Teampfarramtes versucht Robatzek eine Zusammenfassung:

Durch Erkennen und Ausüben von gesellschaftlichen Engagement auf dem Hintergrund der Christusanachfolge werden wir weiterkommen. Ohne gesellschaftliches Engagement wird es nichts Vorwärtsweisendes für unsere Kirche geben. Die Kirche sollte für uns ein Instrument Gottes bleiben, und unser Dienst als Theologen ist ein Dienst für Gemeindeglieder, der sich in gesellschaftliche Arbeit umsetzen muß.

Es scheinen drei Hauptfragen im Blick auf die gesellschaftliche Arbeit herausgekommen zu sein:

1. Gesellschaftliches Engagement
2. Erziehung
3. Kooperation zwischen den Kirchengemeinden (innerhalb der Propsteien).

Alle drei Fragen in ein Miteinander zu bekommen, wird uns heute überfordern. Die Frage ist, wie wir neue theologische Erkenntnisse an einer Stelle umsetzen. Dabei wird der begrenzte Punkt für uns wichtig sein. Diesen Punkt brauchen wir in der Strategie und im gesellschaftlichen Engagement.

Wir sollten uns fragen, ob wir teamfähig, teamwillig und teamwürdig sind. Dabei hat die Diskussion gezeigt, daß eine Dienstverbindlichkeit für uns wachsen kann:

Als inhaltliche Themen wurden für den Konvent herausgestellt:

- a) Unterricht einschließlich Erwachsenenbildung
- b) Gesprächsführung
- c) Strukturänderungen (zwischen den Propsteien).

Die Konventsarbeit muß bewußt zur Praxis zugeordnet werden.

In der Diskussion unterstreichen die Brüder, daß das Engagement vorwiegend ein praktisches sein muß, nicht so sehr ein ideologisches (Dürr).

Daß wir in der Gesellschaft immer aufeinander zugehen müssen und auch die Denkvoraussetzungen der anderen zu akzeptieren haben (Kayatz).

Das Bewußtsein ist zu überwinden, daß man Christ nur in der Kirche ist, nicht im Beruf und in der Gesellschaft (Lange).

Schottstädt schlägt dem Kreis vor, den Dreiklang von gesellschaftlichen Engagement, Erziehungsfragen und Arbeit

in der Kooperation (zwischen den Propsteien) vor Augen zu behalten und kleine Arbeitspläne aufzustellen. Wichtig ist, die gesellschaftlich bezogene Arbeit in Gang zu bekommen, dann wird von selbst die gemeindliche Erneuerung praktiziert werden können.

Kiebusch versucht, das ganze in einer grafischen Darstellung zusammenzufassen, die als Gesamtausrichtung der Arbeit angenommen wird.

Aus den Gemeinden gab es folgende Berichte:

Robatzek in Boltenhagen erwähnt die Gruppenbesuche im Gottesdienst während der Sommermonate. Hier ist Urlauberarbeit neu zu bedenken. Im Winter Seminararbeit mit den Einheimischen. (Orientierung am Blauen Plan von Berlin-Brandenburg).

Im Neubauviertel von Wendorf gibt es eine Gemeindeleitung und in jedem Jahr einen Winterplan. Hier ist es vor allen Dingen die mittlere Intelligenz, die in einem Erwachsenenunterricht zusammengefaßt wird. (Katechismusthemen). Es gibt 200 Christenlehrekinder. Kinderkreishelfer, junge Küster, junge Handwerker und junge Gärtner haben sich gemeindebezogen (Gottesdienst) engagiert.

In Zürow existiert eine alte Gemeinde. Bisheriger Arbeitsstil: "Verbraucherstil".

In Wismar-Stadt an Marien entwickeln sich Gemeindegemeinschaften. Es wird mit dem Blauen Plan gearbeitet. Es gibt Familiengottesdienste, Kontakte mit der CDU, und es wird die Kooperation mit anderen Gemeinden angestrebt.

In Trebiskirchen ist nicht der Gottesdienst der Schwerpunkt, sondern einzelne Arbeiten wie Gemeindehilfe, Altenarbeit. Es existiert auch ein Jugendausschuß, in dem das Engagement auf dem Lande besonders bedacht wird.

Auf der Halbinsel Pöhl gibt es noch viele Christenlehrekinder. Die Gemeindearbeit basiert vor allen Dingen auf persönlichen Kontakten des Pfarrers (Hausbesuch).

In Warin wird mit der CDU zusammengearbeitet. Der Schwerpunkt der Gemeindearbeit liegt in Sammlung und Sendung. Es wird immer mehr eine funktionelle Stoßrichtung probiert. Dabei wird die gesellschaftliche Verantwortung herausgestrichen. Bisher geschieht diese Arbeit noch nicht themengebunden.

In der Gemeinde Nikolai in Wismar spielt die Kinderarbeit eine besondere Rolle. Der Kreiskatechet verweist auf Vorschularbeit, die neu in Angriff genommen wird, und auf Elternarbeit.

In Hornsdorf soll eine Basisarbeit versucht werden. Die Gemeindeglieder sollen theologisch wahrheitsgemäß angesprochen werden. Damit sollen sie von der Nur-Tradition abgebracht werden.

Zum Schluß der Rüsttage schlägt Schottstädt dem Kreis vor:

1. in einem Jahr eine ähnliche Tagung zu planen. Von der Gossner-Mission in der DDR sollten wieder drei Mitarbeiter dabei sein. Er selbst würde sich an dieser Stelle zurückhalten.
2. Schottstädt möchte mit sechs Pfarrern (Maercker, Lange, Stühmeier, Robatzek, Wiesenburg, Schwart) vor dieser Begegnung für eine knappe Woche in Klausur gehen, um die Strategie theologisch zu vertiefen.
3. Den Mitarbeitern der Gossner-Mission in der DDR soll möglichst bald Mitteilung gemacht werden, welche gesellschaftsbezogenen Themen in Angriff genommen wurden, wie das Thema Erziehung weiter behandelt werden soll und wie die Kooperation Gestalt gewinnt. (Auch anderes Arbeitsmaterial sollte an die Dienststelle geschickt werden).
4. Der Kreis möchte erklären, daß er von Mitarbeitern der Gossner-Mission in der DDR in einer gewissen Regelmäßigkeit Begleitertätigkeit wünscht.

gez. Bruno Schottstädt

Verteiler:

Gen.Supd. D. Jacob
J. Kiebusch
Lärtz
Pfr. Linn
Propst Maercker
B. Schottstädt
Bischof Radke
Bischof Schönherr
I. Tischhäuser
Sup. Ziegler

Wunderlich

Paraskevos Panayi Panayioti, geboren 8.9.1963,
aus V o n i near Nicosia/Cyprus
Mutter: Christalla Panayioti Paraskeva

Diagnose: Totale Nierenmißbildung rechts und links (Geburtsanomalie), Bluthochdruck. Auch Dauernässer, zum kleineren Teil organisch, zum größten Teil psychisch bedingt. (Gestörte Beziehung zu den Eltern, die wahrscheinlich lange nichts von der bestehenden Geburtsanomalie wußten und wohl das Trockensein mit Zwangsmitteln herbeizuführen suchten.)

P. ist seit dem 1.6.1969 im Klinikum Berlin-Buch (DDR). Vater des Kindes ist in Zypern Gewerkschaftsmitglied, er sei von Beruf Maler. Beide Eltern seien Analphabeten. Kostenträger in der DDR ist der FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund).

Nach einer kleinen Operation in Zypern im Jahr 1967 wurden hier noch 6 operative Eingriffe durchgeführt. Chirurgisch ist nichts mehr möglich außer einer Nierentransplantation, sofern der Patient einmal das 16. Lebensjahr erreicht. Anschluß an eine künstliche Niere sei nicht möglich, das das gesamte Nierensystem anomal ist. Beide Nieren arbeiten nur zu einem kleinen Teil; es besteht ständige Gefahr von Stauungen, von Harnwegsinfektion und von Harnvergiftung.

Das Kind soll auf dringenden Wunsch der Mutter nach Zypern entlassen werden. Wir wissen nicht, wie sich die Rückkehr bei dem Kind seelisch auswirken wird. P. äußert nur negative Erinnerungen an sein Zuhause und empfindet nur Bindung an seine 3 Brüder. Er selbst ist zu Hause der Kleinste.

P. muß wöchentlich ⁿ mindestens einmal zur Untersuchung (Blut und Urin, Hochdruck), sich ~~er~~ nur in Nicosia möglich. Dazu kommt ständige Möglichkeit einer notwendigen Krankenseinlieferung bei Harnwegsinfektion oder Harnvergiftung. Nach unserer Kenntnis müssen die Eltern voll für diese Kosten aufkommen, da es keine Krankenversicherung gibt.

Die häusliche Pflege muß mit peinlicher Sauberkeit durchgeführt werden, wozu täglich und nächtlich viel Leibwäsche und viel Bettwäsche nötig ist. Es fragt sich, ob die nötige Wäsche vorhanden ist und ob das tägliche Kochen von Wäsche geschafft wird. Alle, die mit dem Kind umgehen, müssen praktisch immer zugleich seine Pfleger sein. Er selbst nimmt alle Vorschriften nicht wichtig, muß ständig neu zum häufigen Händewaschen angehalten werden, darf nicht in die Sonne, nicht in kaltes Wasser und darf nicht auf seine Operationsnarben fallen. Dazu braucht er viel Schlaf und gutes mildes Essen, muß täglich 2-3 Liter trinken (in der Hauptsache Pfefferminztee und Malzkaffee), damit die Nieren ständig arbeiten müssen. Natürlich muß auch regelmäßig die Temperaturkurve geführt werden.

Hinzu kommen all die psychischen Probleme des Kindes und seine durch die Krankheit gewachsene innere Empfindlichkeit, wofür die Mutter sehr viel Zeit und wohl Beratung nötig hätte, um nicht Spannungen zu vergrößern sondern aufzulösen und das Verhältnis zwischen sich und dem Kind in Ordnung zu bringen.

Wir sind in Sorge, wie weit dort seine sehr aufwendige und kostspielige Pflege bewältigt werden kann und möchten um die Mühe bitten, sich einmal an Ort und Stelle zu orientieren, was die Eltern selbst schaffen werden, welche Hilfe sie haben und welche eventuell noch hinzukommen muß.

Berlin, 26.4.1971

Elisabeth Wunderlich

A k t e n n o t i z

zum Gespräch am 27.5.72 auf dem ZingsthoF zum
Thema "Christsein in der Landwirtschaft"

Teilnehmer: 18 Personen (Stuth, Elektromonteur,
Möller, Schreiber, Werischong,
Neetz - tätig in der Rinderzucht,
als Imker, in der Revisions-
kommission der LPG und als
Kirchendiener, Gudrun Handke,
Frau Guéard - Frau des stellver-
tretenden Tierzuchtleiters vom
VEG Zingst - Zietz, Velgast,
Golke, Schulz - Schlosser -
Willi Weber - Schlosser, Kirchen-
ältester und Kreissynodaler -
Reimer und Manfred Krüger)

Leitung des Gesprächs Manfred Krüger.

Das Gespräch kreist vor allen Dingen um die Fragen,
die als Probleme auf dem Lande heute da sind.
Diese sollen im Rahmen der Gesamtentwicklung
behandelt werden.

Zur Frage stand, wie äußert sich lebendiges christliches
Zeugnis in der sich entwickelnden sozialistischen
Landwirtschaft? Wie gestaltet sich Kirche inmitten von
LPG'en?

In Prohn und Großmohrdorf ist eine Groß-LPG ent-
standen. Dort wird jetzt in zwei Schichten gearbeitet.
Noch ist eine volkskirchliche Situation da, die sich
sichtlich verändern wird.

Das Gespräch kreist um Fragen, die durch die
Entwicklung der Landwirtschaft für die Bevölkerung
entstehen:

1. Viehhaltung und Gärten (privat)
 2. Die Mitglieder erhalten sehr viel Bargeld. Sie sind
Gehalts- und Lohnempfänger. Damit verändert sich
ihr Bewußtsein als Bauern.
 3. Die Menschenführung spielt eine große Rolle.
 4. Die geistigen Bedürfnisse (Bildung und Schule).
 5. Frauenbeschäftigung im Winter.
 6. Leitungsfragen (Leitung im Verhältnis zur
Verantwortung der Mitglieder).
 7. Mitarbeit in Kommissionen in der LPG
 - a) Frauenkommission
 - b) Revisionskommission
 - c) Sozialkommission
 - d) Wohnungskommission
- Prohn ist mit seiner Frauenbrigade (12 Traktoristinnen)
in der ganzen Republik bekanntgeworden.



Das ganze Gespräch kann als offenes Gespräch angesehen werden, in dem keine Rezepte verteilt wurden. Vielmehr hatte es den Sinn, daß die anwesenden Pfarrer ihre Gemeindeglieder in der sozialistischen Landwirtschaft besser verstehen.